This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

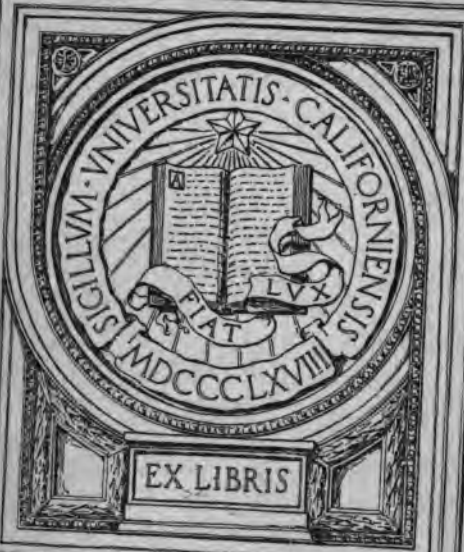
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

$B 284 390

Augustin

ein Lebens- und Charakterbild

GIFT OF
MICHAEL REESE



Auguſtin

Ein Lebens- und Charakterbild auf Grund ſeiner Briefe

von

Wilhelm Thimme

Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1910

BR1720
A9T4

Inhaltsangabe

Einleitung 1–6
I. Auguſtin als Freund 7–36
II. Auguſtin als Seelſorger und Berater 37–81
III. Auguſtin als Biſchof 81–137
IV. Auguſtin als Kämpfer gegen Häreſie und Heidentum 138–183
V. Auguſtins Selbſtbeurteilung 184–195
VI. Charakterſkizze Auguſtins 196–206

Gedruckt bei Hubert & Co. in Göttingen.

Einleitung.

Wir besitzen in den „Bekenntnissen“ ein anschauliches und lebensvolles Bild der Jugend des heiligen Augustin. Niemals bleibt der große Autobiograph bei äußeren Ereignissen stehen, sondern deckt mit ernster und sicherer Hand ihre seelischen Ursachen und Folgen auf und läßt uns tief hineinblicken in ein merkwürdig bewegtes Geistesleben. Liebesverlangen, Freundschaftsenthusiasmus, Ehrgeiz, Schwermut, Schwärmerei für Schönheit in Versen und Formen, Wahrheitsdurst, Gewissensangst, religiöse Sehnsucht, das sind die hauptsächlichsten Triebkräfte, deren Zusammenwirken und Durcheinanderwogen die Jugend des einzigartigen Mannes so reich und fesselnd, so drang- und qualvoll machten. Wir verfolgen ihn mit Spannung auf seiner mühseligen Reise durch Zweifel, Irrtum und Sünde zur Wahrheit und Reinheit, die er nach langem Zögern endlich im Schoße der Mutter Kirche zu finden meinte. Nichts erscheint ihm der Erwähnung wert, was nicht als Antrieb oder Hemmnis auf dieser Reise beurteilt werden kann. Sehr knapp ist seine Darstellung, wenn er erzählt; reichlich fließen seine Worte, wenn er inneres Geschehen zergliedert; am reichlichsten, wenn er betet.

So vertraut die Gestalt des Jünglings Augustin dem Gebildeten ist, so undeutlich und unklar pflegt im allgemeinen die Vorstellung zu sein, welche man sich von Augustin, dem gereiften Manne und Bischof, macht. Man kennt ihn allenfalls als den erfolgreichen Gegner der Donatisten

286389

und Pelagianer, als Schöpfer einer eigentümlichen Sünden- und Gnadenlehre, als Vollender des Trinitätsdogmas, als berühmten Grundsteinleger der katholischen Weltkirche und endlich als den in Gottesliebe weltvergessen schwelgenden Mystiker. Aber es fehlt ein klar umrissenes Bild von dem Menschen, der alles dieses zugleich leistet und ist, seiner Eigenart, seinen Schwächen und Schranken.

Im zehnten Buche der Konfessionen sagt Augustin, er wolle, nachdem er das Bekenntnis seiner ehemaligen Sünden beendet, nun noch bekennen, wer er jetzt sei. Aber wenn wir daraufhin erwarten, nun ein einigermaßen vollständiges, wenn auch nur in großen Umrissen gezeichnetes Selbstporträt zu erhalten, werden wir enttäuscht. Wohl gräbt der unbarmherzige Kritiker tief in seine Seele und zeigt, daß trotz alles Ringens nach immer größerer Heiligkeit jeder seiner fünf Sinne eine Einfallspforte geblieben ist, durch welche die Sünde sich in mancherlei Gestalt einschleicht. Er klagt, daß der Genuß wohlschmeckender Speisen, der Musik, schöner Formen und Farben ihn mehr erfreue, als es gut sei, daß die unreine Begierde, wenn er sie auch bei wachem Bewußtsein von sich fernzuhalten wisse, ihn doch noch in den Träumen beunruhige, daß er noch immer bisweilen durch alltägliche Nichtigkeiten, etwa das Geschwätz eines Narren oder den Anblick eines Hundes, der einem Hasen nachjage, oder einer Eidechse, die nach Fliegen schnappe, von seinem ernsten Sinnen abgelenkt werde, daß er sich noch immer von den ihm reichlich entgegengebrachten Lobeserhebungen schmeicheln lasse, und daß er überhaupt noch gar nicht mit sich selbst zufrieden sei. Aber all das, was Augustin hier beibringt, dient kaum zu einer wirklichen Selbstcharakteristik. Das sind ja allgemein menschliche Schwächen, und man tut wohl keinem Heiligen Unrecht, wenn man dergleichen bei ihm voraussetzt, auch ohne daß er sich ausdrücklich dessen bezichtigt. Nur so viel erkennen wir deutlich, daß der Bischof von Hippo einen bohrenden

Scharfsinn und ein selbstquälerisches Gemüt besitzt. Die nächstfolgenden Bücher der Konfessionen aber lehren, daß er zugleich ein glänzender Geist ist, daß sein einwärts gekehrtes Auge auch die Fähigkeit hat, tief in die Geheimnisse des Gottes- und Weltproblems einzudringen. In der Probe, die er uns hier von seinem Spekulieren vorlegt, überschüttet er uns mit einer fast überwältigenden Fülle von Gedanken und Fragen. Dennoch möchten wir noch genauer wissen, wer er ist, der so unbarmherzig in seinem Innern wühlt und so tiefsinnig über Gott und Welt und Zeit und Ewigkeit zu disputieren versteht.

Einen dankenswerten Dienst tut uns die kurze Lebensbeschreibung, welche der einstige Schüler und spätere langjährige Amtsbruder, Possidius, von seinem großen Freunde verfaßt hat. Sie bietet uns besonders vom 22. Kapitel ab zur Charakteristik Augustins wertvolles Detail. Sie zeigt uns den Bischof beim einfachen Mahle im Kreise seiner Gefährten an der mit denkwürdiger Inschrift versehenen Tafel. Sie erzählt uns interessante Dinge von seiner Mildtätigkeit, seiner Vermögensverwaltung, seinem Umgang mit Frauen, seinem Ende und noch manches andere. Trotzdem kann man nicht sagen, daß dieses treuherzige und pietätvolle Büchlein ein klares und ausreichendes Lebens- und Charakterbild Augustins vermittelte. Wohl hält sich Possidius von schönrednerischen und panegyrischen Übertreibungen ziemlich frei; dennoch hüllt er die Gestalt seines überragenden Kollegen bereits in einen unbestimmten Heiligenschein, sieht keine Schranken seines Wesens und ist infolgedessen natürlich auch nicht imstande, seine Besonderheiten aufzuzeigen. Denn auch für die Charakteristik von Persönlichkeiten dürfte das Wort des Spinoza sich als zutreffend erweisen: Omnis determinatio negatio. Auch ist das von ihm zusammengebrachte Material zu gering. Wir müssen uns nach Weiterem umsehen. Es ist keine Frage, daß wir Augustin, den Mann und Bischof, am besten

aus seinem Briefwechsel kennen lernen können. Dieser umfaßt nach der Maurinerausgabe 270 Briefe, von denen 223 von Augustin selbst geschrieben, 47 an ihn gerichtet sind. Es befinden sich darunter Briefe jeden Umfangs vom kurzen Billet mit Grüßen oder geschäftlichen Notizen oder etwa der Empfehlung eines Bekannten bis zur langen, lehrhaften Abhandlung, von der es zweifelhaft sein kann, ob sie überhaupt in die Briefsammlung hineingehört. Sehr viele Briefe antworten auf Fragen, die meist theologischer, bisweilen auch philosophischer Art sind. Die theologischen Briefe nehmen überhaupt den breitesten Raum ein, was wir, da wir nicht nach dem Theologen, sondern dem Menschen suchen, bedauern. Da Augustins Name bereits zu seinen Lebzeiten Weltruf besaß, wohnen die Adressaten in der Welt zerstreut, doch sind es naturgemäß meist Afrikaner. Jede Menschengattung ist unter ihnen vertreten, vornehme Staatsbeamte, katholische und schismatische Bischöfe, gebildete und ungebildete Laien, nicht wenige Frauen, ein junges Mädchen, einzelne Heiden; auch Gemeindebriefe fehlen nicht.

Nicht so zahlreich, wie wir wünschen möchten, sind die an vertraute Freunde gerichteten Schreiben und die vorhandenen, zumal die an Alypius, leider in der Regel kurz und geschäftlichen Inhalts. Sehr häufig hören wir den Bischof in wohlbedachten und berechneten Darlegungen sich verbreiten, selten spricht zu uns der Mensch, in dem unmittelbaren Drang sich mitzuteilen. Fast niemals, auch in den Freundesbriefen nicht, kommt er anders als mit einer kurzen Bemerkung — etwa er sei sehr beschäftigt oder kränklich — auf sein persönliches Ergehen zu reden. Der Grund ist nicht schwer zu finden; einerseits erscheint ihm dies überhaupt kaum der Erwähnung wert, andrerseits setzt er voraus, daß der Überbringer des Briefes berichten wird, wie es in Hippo aussieht. Für uns ist das natürlich sehr schade. Überhaupt muß man bei dem Versuche, bis zum Kern der Persönlichkeit des Heiligen vorzudringen, recht

behutsam sein. Augustin ist eine viel zu disziplinierte und reflektierte Natur, als daß man erwarten dürfte, in seinen Schriften und Briefen gleichsam obenauf schwimmend ein klar erkennbares, eindeutiges Abbild seines Wesens zu finden. Von den Wellenbewegungen seines Gemütes bis zu Feder und Tinte ist ein weiter Weg, und viel besser als seine Tränen hat der große Bischof das Wort in seiner Gewalt gehabt. Gewiß bekommen wir bisweilen etwas zu verspüren von Leidenschaft und Gefühlsüberschwang, aber bei alledem bleibt Augustin stets der vollendete Meister des Wortes, der auch in der Erregung seine Wirkung berechnet und sich keines unbedacht entschlüpfen läßt.

Auch sein ausgeprägtes Amtsbewußtsein, sowie sein starkes Verantwortlichkeitsgefühl mußte ihm eine vorsichtige Zurückhaltung auferlegen, zumal da seine Briefe meist nicht nur von dem Adressaten, sondern außerdem von vielen Anderen gelesen und nicht selten abgeschrieben und verbreitet wurden.[1] Trotz alledem läßt sich aus ihnen Vieles zur Charakteristik des berühmten Bischofs entnehmen und ein wenigstens in manchen Zügen schärferes Bild von ihm gewinnen, als dies den bisherigen Biographen gelungen ist. Denn irgendwie trotz aller Zurückhaltung muß doch eine jede Persönlichkeit ihren Schriften den Stempel ihrer Eigenart aufdrücken, zumal eine Persönlichkeit von solch überströmendem Leben und Reichtum wie die Augustins. Nirgendwo aber wird sich diese mit ihren Maßen und Schranken und Besonderheiten so gut greifen lassen wie in den Briefen, die uns, auch wenn ihnen das Gepräge frischer Unmittelbarkeit im allgemeinen fehlt, den Heiligen von Hippo vor Augen führen in mancherlei und zum Teil schwierigen Situationen, im

[1] Vgl. Ep. 22, 9: Noch Vieles gibt es in meinem Leben und Wandel, was ich beweinen muß; aber brieflich, wenn es zwischen meinem und deinem Herzen außer meinem Mund und deinem Ohr noch andere Vermittler gibt, mag ich es dir nicht mitteilen (an Aurelius).

Umgang mit nicht wenigen bedeutenden, interessanten Persönlichkeiten, nicht nur am stillen Schreibtisch, sondern hineingestellt in eine unruhige, verworrene Zeit. Freilich auf die Hoffnung müssen wir von vornherein verzichten, ihn jemals kennen zu lernen, „wie er war"; einen Wunsch, den schon zu Augustins Zeiten viele Leute hegten, Konf. X, 4.

Die Theologie und Philosophie Augustins kann bei unserm Versuche, die hinter seinen Briefen stehende Persönlichkeit aufzufinden und festzuhalten, im Einzelnen unberücksichtigt bleiben, doch werden wir gewisse Hauptgedanken derselben bei Gelegenheit hervorheben müssen. Denn gerade aus den Briefen dürfte besonders deutlich hervorgehen, worauf es dem Denker am meisten ankam, und was ihn am meisten beschäftigte, und vor allem, daß in ganz ungewöhnlichem Maße das Denken das eigentliche Leben Augustins war.

Die Briefe werden im Folgenden, da sie in der Wiener Kirchenväterausgabe noch nicht vollständig erschienen sind, nach der Benediktinerausgabe (Editio tertia Veneta 1797, Tom. 2) zitiert, und zwar wird bei genauerer Ortsbestimmung allein die Einteilung in Nummern berücksichtigt.

I. Augustin als Freund.

Als Mann und Bischof besaß Augustin dasselbe starke Bedürfnis nach Freundschaft, welches uns als ein eigentümlicher Zug seines Jugendlebens entgegentritt. Von seiner hochausgebildeten Fähigkeit, in den verwandten Seelen zu lesen und ihre Schicksale, Hoffnungen und Befürchtungen fast wie die eigenen mitzuerleben, hatte er kaum etwas eingebüßt. Er betete um Freundschaft. Sie gehört zu den wenigen Erdengütern, von welchen er sagt, daß sie um ihrer selbst willen zu erbitten sind, Ep. 130, 13. Er weiß es, welchen Trost der teilnehmende Zuspruch eines Freundes im Leide gewähren kann. Nimmer möchte er die Freundschaft missen, denn ohne Freund, behauptet er, kann sich keine Lebenslage freundlich gestalten, Ep. 130, 4. Die Freundschaft war für ihn ein Friedenshafen, in dem er von den Arbeiten, Kämpfen, Nöten seines Berufes Ruhe suchte. „In die Liebe meiner Vertrauten", schreibt er dem Hieronymus, „versenke ich mich ganz, wenn ich von weltlichen Verdrießlichkeiten ermüdet bin, und in ihr finde ich ein sorgenfreies Ausruhen", Ep. 73, 10, vgl. 48, 1.

Die Erquickung, welche er im Gedanken an die Liebe seiner Freunde fand, war geweiht durch religiöse Gefühle. „In der Freundesliebe", so fährt er fort, „finde ich Gott, und so ist er es im Grunde genommen, in den ich mich versenke und in dem ich sicher und ohne Sorgen ruhe." Diese religiöse Vertiefung darf nach Augustins Überzeugung der Freundschaft nicht fehlen. Nur wenn man Gott im Freunde sucht und findet, kann der Gedanke an die beklagenswerte

Unzuverlässigkeit der Menschen die Seelenruhe nicht stören. Gott bleibt treu, auch wenn des Freundes Herz sich als treulos erweisen sollte. Es versteht sich demnach, daß Augustin mit keinem Nichtchristen oder gottverlassenen Häretiker Freundschaft schließen kann, sondern die Freundesliebe erwacht in seiner Seele, wie er in dem zitierten Briefe bemerkt, wenn er einen von christlicher Liebe entbrannten Menschen sieht.

Zur näheren Charakterisierung des augustinischen Freundschaftsideals diene der Brief an den einstigen Jugendfreund Martian, den der Bischof, wir wissen nicht wann, beglückwünscht, weil auch er endlich Katechumen geworden ist, Ep. 258. Er erinnert in ihm an die bekannte Definition Ciceros: „Freundschaft ist die von Wohlwollen und Zuneigung begleitete Übereinstimmung der Anschauungen über Welt und Gott", und urteilt, früher sei ihre Freundschaft nicht die rechte oder vielmehr nur eine eingebildete gewesen. Denn damals, als sie noch auf der Bewunderung des Martian und der Eitelkeit des durch seine Lobsprüche geschmeichelten Augustin beruhte, fehlte ihr das Wichtigste, die Übereinstimmung im Göttlichen. Aber auch im Irdischen konnte es keine völlige Übereinstimmung geben, solange die richtige Beurteilung desselben, die erst im Lichte der göttlichen Erkenntnis möglich ist, nicht vorhanden war. Augustin dankt Gott, daß er die beiden einstigen Vertrauten endlich auch zu wirklichen Freunden gemacht habe; denn eins sein in der Gottes- und Nächstenliebe, das sei die rechte Übereinstimmung der Anschauungen über Gott und Welt, mit anderen Worten die wahre und ewige Freundschaft. Als deren letzte Besiegelung fehle nur noch die Taufe des Martian. Er möge sie darum nicht länger hinausschieben.

Wir sehen, das augustinische Freundschaftsideal ist nicht das einer individuellen Freundschaft, die auf der Wahlverwandtschaft gleich gestimmter Seelen beruht. Sondern als das Feuer, in welchem die Seelen zu engstem Verbande zusammengeschmolzen werden, läßt er allein die allgemeine

„caritas christiana“ gelten.[1] Uns freilich muß das Bedenken aufsteigen, ob dieses Freundschaftsideal auch mit den wirklichen Freundschaftsempfindungen des Bischofs übereinstimmte. Es scheint uns zweifelhaft, ob das seelische Verhältnis Augustins zu einem Manne, der einst zu seinen vertrauten Jugendgenossen gehörte, den er aber, wie wir annehmen dürfen, seit Jahr und Tag aus den Augen verloren und um den er sich nicht mehr gekümmert hatte, nun auf einmal wie früher, ja weit mehr als früher, volle und wahre Freundschaft genannt zu werden verdient, da er zufällig erfahren, daß Jener seinen Sinn dem Christentum zugewandt hat. Wir vermuten vielmehr, daß die Wärme, welche diesem Verhältnis noch anhaften mag, mehr ihren Grund in der Erinnerung an die einstige heitere und bewegte Jugendfreundschaft als in der gegenwärtigen gemeinsamen christlichen Liebe haben dürfte.

Da Augustin in der christlichen Liebe das Fundament der Freundschaft erblickt, versteht es sich, daß er bestrebt sein muß, den Kreis, den er mit seinem freundschaftlichen Empfinden umfaßt, möglichst weit auszudehnen. Er sagt selbst: Man darf die Freundschaft nicht in enge Grenzen einschließen. Sie umschlingt mit ihrem Bande Alle, denen man Liebe und Zuneigung schuldet, obschon sie sich dem Einen eifriger, dem Anderen zögernder zuneigen mag. Sie macht nicht einmal vor den Feinden Halt, Ep. 130, 13. Dennoch schließt dieses Freundschaftsideal nicht alle Separatfreundschaften prinzipiell aus, wenn es sie auch nicht gerade begünstigt, sondern es

[1] Contra duas ep. Pelag. I: Amicitia nusquam nisi in Christo fidelis est, in quo solo esse etiam sempiterna ac felix potest. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so deutlich, heißt es in Ep. 155: Von dort (d. h. von der Liebe zur ewigen Wahrheit) ist auch alle wahre Freundschaft herzuleiten. Denn Niemand kann wahrhaft eines Menschen Freund sein, wenn er nicht zuvor der Wahrheit selbst befreundet ist. Man beachte in diesem Zusammenhang auch die Gegenüberstellung der „privaten“ und „allgemeinen“ Liebe in Ep. 243 (s. u.). Die erstere ist nach Augustins Meinung wert, ausgerottet zu werden.

ist nur natürlich, daß Diejenigen, in welchen die Liebe Christi am glühendsten brennt, sich auch auf einzigartige Weise zueinander hingezogen fühlen. Doch werden solche Christenfreundschaften leicht etwas Gezwungenes und unnatürlich Überschwengliches haben.

Diesen Eindruck macht auf uns der Freundschaftsbund, den Augustin und Paulinus von Nola miteinander schlossen. Paulinus, dem Alypius einige Schriften seines Jugendfreundes übersandt hatte, eröffnete den Verkehr mit einem wohlgesetzten, schwungvollen Briefe, in welchem er Augustins tiefe und leuchtende Weisheit mit bewundernden Worten verherrlichte und sich demütig der Leitung und Unterweisung des stärkeren und reiferen Geistes des damals noch jugendlichen Presbyters unterordnete, Ep. 25, vgl. 30. Nun war Augustin gegen fremde Lobsprüche nichts weniger als unempfindlich, doch ist dies schwerlich der eigentliche Grund, weshalb er mit einem so freundschaftstrunkenen Schreiben antwortet. Sondern das war es, daß der vornehme, auch als Poet bekannte Paulinus von asketischem Geiste ergriffen seine glänzende, weltliche Laufbahn abgebrochen, sein großes Vermögen den Armen geopfert und sich mit seiner Gattin zur Grabstätte des heiligen Felix zurückgezogen hatte, um dort in Enthaltsamkeit, Andacht und Wohltätigkeit seine Tage zu verbringen, dabei ein wenig sich selbst gefallend und seine Demut zur Schau tragend,[1] das war es hauptsächlich, was den noch im Feuer der ersten Liebe flammenden Presbyter hinriß und seine Feder von Liebe, Verehrung und sehnsüchtigem Verlangen überströmen ließ. „O du guter Mann und guter Bruder, du warst bisher meiner Seele verborgen, und ich rede ihr zu, es zu ertragen, daß du auch jetzt noch meinen Augen verborgen bleibst; aber sie gehorcht mir kaum, nein, sie gehorcht mir gar nicht — oder erträgt sie es etwa doch? Nein, denn sonst würde sie nicht gemartert werden von Sehnsucht nach dir. Wenn ich leib-

[1] In den Briefen nennt sich das fromme Ehepaar mit Vorliebe „Paulinus et Therasia peccatores".

liche Beschwerden erduldete, ohne daß sie den Gleichmut meines Geistes trübten, dann könnte man mit Recht sagen, daß ich sie ertrüge. Aber da ich meinen Gleichmut nicht bewahren kann, wenn ich bedenke, daß ich dich nicht sehen darf, so wäre es ja unerträglich, wollte ich von Ertragen reden. Doch da du bist wie du bist, wäre es vielleicht noch unerträglicher, wenn ich es ertragen könnte, fern von dir zu sein. Ach, es ist gut, daß ich es nicht mit Gleichmut tragen kann, denn wenn ich es mit Gleichmut trüge, könnte ich mich selbst nicht mehr mit Gleichmut tragen. Wunderbar ist es und doch wahr: Ich bin betrübt, weil ich dich nicht sehe, und was mich tröstet, ist mein eigener Schmerz. Mir mißfällt die Tapferkeit, die mit Geduld das Fernsein derer, die gut sind wie du, erträgt. Sehnen wir uns doch auch nach dem künftigen Jerusalem, und je ungeduldiger wir uns danach sehnen, um so geduldiger ertragen wir alles um seinetwillen .... Tadle mich nicht, ich bitte dich, mit überlegener, heiliger Würde, sage nicht, ich dürfe darüber nicht trauern, daß ich dich noch nicht von Ansehen kenne, da du mir doch deinen Geist, dein inneres Selbst zum Anschauen dargeboten habest. Sieh, wenn ich dich in deiner Vaterstadt kennen gelernt hätte, und du wärest mein Bruder und Freund geworden, du, solch ein Christ und solch ein Mann, meinst du, ich würde dann keinen Schmerz empfinden, wenn ich nicht auch dein Haus kennen lernen dürfte? Und nun soll ich nicht betrübt sein, daß ich dein Angesicht noch nicht kenne, das Haus deiner Seele, die ich kenne wie meine eigene?" Darauf schildert Augustin den Eindruck, welchen des Paulinus Brief auf ihn und Andere gemacht hat, und kann kein Maß und Ende der Worte finden. „Ich las deinen Brief, der von Milch und Honig fließt und die edle Einfalt deines Herzens zur Schau trägt .... Es lasen ihn die Brüder und freuen sich, unaufhörlich und unaussprechlich .... Alle, die ihn lasen, reißen Andere mit sich fort, wie sie selbst beim Lesen fortgerissen wurden. Wie süß

der Wohlgeruch Christi ist, von welchem er duftet, Niemand kann's beschreiben .... Da wird Gott gelobt und gepriesen, durch dessen Gnade du bist, wie du bist, da wird Christus erweckt, daß er dir, der du nach seiner Ruhe trachtest, Wind und Meere stille .... Da sieht man die gefällten Zedern des Libanon, die nie vermodernden, mit Liebesklammern zu einer Arche zusammengefügt, die Fluten dieser Welt durchschneiden. Da wird der Ruhm, um gewonnen zu werden, verachtet, und die Welt, um besessen zu werden, verlassen.... Solche süßen und heiligen Schauspiele gewährt dein Brief den Lesern, dieser Brief voll ungeheuchelten Glaubens, voll guter Hoffnung, voll reiner Liebe .... Ist er mehr sanft oder feurig, mehr leuchtend oder fruchtbringend? Warum rührt, warum entflammt, warum überströmt er uns so und macht uns so glücklich? Was soll ich, ja, was soll ich dir dafür geben? Nur dies Eine, daß ich ganz dein bin in dem, dessen Eigentum du ganz bist. Wenn das zu wenig ist, mehr habe ich nicht." Ep. 27.

Ebenso hoch gehen die Wogen der Freundschaft in dem nächsten Briefe an den bewunderten Asketen, Ep. 31. Augustin berichtet, wie er mit hellem Entzücken den Erzählungen der Boten, die ein neues Schreiben des Paulinus überbracht hatten, gelauscht und in ihren Mienen und Augen die Liebe zu ihrem Auftraggeber gelesen habe. Um dieser Liebe willen, die um so stärker sich kund tat, je dringender sie alsbald zurückzukehren verlangten, mochte er, wie er schreibt, die Abgesandten gar nicht wieder ziehen lassen, da er in ihrer Gegenwart die Anwesenheit des Paulinus selber genoß. Doch er tröstet und stärkt sich bei ihrer Abreise durch den Gedanken, daß er mit seinem Freunde in Christo eins ist. Nichtsdestoweniger fährt er fort: „Ich möchte wissen, ob ihr die leibliche Trennung geduldiger und leichter ertragen könnt als wir. Wenn es der Fall ist, so muß ich sagen, ich liebe diese eure Stärke nicht. Ach, sie mag wohl ihren Grund darin haben, daß wir nicht so beschaffen sind, daß man sich

nach uns sehnen müßte, wie wir uns sehnen müssen nach euch." Da Augustin nach seiner Ernennung zum Mitbischof des Valerius sich nicht zur Reise frei machen kann, bittet und beschwört er den neuen Freund, zu ihm nach Afrika zu kommen, das nach solchen Männern, wie er einer ist, dürstet. Augustin möchte das fromme Ehepaar allen Afrikanern vorstellen als glänzendstes Zeugnis, was Gottes Gnade aus schwachen Menschen machen kann.

Paulinus hat es jedoch versäumt, Afrikas Durst zu stillen und sich als heiligen Gottesmann anstaunen zu lassen, und in den nächsten beiden kurzen Schreiben muß Augustin sogar klagen, daß der Freund ihn nun schon den zweiten Sommer lang in dem heißen Afrika nach einem Briefe schmachten lasse, und da er von Liebe brenne, könne er das Warten kaum noch aushalten. Ep. 42 und 45.

Die späteren uns überlieferten Briefe des Bischofs von Hippo an Paulinus sind ruhig und sachlich gehalten, während der Heilige von Nola es auch weiterhin nicht an übertreibenden Lobeserhebungen fehlen läßt, vgl. Ep. 94. Doch sind sie ein Beweis dafür, daß ein herzliches Vertrauensverhältnis fortbestand. Die beiden Männer fangen an, sich gegenseitig Fragen vorzulegen, die sie beschäftigen, und sie sprechen sich brieflich darüber aus, als wenn sie sich, wie Augustin schreibt, Auge in Auge gegenüber ständen und sich unterhielten, Ep. 80, 2. In dem letzten auf uns gekommenen Briefe aus dem Jahre 417, Ep. 186, warnen Augustin und Alypius den Paulinus vor dem bereits als Ketzer abgestempelten Pelagius, der, wie so manchen anderen, auch diesen bekannten Heiligen auf seine Seite hinüberzulocken versucht hatte. Es scheint, daß sie ihres Freundes doch nicht ganz sicher waren, und es ist nicht unmöglich, daß die Schroffheiten der augustinischen Prädestinationslehre den milden und gutmütigen Mann zurückstießen. Der so enthusiastisch eröffnete Briefwechsel, der mit den Jahren, wie es scheint, schon recht abgeflaut war, nimmt ein etwas mattes Ende.

Wir erhalten durch den Briefwechsel mit Paulinus doch den Eindruck, daß selbst bei einer so sehr von religiösen Gedanken und kirchlichen Interessen erfüllten Persönlichkeit wie Augustin die bloße caritas christiana, trotz aller hinzukommenden Bewunderung und Verehrung, auf die Dauer nicht ganz als Grundlage einer wirklichen Freundschaft genügt. Da war die Freundschaft, die ihn mit dem Nebridius verband, von der uns in den ersten Briefen einige schöne Dokumente erhalten sind, ein ander Ding. Nicht die christliche Liebe, sondern das Leben hatte die beiden jungen Leute zusammengeführt, sie hatten zusammen geirrt, geforscht, gestrebt. Nebridius war, wie wir aus den Konfessionen wissen, und wie die paar uns erhaltenen kurzen Briefe bestätigen, ein grüblerischer Kopf.[1] Er hatte die Hinneigung des Freundes zur Astrologie bekämpft und verspottet und ihm jenen Syllogismus in die Hand gegeben, mit welchem dieser später in allen Schriften und Disputationen den manichäischen Gegner zusetzte: Entweder ist Gott verletzlich, oder nicht; ist er verletzlich, so ist er nicht Gott; ist er dagegen unverletzlich, so konnte ihm die Macht des Bösen keine Lichtelemente entwenden. Dabei erkannte er neidlos die geistige Überlegenheit seines Freundes an und war unermüdlich, ihm mündlich und schriftlich Fragen und Probleme vorzulegen. Die brieflichen Antworten Augustins hütete dieser gute Freund wie seine Augen. Sie schienen ihm groß zu sein, nicht an Länge, aber an Inhalt, und boten ihm wertvolle Begründungen bedeutender Thesen. Er meinte aus ihnen die feierlichen Stimmen Christi, Platos und Plotins zu vernehmen, Ep. 6, 1. Die glühende Wißbegierde des Nebridius fesselte den gedankenvollen Geist des jugendlichen Augustin, den jedes neue Problem elektrisierte. Aber was die Beiden noch enger vereinte, war die weiche, anschmiegsame Natur des Nebridius, deren Augustin in weh-

[1] Vgl. Ep. 98, 8: Rerum obscurarum ad doctrinam pietatis pertinentium deligentissimus et acerrimus inquisitor.

mütigem Nachruf gedenkt. In Nebridius war dem Auguſtin ein Erſatz für jenen ungenannten Jugendfreund geſchenkt, von dem er im vierten Buche der Konfeſſionen erzählt, und deſſen plötzlicher Tod den damals noch haltloſen Jüngling ſo furchtbar erſchütterte. Es mag ſein, daß in der Bruſt des Nebridius die leidenſchaftliche und ſchwärmeriſche Liebe am heftigſten brannte — denn er war der zartere und ſchwächere von Beiden, und von der ſtärkeren Natur geht die ſtärkere Anziehung aus —, aber auch Auguſtin liebte ſeinen Freund von ganzem Herzen. Er ſchreibt ihm keine überſchwenglichen Briefe, aber aus dieſer kurzen philoſophiſchen Korreſpondenz geht hervor, daß Nebridius ohne Auguſtin nicht leben konnte, und daß auch Auguſtin die Abweſenheit ſeines Freundes ſchwer empfand. Während der Eine krank auf dem Landgut bei Cartago weilt, der Andere gleichfalls kränklich im Verein mit mehreren Gefährten weltabgeſchieden zu Thagaſte in Gedanken an den Tod und ſtillem Sinnen nach der vollendeten Furchtloſigkeit des Weiſen, nach der Vergöttlichung trachtet, quälen ſie ſich und überlegen, wie ſie es möglich machen können, zuſammenzukommen, und beruhigen ſich endlich in der Erwägung, daß Jeder von Beiden, wenn er irgend könnte, ſicherlich zum andern reiſen würde, und finden ſo den Frieden in der Gewißheit ihrer Liebe. Ep. 10. 11. Die Briefe an Nebridius gehören zu den friſcheſten und anziehendſten, die Auguſtin geſchrieben. In ihnen ſpricht er zwang- und rückhaltlos wie kaum je. Man leſe aufmerkſam den dritten, noch zu Cassiciacum verfaßten Brief, in welchem Auguſtin unter anderem dem Freunde erzählt, wie er nach Empfang ſeiner Zeilen im Bette die Frage hin und her überlegt habe, ob er wirklich ſchon ſelig ſei, wie Nebridius meine, oder wenn das nicht, vielleicht doch einigermaßen ſelig (quasi beatus); oder man leſe den vierten Brief, in welchem Auguſtin ſich beſcheiden einen Knaben nennt, der noch nicht zu der ſicheren Erkenntnis des Jünglingsalters hindurchgedrungen iſt, aber

— und da verrät sich ein fröhliches Bewußtsein des Vorwärtsdringens — einen tüchtigen Knaben; oder den schon erwähnten zehnten Brief, in welchem er dem Freunde im Vertrauen mitteilt, was er sonst Niemandem sagen würde, daß er in Weltabgeschiedenheit und Stille dahin gelangt sei, den Tod während des Gespräches mit den Genossen nicht mehr zu fürchten, in den Stunden völliger Einsamkeit aber sogar zu ersehnen;[1] oder auch den interessanten siebenten Brief, in welchem er sich deutlicher als in irgendeiner der früheſten Schriften zur Lehre von der Präexistenz der Seele bekennt und sich anschaulich zu machen sucht, wie die Weltseele die Körperwelt aus sich hervorgebracht habe. Doch wir dürfen bei dem jugendlichen Augustin nicht länger verweilen. Leider wurde auch dieser zwar etwas intellektualistische, aber selten zärtliche Seelenbund bald gelöst. Nebridius starb, noch ehe der fromme Pöbel Hippos seinen Freund zum Kleriker preßte.

In einem ähnlichen intimen Verhältnis hat Augustin später, soviel wir wissen, nur noch zu dem Bischof Severus von Milevo gestanden, gleichfalls einem alten Bekannten, der nach einem uns erhaltenen Briefe, Ep. 109, eine gefühlvolle Seele besaß, Augustins Schriften verschlang und seinem berühmteren Kollegen eine schmachtende Liebe und Verehrung entgegenbrachte. „Mir ist wohl bei dir. Ich lese dich eifrig. Merkwürdig ist's, aber doch wahr, jetzt wo du

[1] Wenn Augustin in Ep. 10 schreibt, es sei die wichtigste Aufgabe des Menschen, über den Tod nachzusinnen und sich mit ihm vertraut zu machen, und seinem Freunde schildert, wie weit er selbst es hierin gebracht habe, so müssen wir uns daran erinnern, daß Nebridius ein Todeskandidat war und Augustin dies wahrscheinlich wußte. So können wir den Brief auch als ein Beispiel der Kunst zarter, seelsorgerlicher Beeinflussung betrachten, in welcher Augustin ein Meister war. Er schreibt, als dächte er bloß an sich und sein eigenes Streben, und beabsichtigt dabei hauptsächlich, dem nacheifernden Freunde den Frieden stiller Kontemplation und Todessehnsucht einzuflößen, damit ihm der Abschied vom Leben leichter werde.

abwesend bist, fühle ich mich dir näher als während deines Hierseins. Jetzt drängen sich keine aufregenden Geschäfte zwischen uns . . . Du kennst am besten mein heißes Verlangen nach dir . . . Gott sei Dank, mein süßer Bruder, wie wohl ist mir bei dir! Wie freue ich mich, daß ich mit dir so eng verbunden, daß ich an dir hangend mit dir eins geworden bin . . . Möchte sich mir dein Innerstes ergießen, dein Innerstes, gesalbt von himmlischem Öle, erfüllt von geistlicher Süßigkeit, dein Innerstes, so rein und einfältig, umschlungen vom Liebesbande, dein Innerstes, durchflossen vom Licht der Wahrheit und Wahrheit wiederspiegelnd! . . ." Augustin beantwortet diesen Herzenserguß in seiner feinen Weise. Auch er nennt den Freund den Vertrautesten seiner Seele, sein anderes Ich. Dennoch weigert er sich, das Verlangen des Severus nach einem ausführlicheren Briefe zu erfüllen. Denn er ist sich bewußt, daß seine Kraft und Zeit nicht seinen Vertrauten, sondern allen Christen gehört, daß er nicht berufen ist, freundschaftliche Korrespondenzen zu führen, sondern kirchenbauende Schriften zu verfassen. Darum sollen Severus und die übrigen Freunde keine Privatbriefe von ihm verlangen, sondern vielmehr dahin wirken, daß womöglich Niemand mit solch einem Ansinnen an ihn herantritt. Ep. 110.

Es ist keine Frage, daß sich Augustins mitteilsame Seele zu solchem Schweigen zwingen mußte. Und nicht nur den Zwang tat er sich an, mit seinen nächsten Freunden keine oder möglichst keine Briefe zu wechseln — wie lange Briefe schrieb er dagegen, wenn irgendein Unbekannter mit theologischen Bedenken sich an ihn wandte! — er verzichtete auch auf das Zusammensein mit ihnen. Geschäftliche Reisen in den mannigfachsten kirchlichen Angelegenheiten, zumal nach Carthago, hat Augustin häufig gemacht und an den großen, alljährlich stattfindenden afrikanischen Synoden sich stets mit Eifer beteiligt, aber vielleicht unternahm er seit seinem Eintritt in den Kirchendienst nicht eine einzige, um einen Freund

aufzusuchen, und wenn er mit einem solchen zusammentraf, nahm er, wie Severus bezeugt, sich kaum die Zeit zu einem intimen Gespräche. „Mein Bruder Severus und ich", schreibt er an den Bischof Novatus, Ep. 84, „sind einander wie leibliche Geschwister verbunden, und doch weißt du, wie selten ich ihn zu sehen bekomme. Wie lange Jahre habe ich gemeinsam mit ihm, meinem süßen Genossen, des Herrn Mahl verspeist! Und jetzt redet er kaum noch mit mir auf kurzen Karten, die obendrein meist mit geschäftlichen Dingen angefüllt sind." Eine bündige Erklärung solches seltsamen Verhaltens gibt uns Augustin in einem anderen Briefe. Die christliche Liebe (caritas), sagt er, berücksichtigt nicht so sehr die eigene Zuneigung wie die fremde Bedürftigkeit und bevorzugt deshalb die Schwächeren vor den Stärkeren, Ep. 139, 3. Augustin hat recht, neben einer hochpotenzierten caritas christiana hat die eigentliche Freundesliebe keinen genügenden Raum. Der bischöfliche Asket nahm keine Rücksicht auf die zarten Bedürfnisse seiner Seele, er war hart gegen sein eigenes Herz. Und diese Härte scheint mir weit bemerkenswerter als sein Verzicht auf reichliche und gute Nahrung und weiche Kleidung.

War in dem Freundschaftsbund mit Nebridius und Severus jener geheime, mächtige, aber undefinierbare sympathetische Zug des Herzens zum Herzen wirksam, so scheint dies bei der Freundschaft, die den Alypius für Lebenszeit zu einem treuen Mitstreiter Augustins machte, nicht in dem Maße der Fall gewesen zu sein. Zwar schreibt der Letztere an Hieronymus, wer Alypius und ihn selbst kennte, würde meinen, daß sie nicht dem Geiste, sondern nur dem Leibe nach zwei Menschen seien, Ep. 28. Doch hat es den Anschein, daß die eigentliche Grundlage ihrer Freundschaft von Anfang an stets die gegenseitige Hochachtung gewesen ist. Alypius war sicherlich mehr Manns als Nebridius oder Severus, ein einflußreicher Kirchenpolitiker, charaktervoll und, vielleicht nicht im Denken, aber desto mehr im Handeln

und Entschließen selbständig. Der Bischof von Hippo pflegte häufig mit dem Kollegen von Thagaste, der sich gleichfalls eines weitberühmten Namens erfreute, zusammenzutreffen; sie berieten gemeinsam, handelten gemeinsam, schrieben gemeinsame Briefe, vgl. Ep. 83, 5. Es ist bekannt, daß Augustin dem Freunde in den Konfessionen ein würdiges Denkmal setzte, nachdem er, wie wir aus Ep. 27, 5 ersehen, schon früher seine wechselvollen Lebensschicksale aufgezeichnet hatte. Die vier uns überlieferten Episteln an Alypius sind erzählenden oder geschäftlichen Inhalts, uns begegnet in ihnen — das ist trotz des vorhin Gesagten immerhin auffällig, zumal in Ep. 125, — kaum ein einziges von wärmerer Freundschaft zeugendes Wort.

Außer den Genannten hatte Augustin natürlich noch manchen anderen guten Freund. Ich nenne Aurelius, den bekannten Bischof von Carthago, mit dem er sich stets in allen kirchenpolitischen Fragen einig wußte, den einstigen Schüler und späteren Biographen Possidius, Bischof von Calama, Evodius, den Genossen bei seinem Aufenthalt in Rom vor seiner Heimreise, später Bischof von Uzalis, den Tribun Marcellin, den bekannten Schiedsrichter auf dem berühmten Religionsgespräch zu Cartago. Doch läßt sich über diese Freundschaften wenig für Augustin Charakteristisches ermitteln.

Noch einen für Augustins Auffassung der Freundesliebe bedeutsamen Zug dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Wir sahen, wie er darauf aus ist, das Individuelle der Freundschaft aufzulösen und sie darzustellen als eine Verbindung gleichgesinnter Gemüter in der Liebe zu Gott. Etwas Anderes ist für ihn fast noch eigentümlicher. Er trachtet mit bewußtem Eifer danach, seine Freundschaften möglichst zu vergeistigen. Was das bedeutet, lehrt uns am besten der an Zenobius gerichtete Brief, Ep. 2. Augustin bemerkt hier, verderblich sei die Liebe zum Vergänglichen, Zerfließenden, niemals Gegenwärtigen, im Grunde genommen Nichtseienden,

und mit allem Eifer müsse man danach streben, daß der Geist bei dem stets sich Gleichen verweile. In sich trage und schaue die Seele ein einfaches Bild des Freundes, welches sie jederzeit ohne Unruhe lieben könne. Gleichwohl sehne er, Augustin, sich nach der körperlichen Anwesenheit des Zenobius und wisse, daß sein Freund an dieser Verkehrtheit (vitium) sein Gefallen habe. Ja, er gesteht zu wünschen, daß dasselbe Verlangen auch bei Jenem vorhanden sein möge. Dennoch wacht er darüber und strengt sich, wie er sagt, nach Kräften an, nichts zu lieben, was wider seinen Willen von ihm entfernt sein kann.

Mit anderen Worten, es ist Augustins echt platonisches Freundschaftsideal, einzig oder wenigstens hauptsächlich jenes wahre und einfache geistige Bild des Freundes zu lieben, das unberührt von körperlicher Trennung in dem philosophischen Gemüte lebt. Das geistige Schauen, contemplatio, neben der Liebe der Zentralbegriff der Augustinischen Frömmigkeit, spielt auch in seinem Verhältnis zu den Freunden eine wichtige Rolle. Sehr geläufig ist dem Bischof der Gedanke und wird mannigfach variiert, daß die leibliche Anwesenheit eigentlich überflüssig ist, wenn der Konnex der Seelen besteht, wenn man sich im Geiste geschaut. Häufig schreibt er ihm bisher fernstehenden Männern, daß er ihr Herz, ihren Geist aus ihrem Briefe, ihren Schriften oder Werken kenne, daß sie ihm geistig gegenwärtig seien. Besonders charakteristisch ist in dieser Hinsicht der Brief an den ihm persönlich unbekannten Senator Pammachius, den Gönner des Hieronymus, aus dem wir zwei Stellen zitieren. „Deine guten Werke haben dich zu meinem besten Bekannten und Freund gemacht. Wenn ich täglich dein Angesicht sähe, würdest du mir nicht bekannter sein als du es jetzt schon bist, da ich dein Inneres, schön in dem Schmucke des Friedens, leuchtend von dem Lichte der Wahrheit, erhellt von dem Glanze deiner edlen Tat, erblicke, erblicke und erkenne, erkenne und liebe. Zu dir rede, dir schreibe ich jetzt,

meinem geliebten Freunde" . . . „Miß, bitte, meine Liebe nicht an der Länge dieses Schreibens. Wenn du es gelesen hast, dann durchfliege es in unsichtbarem, innerem Gedankenflug, dring sinnend ein in meine Brust und sieh, was drinnen vorgeht. So wird sich dem liebenden Auge auftun ein Kämmerlein der Liebe, das verschlossen bleibt den lärmenden Nichtigkeiten der Welt, und aus dem Gebete zu Gott emporsteigen. Dort wirst du schauen mein Entzücken über dein treffliches Werk, dem ich nicht mit der Zunge und nicht mit der Feder Ausdruck zu geben vermag" ꝛc. Ep. 58, 1. 2. Nur darum, meint Augustin einige Male, sei ihm auch die leibliche Bekanntschaft erwünscht, damit der sinnliche Anblick das Vordringen des Geistes zum Geiste erleichtere, und damit man so instand gesetzt werde, mit dem inneren Freunde, den man bereits kenne, einen noch vertraulicheren Umgang zu pflegen. Ep. 205, 1; 71, 2. Freilich stimmt das heiße Verlangen, das er gar nicht selten nach der leiblichen Gegenwart eines Freundes, etwa des Paulinus, empfand, und dem er bisweilen, wie es fast scheint, halb unwillig Ausdruck gibt, nicht besonders zu diesen idealistischen Grundsätzen. Sie selbst aber sind für unsern Heiligen äußerst charakteristisch. Sie gipfeln aber in dem Gedanken, der auch Ziel und Ende jener, nach Augustins Meinung alle Freundschaft tragenden caritas ist, daß man in Gott, dem über alles und einzig Geliebten, seine Freunde, die Welt und Alles besitzt. Darum mahnt er den in seiner Einsamkeit trostbedürftigen und nach dem Vertrauten seines Herzens sich sehnenden Nebridius: „Suche deinen Geist auf und schwinge dich mit ihm zu Gott empor, so gut du es vermagst. Denn dort wirst du auch mich finden und nie verlieren." Ep. 9, vgl. Ep. 130, 14. 27.

Von ganz eigenartiger Beschaffenheit waren die Beziehungen Augustins zu seinem berühmtesten Zeitgenossen unter den Kirchenvätern, Hieronymus, diesem seltsamen, unruhigen, unliebenswürdigen, zwiespältigen Eremiten. Die beiden

Männer sind niemals wirkliche Freunde gewesen, wenn ihre Briefe, zumal die späteren, auch voll sind von Beteuerungen gegenseitiger Liebe. Denn eine notwendige Voraussetzung aller Freundschaft ist das Vertrauen, und daran hat es — wir werden den Eindruck nicht los — bei diesem merkwürdigen Freundschaftsbunde wohl stets gefehlt. Wir dürfen gespannt darauf sein, in welchem Lichte der Charakter Augustins in der Korrespondenz mit Hieronymus erscheinen wird. Wenn irgend jemand, so mußte sicherlich dieser Typus eines bei aller Heiligkeit leidenschaftlichen, mißtrauischen, eitlen Gelehrten mit Vorsicht, Feinheit und Takt angefaßt werden.

Augustin war es, welcher, damals noch Presbyter, auf brieflichem Wege die Bekanntschaft anknüpfte, etwa im Jahre 394 oder 395, und gleich beim ersten Briefe, Ep. 28, ist uns eins auffällig. Mit welchen bewundernden Lobeserhebungen überhäufte er ungefähr gleichzeitig den ihm persönlich ebenso unbekannten Paulinus! Hieronymus stand nicht minder im Geruche großer Heiligkeit, lebte als Mönch in strenger Askese an geweihter Stätte. Augustin sagt ihm nun zwar freundschaftlich klingende und anerkennende Worte in bezug auf seine Studien, deren Früchte der Briefschreiber selbst in persönlichem Umgang gern genießen möchte; er versichert, ihn geistig bereits zu kennen, zumal nachdem er die Schilderungen des Alypius, der von einer Reise ins heilige Land kürzlich zurückgekehrt war, vernommen. Das ist alles; und kein Wort zum Preise des Lebenswandels des enthusiastischen Vorkämpfers der Mönchsidee! Statt dessen bekommt Hieronymus Ermahnungen zu hören. Er möge vor allem die griechischen Kommentatoren der Bibel übersetzen, dagegen sich lieber nicht mit Übertragungen des hebräischen Urtextes abgeben. Augustin läßt deutlich erkennen, daß für ihn der Name des Hieronymus nicht an die Autorität der Septuaginta heranreicht.[1] Besonders aber

[1] Durch eine sehr naive Schlußfolgerung suchte Augustin dem

macht er ihm zum Vorwurf, daß er in seinem Galaterkommentar bei der Auslegung von Gal. 2, 14 sich zum Beschützer der Lüge aufgeworfen habe. Denn er lehre, der Vorwurf des Paulus gegen Petrus sei gar nicht ernst gemeint gewesen, und nicht nur Petrus, indem er sich klüglich so stellte, als sei er noch durch das jüdische Gesetz gebunden, sondern auch Paulus, indem er, um die Aufregung der Antiochener zu beschwichtigen, den Petrus deswegen unberechtigterweise tadelte, habe geheuchelt und in Anbetracht der Umstände wohl daran getan. Gegen diese allerdings sonderbare Exegese macht Augustin aufs schärfste Front. Die Autorität der ganzen heiligen Schrift bricht zusammen, sagt er, wenn man den biblischen Schriftstellern solche Lügen zumuten darf.

Sicherlich war das wahrheitsliebende und in diesem Punkt besonders empfindliche Gemüt Augustins, der unter keinen Umständen, selbst wenn sie etwa zur Rettung der leiblichen Keuschheit dienen könnte, die Lüge billigte, durch des Hieronymus Auslegungskunst verletzt worden. Doch meine ich, daß man diesen kühl gehaltenen Brief erst ganz versteht, wenn man annimmt, daß eine unbewußte Rivalität den emporstrebenden Schriftsteller reizte, dem berühmteren Zeitgenossen am Zeuge zu flicken und mit ihm einen Disput zu suchen, ferner daß die Persönlichkeit des Einsiedlers von Bethlehem dem Augustin von vornherein wenig sympathisch war. Die weitergehende Vermutung des Hieronymus, Augustin habe mit ihm Streit gesucht, um sich durch die Bekämpfung und womögliche Überwindung solch hervorragenden Gegners

Hieronymus das Überflüssige seiner alttestamentlichen Übersetzertätigkeit einleuchtend zu machen. Entweder, schreibt er, sind die betreffenden Bibelstellen dunkel oder sie sind klar. Wenn sie dunkel sind, so darf man annehmen, daß auch du dich hast irren können, wenn sie aber klar sind, so darf man nicht annehmen, daß jene (d. h. die berühmten Siebzig) sich irren konnten. Da sieht man, wie sehr der Dialektiker in Augustin den Philologen überwog. Man wundert sich nicht, daß Hieronymus, der streitbare Gelehrte, an diesem Syllogismus seine Feder gewetzt hat, vgl. Ep. 75, 20.

einen großen Namen zu machen, ist dagegen unberechtigt. Bewußte Rivalität vorauszusetzen, verbietet Augustins sittlicher Charakter.

In einem zweiten Schreiben, Ep. 40, haut Augustin in die gleiche Kerbe und fordert geradezu, Hieronymus möge das, was er in der betreffenden Stelle des Galaterkommentars ausgeführt habe, öffentlich widerrufen. Auch an dem Buche des Letzteren De viris illustribus hat er einige nebensächliche Ausstellungen zu machen. Im ganzen verstärkt dieser Brief trotz mehrerer in ihm enthaltener, recht schmeichelhafter Wendungen[1] den Eindruck, welchen schon der erste auf uns machte. Nicht minder der vierte wesentlich spätere Brief, Ep. 71, in welchem auch ein gewisser Verdruß sich äußert, daß Hieronymus gar nicht wiederschreibt, und in dem Augustin einige kritische Bemerkungen zur Hiobübersetzung des Gelehrten macht und außerdem noch an einem neuerlichen Vorfall in einer Nachbargemeinde es veranschaulicht, welches Unheil durch die Abweichungen der Bibelübersetzung des Hieronymus von dem Texte der Septuaginta und der bisher gebräuchlichen lateinischen Versionen entstehen kann, und es ausspricht, daß er den gelehrten Mönch durchaus nicht für irrtumsfrei hält.

Daß solche von Nörgelei nicht ganz freizusprechenden Briefe den empfindlichen Adressaten verletzen mußten, liegt auf der Hand. Aber es waltete über ihnen noch ein besonderer Unstern. Den ersten Brief empfing Hieronymus zunächst überhaupt nicht, den zweiten erst fünf Jahre nach seiner Absendung, nachdem er ohne Vorwissen Augustins in Rom und anderswo schon abschriftlich verbreitet, und nachdem auf Grund dieses Briefes schon vorher zu dem Asketen das Gerücht gedrungen war, Augustin habe gegen ihn ein Buch geschrieben. Hieronymus vermutete nun, argwöhnisch wie er war, auf seiten Augustins eine hinterlistige Absicht,

[1] Z. B. „Ich maße mir nicht an, den Goldschatz deines Geistes mit meinen Pfennigen bereichern zu wollen", Ep. 40, 3.

dieſer habe ihn in einem nur ſcheinbar an ihn gerichteten Briefe öffentlich herabſetzen wollen, und ärgerte ſich darüber nicht wenig. Das begütigende dritte Schreiben Auguſtins, Ep. 67, konnte nur dazu dienen, das Knäuel der Mißverſtändniſſe noch mehr zu verwirren. Hieronymus griff zur Feder, und Auguſtin empfing einen gereizten und drohenden Brief, Ep. 68, dem man es anmerkt, daß ſein Verfaſſer ſicherlich leidenſchaftlich losgefahren ſein würde, wenn der Adreſſat nicht ein bereits hochangeſehener und anerkannt rechtgläubiger Biſchof geweſen wäre, cf. Ep. 72, 2. 4, und wenn der Einſiedler nicht den Wunſch gehegt hätte, daß der berühmte Afrikaner in der neuerdings ausgebrochenen Fehde mit Rufin ſeine Partei ergreifen möchte.

Auguſtin befand ſich dieſer gekränkten Eitelkeit gegenüber in einer ſchwierigen Lage. Wie ſollte er die verfahrenen Dinge wieder ins Geleiſe bringen? Man merkt ſeiner Replik, Ep. 73, an, daß ſie mit größter Überlegung, mit peinlich genauer Abwägung eines jeden Wortes geſchrieben iſt. Aber man merkt noch etwas Anderes. Gewiß hatte der Brief des beleidigten Hieronymus unſern Heiligen zunächſt alteriert.[1] Aber man erwarte nicht, mehr als eine Spur dieſes Unwillens in jenem Antwortſchreiben auffinden zu können. Im Gegenteil! Gegen jede Regung eines feindlichen Affektes, welche in Auguſtins Bewußtſeinsfeld tritt, reagiert das übermächtig gewordene Prinzip der caritas. Nicht umſonſt erhob er Tag für Tag ſein Herz in ſehnſuchtsvollem Gebet zu dem Gott der Liebe. Auguſtin konnte dem Hieronymus wohl mit unbewußter Rivalität und Antipathie, aber nicht mit bewußter Abneigung und Verdrießlichkeit gegenüberſtehen.[2] Statt Erbitterung oder Verdruß zu zeigen, ſchreibt

[1] Das kann man auch aus dem Billet an den Presbyter Praeſidius, der das Antwortſchreiben an Hieronymus weitergeben ſoll, erſehen. „Wenn du meine und ſeine Briefe geleſen haſt, wirſt du ohne Frage wahrnehmen meine Kühle (modum) und ſeine Hitze (motum), vor der ich mich ohne Grund fürchte", Ep. 74.

[2] Vergl. Ep. 38, 2. Hier warnt Auguſtin einen Bekannten,

er jetzt in einem herzlicheren und freundschaftlicheren Tone als bisher. Das heißt, im Anfang des Briefes läßt er ein wenig wohlberechnete und überlegene Dialektik spielen; doch bald bittet und beschwört er den Gegner bei der Sanftmut Christi, ihm zu verzeihen, wenn er von ihm verletzt sei. Er möge ihm nur nachdrücklichst seine Schuld vorhalten, Augustin werde die Zurechtweisung gern annehmen. Hieronymus hatte drohend an das Sprichwort erinnert: Der müde Ochse hat einen schweren Tritt. Augustin erwidert, er werde es nicht für einen Schaden halten, wenn der Fuß des rüstigen Alten die Spreu seiner Schuld zermalme. Hieronymus hatte, Liebe und Demut zur Schau tragend, geseufzt: „Möchtest du mich deiner Umarmung würdigen! Könnten wir uns miteinander unterhalten und gegenseitig Belehrung austauschen!" Augustin beruft sich wiederholt auf diese Worte, sie allem Anschein nach mit echtem Gefühl für echt nehmend. Er betont, es liege ihm fern, sich mit dem gelehrten Mönche in Schriftkunde zu messen, er berührt im Plauderton irgendein harmloses Problem, über welches er des anderen Meinung zu vernehmen wünscht — ach, wäre er nicht so fern! — und er bemerkt, wenn es nicht möglich sein sollte, auszusprechen, was ihnen an den gegenseitigen Schriften verbesserungsbedürftig erscheine, ohne in den Verdacht der Eifersucht zu kommen, so wollten sie sich lieber dessen ganz enthalten. Endlich geht er mit besonderer Feinheit auf das heikle Thema des zwischen Hieronymus und seinem ehemaligen Busenfreund Rufinus ausgebrochenen Streites ein. Er spricht sein Bedauern, seine Bestürzung aus. Wer könne hinfort noch seinem besten Freunde trauen? Er möchte den beiden Gegnern weinend zu Füßen fallen und sie anflehen, nicht

---

er möge sich hüten, selbst berechtigtem Zorne den Eingang in die Seele zu gestatten. Denn der Zorn habe die gefährliche Tendenz, festzuwurzeln und sich damit in Haß zu verwandeln. Augustin war nicht der Mann, andern einen Rat zu erteilen, den er selbst zu befolgen verschmähte.

weiter in derſelben feindſeligen Weiſe zu polemiſieren. Er läßt deutlich genug durchblicken, daß auch Hieronymus wohl etwas tun dürfte zur Herſtellung der Verſöhnung. Dabei verſichert er aber, dieſer habe ſich in ſeiner Streitſchrift gegen ſeinen Jugendfreund ſichtlich gemäßigt, nicht Schmähungen mit Schmähungen erwidert und die unerhörten Angriffe bei gutem Gewiſſen gelaſſen ertragen. Es gab wohl nichts, das ſo beſänftigend auf Hieronymus wirken mußte wie dieſe ſicherlich unverdiente Anerkennung.[1] Genug, man muß ſich bei der Lektüre des Briefes über die Warmherzigkeit, aber nicht minder über die Selbſtbeherrſchung und Klugheit Auguſtins wundern.

Doch ehe der Einſiedler dies verſöhnliche Schreiben empfing, hatte er ſeinerſeits zwei Epiſteln losgelaſſen, deren erſte, Ep. 72,[2] direkt bösartig genannt zu werden verdient und ziemlich unverblümt zu erkennen gibt, daß er Auguſtin nicht nur für einen ehrgeizigen Streber, ſondern auch für einen Lügner hält, und deren zweite, Ep. 75, endlich nach bald zehn Jahren ausführlich auf die Anzapfungen des Biſchofs von Hippo eingeht und die angefochtene Auffaſſung jener fraglichen Galaterſtelle verteidigt. Hieronymus wehrt ſich nicht ungeſchickt, indem er unter Berufung auf Origenes und andere griechiſche Exegeten darauf hinweiſt, daß Paulus ſelber, was er dem Petrus ſcheinbar als Fehler anrechne, ſo und ſo oft getan, nämlich ſich dem jüdiſchen Geſetze anbequemt habe. Sodann aber kehrt er mit wahrem Behagen den Spieß um und ſucht ſeinen Gegner, weil dieſer behauptet hatte, die Juden hätten ohne Schaden ihrer Seele in den

[1] Übrigens war er hiermit noch nicht einmal zufriedengeſtellt, oder er ſtellt ſich wenigſtens ſo, wie wir aus Ep. 81 erſehen. Uns dagegen würde Auguſtins Brief noch beſſer gefallen, wenn er den Aſketen von Bethlehem, der ſich wirklich mit maßloſem Grimme auf ſeinen Widerſacher geſtürzt hatte, in dieſem Punkte etwas ſchärfer angefaßt hätte. Allerdings würde er es dann mit ihm für immer verdorben haben.

[2] Ep. 72 ſcheint die Antwort auf einen verloren gegangenen Brief Auguſtins zu ſein.

väterlichen Satzungen fortleben dürfen, als der schändlichen Häresie des Ebionitismus verfallen hinzustellen. Auch bedeutet er dem Augustin, daß er sich mit der Septuaginta- bzw. Übersetzungsfrage nicht hätte befassen sollen, sintemal er nichts davon verstehe. Nicht lange darauf, aber vermutlich erst, nachdem Ep. 73 ihre besänftigende Wirkung getan hatte (vgl. Ep. 82, 1), scheint sich Hieronymus seiner unwirschen Polemik geschämt zu haben und bittet in einem Billet, Ep. 81, Augustin möge ihm seine Antwort nicht übelnehmen und ihm zugute halten, daß er der Herausgeforderte gewesen sei. Hinfort wollen sie nicht mehr debattieren, sondern nur noch Freundschaftsbriefe wechseln.

Bald nach Empfang dieses Briefchens brachte Augustin in einem längeren Schreiben noch einmal seinen Standpunkt zur Geltung, Ep. 82. Wieder faßt er den übelnehmerischen Mönch mit der äußersten Behutsamkeit an, und es ist bewunderungswürdig, mit welchem Ernste er seine Position zu behaupten und dabei mit vollendeter Liebenswürdigkeit und Feinheit auf alle Einwände seines Gegners einzugehen weiß, nicht ohne hin und wieder eine harmlose kleine Spitze anzubringen. Der Brief ist das Muster einer sachlichen, vornehmen, lichtvoll aufgebauten, den Streitpunkt von allen Seiten erhellenden und großzügigen Polemik, dabei wie der vorige in unverkennbarer Herzlichkeit geschrieben. Über zweideutige und bissige Wendungen des Hieronymus geht er mit einigen ruhigen Worten hinweg. In der Septuagintaangelegenheit gibt er ihm, als dem Gelehrteren, im Wesentlichen recht und beschränkt sich darauf, siegreich den Satz zu verfechten, daß Paulus im Galaterbrief unmöglich gelogen haben kann. Das praktische Verhalten des Apostels (Beschneidung des Timotheus usw.), weiß er mit den Grundsätzen desselben unter dem Gesichtspunkt in Einklang zu bringen, daß zur Zeit der Urgemeinde den jüdischen Christen noch ein Festhalten an ihren überlieferten Sakramenten, wofern sie nur nicht das Heil davon erhofften, gestattet

gewesen sei, um zu dokumentieren, daß die alttestamentlichen Satzungen nicht wie die heidnischen Gebräuche unbedingt verwerflich, sondern von Gott für die Zeit des Alten Bundes als Vorbilder und Schatten der zukünftigen Güter verordnet waren. Diese vorübergehende pietätvolle Duldung der jüdischen Zeremonien stellt nach Augustin gleichsam ihr ehrenvolles Begräbnis dar. Er bedauert, dies nicht schon früher so klar, wie er es sich damals bereits gedacht, ausgesprochen zu haben; seine Nachlässigkeit, nicht die Angriffe des Hieronymus, verdiene Mißbilligung. Die gefährlichen, grundstürzenden Konsequenzen des gegnerischen Standpunktes werden nachdrücklich aufgewiesen. Aber der kluge Bischof vergißt nicht, dem Besiegten eine goldene Rückzugsbrücke zu bauen. Er behauptet nämlich, die fromme Demut des Petrus, der sich die Zurechtweisung aus dem Munde des Mitapostels willig gefallen ließ, sei etwas Selteneres und Heiligeres als die freimütige Liebe Pauli, ein edles Beispiel für die Späteren. Man merkt, Augustin fühlt sich in diesem Falle in der Rolle des Paulus und wünscht, daß Hieronymus die Rolle Petri übernehme. Er sucht sie ihm deshalb nicht nur annehmbar, sondern ehrwürdig, ja beneidenswert zu machen. Auch sonst bekommt Hieronymus verbindliche Worte zu hören. Er möge den Strebenden in schwierigen Fragen mit seiner gelehrten, bewährten, bejahrten usw. Klugheit und Sorgfalt unterstützen, wie es der heilige Geist ihm eingebe oder vielmehr diktiere.[1] Gewiß sei er ihm, dem Augustin, dem nach kirchlicher Rangordnung äußerlich Höhergestellten, in vielen Stücken überlegen, aber dürfe der Geringere dem Größeren niemals widersprechen? Der Bischof nennt den Mönch einen heiligen Mann, den er, weiß Gott, wahrhaft liebe.[2] Er

[1] Will Augustin hier die kleinliche Rechthaberei des Hieronymus ironisieren? Wohl kaum; dieser übertriebene Ausdruck wird ihm im Eifer entschlüpft sein.

[2] Dürfen wir diese Aussage wie die Heiligkeit des Hieronymus in Zweifel ziehen? Ich glaube nicht, doch war es keine

fragt, ob es denn für treue Freunde wirklich unmöglich sei, an den gegenseitigen Ansichten Kritik zu üben, ohne daß die Liebe gemindert werde und die Wahrheit Haß gebäre. Gibt es doch nicht nur eine freundschaftliche Liebe, sondern auch einen freundschaftlichen Freimut!

Kurz, der Brief ist derart, daß Hieronymus, der vermutlich jetzt zum ersten Male einen starken Eindruck von der geistigen Überlegenheit Augustins empfing, völlig mundtot gemacht werden mußte. Jede Möglichkeit war ihm genommen, irgendwo eine seiner beliebten Anklagen auf Häresie anzuhängen; nicht einmal ein Anlaß, sich weiterhin zu ärgern oder zu beschweren, war ihm geblieben. Sachlich war er zwar abgeführt,[1] aber seinem, wenn auch noch so übertriebenen Selbstbewußtsein Genüge geschehen, und das war ja eigentlich für den Mann die Hauptsache. Hieronymus war gewonnen, d. h. entschlossen, unter allen Umständen sich mit diesem Bischof gutzustellen und um keinen Preis noch einmal mit ihm anzubinden. Allerdings, daß von nun an auch in seinem Herzen freundschaftliche Empfindungen sich zu regen begannen, wie wir dies bei der die ganze Welt und auch ihre weniger sympathischen Bewohner mit einer fast gewaltsamen Liebe umspannenden großen Seele Augustins voraussetzen dürfen, mögen wir bezweifeln.

Ob und wie Hieronymus auf den letzten Brief Augustins geantwortet hat, wissen wir nicht. Jedenfalls hat er niemals wieder mit ihm die Klinge gekreuzt. Die beiden Leuchten der lateinischen Theologie reden hinfort voneinander mit ausgesuchter Hochachtung, vgl. Ep. 167, 21. Noch einmal hat Augustin eine briefliche Auseinandersetzung großen Stils mit dem alten Einsiedler gesucht. Er legte demselben nämlich die Frage nach dem Ursprung der Seele vor, die ihm zeit-

natürlich gewachsene Liebe, sondern eine solche, zu welcher Augustin sich vorsätzlich zwingen mußte. Der Vorsatz aber war echt.

[1] In einer späteren Schrift hat er sich ausdrücklich zur cyprianischen (augustinischen) Exegese bekannt, vgl. Ep. 180, 5.

lebens viel Kopfzerbrechen machte, und in der er keine Entscheidung zu treffen wagte, obgleich seine Erbsündenlehre ihn zum Traduzianismus hinüberdrängte, während Hieronymus wie seine orientalischen Meister kreatianisch dachte, Ep. 166. In einem zweiten Briefe sprach er den Wunsch aus, die Hieronymianische Auffassung der schwierigen Stelle Jak. 2, 10 kennen zu lernen, Ep. 167. Aber indem er fragte, bot er, wie das auch sonst seine Art war, so tiefgründige Untersuchungen der betreffenden Probleme, beleuchtete alle Möglichkeiten so scharfsinnig und vorsichtig abwägend, daß Hieronymus weder Lust noch Fähigkeit verspürte, dem überlegenen Frager mit lehrhaftem Bescheide zu dienen. Er begnügte sich, in einer kurzen Antwort zu versichern, er finde an Augustins glänzenden Darlegungen nichts zu tadeln, und überhaupt sei es sein Beschluß, seinen bischöflichen Freund stets nur zu loben, zu lieben, zu verehren, zu bewundern und seine Aussprüche zu vertreten, als wären es seine eigenen, Ep. 172. Zuletzt begegnen uns die beiden interessanten Männer, die sich in mancher Hinsicht verwandt, aber in dem Wichtigsten so verschieden waren — man könnte beinahe den Hieronymus eine Karrikatur Augustins nennen —, Schulter an Schulter als Kampfgenossen im Streit gegen die Pelagianer, Jeder ihn auf seine Weise ausfechtend, Augustin in schwerer Gedankenrüstung mit der hinreißenden Wucht religiöser Überzeugung, Hieronymus hauptsächlich mit den Pfeilen der persönlichen Invektive.[1] Neben Hieronymus gestellt, erscheint uns die Gestalt des Augustin ernst und edel, ehrwürdig und harmonisch. Allerdings können wir sein Benehmen dem Erstgenannten gegenüber nicht unbedingt gut heißen, und schwerer als jene ihm selbst kaum bewußte Rivalität, die wir in den ersten Briefen voraussetzten, und die ihn zu einem etwas kleinlichen Kritiker machte, fallen die häufigen wohlberechneten

[1] Vgl. hierzu die beiden kurzen Billete des Hieronymus, Ep. 195 und 202, in denen er dem Augustin als großem Ketzerbezwinger Weihrauch streut.

Lobeserhebungen, um nicht zu sagen Schmeicheleien, zu seinen Ungunsten ins Gewicht, die doch wenigstens in den späteren Briefen nicht nur der Gelehrsamkeit des Hieronymus gelten. Aber man konnte ihrer nicht wohl entraten, wollte man überhaupt dieses Mannes Freund heißen. Das aber wollte Augustin. Warum? Nicht nur, weil diese Freundschaft für ihn ehrenvoll und im theologischen Kampfe nützlich war, sondern auch weil Augustin den Hieronymus liebte.

Augustin konnte nicht ein wirklicher Freund des Hieronymus sein, aber er konnte ihn lieben. Aus dem jugendlichen Freundschaftsenthusiasten arbeitet sich mehr und mehr heraus der Mann der Liebe. Der Bischof bemühte sich, Jedermann zu lieben, auch Diejenigen, mit welchen er nur in flüchtige Berührung trat. An wie viele Männer und Frauen schrieb er in Ausdrücken, als wären sie seine besten Freunde, und doch weiß man, daß sie ihm fern standen. Man sage nicht, das sei bloße Höflichkeit. Es ist eine Höflichkeit, der man stets das Bestreben anmerkt, mehr zu sein als Höflichkeit, nämlich Liebe. Einen Beleg für diese eigentümliche, nach der Liebe gravitierende Höflichkeit haben wir in dem Briefe an den Senator Pammachius bereits kennen gelernt, ein paar andere mögen noch beigefügt werden.

In Ep. 151 fühlt man, daß Augustin dem Adressaten, Cäcilian, nicht traut, denn es lastet auf diesem der schwere Verdacht der Mitschuld an dem blutigen Tode des Marcellin, und die Verdachtsgründe fallen offenbar auch bei Augustin ins Gewicht. Trotzdem äußert er im Eingang des Briefes große Freude darüber, daß Cäcilian sich wegen seines langen Schweigens beklagt habe. Daraus, sagt er, ersehe er die Liebe des Mannes. Darum will er sich auch nicht entschuldigen, damit der willkommene Zorn Cäcilians, nachdem seine Nichtberechtigung nachgewiesen, sich nicht in Indifferenz verwandle. „Verzeih mir, wenn ich dir dafür danke, daß du mich nicht für unwert erachtet hast, über mein Schweigen zu zürnen.“ Ähnlich Ep. 193.

Nicht nur feinsinnig, sondern außerordentlich liebenswürdig ist der Brief, in welchem Augustin ein ihm Freundschaft antragendes Schreiben des römischen Diakonen Caelestin, des nachmaligen Papstes, beantwortet, Ep. 192, und die Reflexionen, die er enthält, können zur Bestätigung und Ergänzung dessen dienen, was wir bereits über Freundschaft und Liebe des Heiligen sagten. „Du hast mich durch deinen Brief zum Schuldner gemacht . . . Erfreut darüber, daß es dir wohl geht, gebe ich dir den schuldigen Gruß zurück. Stets aber schulde ich dir Liebe, denn die Liebesschuld ist die einzige, welche bestehen bleibt, auch wenn man noch so viel davon abgezahlt hat. Denn indem man Liebe gibt, trägt man die Liebesschuld ab, und wenn man sie abgetragen hat, fühlt man sich immer noch als Schuldner, weil die Zahlungspflicht der Liebe niemals aufhört. Und indem man Liebe gibt, verliert man sie doch nicht, im Gegenteil, indem man sie gibt, vervielfältigt man sie . . . Man kann sie nicht geben, wenn man sie nicht hat, und man kann sie nicht haben, wenn man sie nicht gibt. Sie wächst beim Weggeben und wird um so größer, je zahlreicher die sind, denen man gibt . . . Man zahlt nicht Liebe, wie man Geld zahlt. Der Unterschied besteht nicht nur darin, daß das Geld beim Auszahlen weniger wird, die Liebe mehr, sondern auch darin, daß wir, wenn wir Jemandem Geld geben, für desto gütiger gehalten werden, je weniger wir es zurückverlangen; dagegen ist der ein schlechter Geber von Liebe, der seinen Schuldner nicht freundlich zur Rückzahlung drängt . . . Darum, Herr Bruder, gebe ich dir von Herzen meine Liebe und empfange mit Freuden die Gegengabe. Indem ich sie empfange, fordere ich weiter, indem ich sie gebe, bleibe ich Schuldner. Denn wir sind Beide Schüler eines Lehrers, und es ist unsere Schuldigkeit, daß wir lernbegierig auf ihn hören, der uns durch seinen Apostel sagen läßt: Seid Niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch untereinander liebet."

In diesem Zusammenhang teile ich noch das kurze Billet

mit, in welchem Auguſtin dem Pelagius für ein empfangenes Schreiben dankte, bevor die eigentliche große Fehde begann, Ep. 146. „Ich ſage dir herzlichen Dank für deinen Brief, durch welchen du mir eine Freude bereitet haſt, und worin du mir mitteilſt, daß es euch gut geht. Der Herr möge dir zur Vergeltung Gutes ſchenken, in deſſen Beſitz du ſtets gut bleiben und ewiglich leben mögeſt, lieber und teurer Herr Bruder. Was mich anlangt, ſo kann ich zwar die Lobſprüche, die dein freundlicher Brief enthält, nicht als berechtigt anerkennen, dennoch ſage ich dir für deine gute Meinung meinen ſchuldigen Dank. Erfülle doch meinen Wunſch und bete für mich, daß Gott mich zu dem Manne mache, für welchen du mich bereits hältſt.“ Dieſer Brief mit ſeiner ruhigen Freundlichkeit trotz der unmißverſtändlichen, ernſten Warnung, die er enthält, iſt des heiligen Auguſtinus würdig.

Natürlich dürfen wir uns nicht einbilden, und nachdem wir die Korreſpondenz mit Hieronymus kennen gelernt haben, werden wir ſo leicht nicht in den Irrtum verfallen, anzunehmen, daß der Biſchof von Hippo ſtets in naiver Abſichtsloſigkeit ſeine Liebenswürdigkeiten ausſchüttet. Auguſtins ganzes Weſen, auch ſeine Liebe, iſt von Reflexion durchdrungen; es verſteht ſich, daß er die Adreſſaten durch ſeine feine Höflichkeit gewinnen, verpflichten, an ſich feſſeln, ſeinem Einfluß zugänglich machen wollte. Mehr als ein Brief würde uns mehr zuſagen, wenn er weniger liebenswürdig wäre. Zumal gilt das von manchen Schreiben, die an hochgeſtellte Perſönlichkeiten gerichtet ſind. Auguſtin zeigt ein außerordentliches Geſchick, ſich mit den kaiſerlichen Verwaltungsbeamten gut zu ſtellen. Mit einer ganzen Reihe von ihnen hat er freundſchaftliche Briefe gewechſelt. An Weltklugheit hat es ihm nicht gefehlt. Er weiß dieſen hohen Herren die angenehmſten Dinge zu ſagen. Sicherlich gab es unter ihnen Leute von lauterem Charakter und unbeſcholtenem Lebenswandel, wie z. B. den bekannten Marcellin, den Auguſtin von Herzen ſeinen Freund nannte. Auch die Prokonſuln

Donatus (Ep. 100. 112) und Macedonius (Ep. 153, 1. 12; 155, 1. 10) mögen gewissenhafte, tüchtige und christlich gesinnte Beamte gewesen sein. Das Gleiche mag von dem Comes Valerius gelten, dem Augustin die beiden Bücher „Über Ehe und Begierde" widmete. Trotzdem klingen die Lobsprüche, mit welchen er diesen in Ep. 200 überhäuft, recht übertrieben; und wenn er hier bemerkt, er scheue sich eigentlich damit herauszukommen, um nicht den Verdacht der Schmeichelei auf sich zu ziehen, so ist das gerade eine Redewendung, die bekanntlich bei feineren Schmeichlern sehr beliebt ist. Immerhin war damals nicht eine Zeit, in der die vornehmen Beamten sich durch Tugenden auszeichneten, und in mehr als einem Falle (vgl. Ep. 86. 116) darf man wohl zweifelhaft sein, ob sie das von Augustin gespendete Lob wirklich verdienten.

Jedenfalls waren die Lobeserhebungen, die er dem Comes Bonifacius, der in den damaligen Weltbegebenheiten eine der wichtigsten Rollen spielte, in Ep. 189, 8 zuteil werden ließ, mindestens unvorsichtig. Er hatte diesem Manne auf seinen Wunsch alle für ihn besonders in Betracht kommenden Tugenden ans Herz gelegt (Gottes- und Nächstenliebe, Friedfertigkeit, Keuschheit usw.) und bemerkt zum Schluß, erfreut über sein sittliches Streben und seinen guten Ruf, überreiche er ihm in dem Schreiben einen Spiegel, in welchem Bonifacius schauen möge, nicht so sehr, wie er sein solle, als wie er bereits sei. Über diesen süßen Worten wird der Statthalter die sich anschließende Mahnung Augustins, demütig Gott die Ehre zu geben und sich nicht für sündlos zu halten, wenig beachtet haben. Augustin mußte später einsehen, daß er sich in ihm gründlich getäuscht hatte, und in dem letzten an Bonifacius gerichteten Briefe, den wir noch näher kennen lernen werden, macht er durch ernsten Freimut seine frühere Voreiligkeit wieder gut. Zürnen müßten wir dem Bischof von Hippo, wenn er, als er Ep. 96 und 97 schrieb, in denen er dem Mörder Stilichos, dem nichtswürdigen Olympius,

die schmeichelhaftesten Komplimente sagt, von dem wahren Charakter dieses Griechen auch nur eine Ahnung gehabt hätte. Wir brauchen das jedoch nicht anzunehmen.[1] Immerhin können Augustins von Ergebenheit triefenden Briefe, in denen er unter anderem sein Vertrauen zu dem lauteren Herzen (sincerissimum pectus) eines von der Geschichte gebrandmarkten Heuchlers ausspricht, als warnendes Beispiel dienen.

In Betracht kommen hier vor Allem noch die an den Comes Darius gerichteten Briefe, welche wir in anderem Zusammenhang kennen lernen werden. Man wird nicht umhin können zu urteilen, daß Augustins Höflichkeit bisweilen, zumal in den Briefen an Würdenträger, an Schmeichelei mindestens grenzt. Doch muß unser Tadel ein milder sein, wenn wir dreierlei bedenken: erstens, daß damals ein überaus höfliches und devotes Zeitalter war, zweitens, daß Augustin, soviel wir wissen, nur da lobte, wo er wirklich Grund zum Loben zu haben glaubte,[2] und drittens, daß in den liebenswürdigen Briefen stets die Saite der echten und warmen Liebe mitschwingt. Wenn wir uns Augustin, den Freund, vergegenwärtigen, dann darf zuletzt kein anderer Ton mehr als dieser in unserem Ohre erklingen.

[1] Es scheint mir bemerkenswert, daß der Prokonsul Apringius, von welchem Augustin wußte, daß er kein sittlich unanstößiges Leben geführt hatte (Ep. 151, 8f.), in Ep. 134 ganz gegen des Bischofs sonstige Gewohnheit kein Lob bekommt. Augustin beruft sich bei seinen Mahnungen nur darauf, daß auch Apringius ein Christ sei.

[2] Das gilt auch von dem Lobe des Hieronymus, den Augustin wirklich für einen „heiligen Mann" gehalten haben wird, wenn auch nicht ohne Vorbehalt.

II. Augustin als Seelsorger und Berater.

Groß ist die Anzahl der Briefe Augustins, die nicht freundschaftlichem Gedankenaustausch dienen, sondern in denen er die Adressaten in bestimmter Hinsicht zu beeinflussen wünscht, in denen er, ohne die bischöfliche Autorität hervorzukehren, eine rein private, freundschaftliche Seelsorge übt. Es ist nicht schwer zu erraten, welche Mahnung dem Heiligen am meisten am Herzen liegen wird, welche Mahnung er in mancherlei Variationen immer wieder auszusprechen sich gedrungen fühlen muß, er, der sich einst unter Qualen von der Welt und ihren Ehren und Freuden losrang, um Gott allein zu dienen, er, dessen ganzes Denken hinfort von dem großen Gegensatz, der schroffen Alternative, Welt oder Gott, Fleisch oder Geist, Diesseits oder Jenseits, beherrscht wurde — die Mahnung: Sursum corda! Der führt den rechten Lebenswandel, sagt er, wer stets aufblickt zu seinem Herrn, Ep. 48, 3. „Droben" muß das Herz sein, wenn es leben soll, und dazu ist der Heiland gekommen, daß die unter der Last des sterblichen Leibes niedergebeugte Seele nicht umsonst den Ruf vernehme: Sursum corda! Ep. 130, 8; 131.

Augustin gibt dieser seiner Grundforderung bald eine negative, bald eine positive Fassung. Die negative Fassung lautet: Gebt der Welt den Abschied! So ruft er aus klösterlicher Einsamkeit in Thagaste seinem Nebridius, der dieser Ermunterung kaum noch bedürftig war, zu: „Knüpfe du keine Freundschaft an mit den düsteren (eigentlich hölllischen) Schattenbildern — Augustin meint die sinnlichen Vorstellungen im allgemeinsten Sinne —, oder wenn du sie angeknüpft hast, so zerreiße sie ohne Zaudern. Den leiblichen Sinnen Widerstand zu leisten, das ist unser heiligstes Studium" (sacratissima disciplina), Ep. 7, 7; vgl. Ep. 3, 4; 10, 2 f. Zu gleicher Zeit ermahnt er seinen wohlhabenden väterlichen Freund Romanianus: „Laß uns die Sorgen um die ver-

gänglichen Dinge verscheuchen, die sicheren, bleibenden Schätze suchen, uns emporschwingen über die irdischen Güter! In der Fülle des Honigs vergesse die Biene nicht ihre Flügel!" Ep. 15, 2. Als alter Bischof aber predigt er kurz und ernst dem ehemaligen Prokonsul Largus, der in bedrängten Umständen lebte und um einen Trostbrief gebeten hatte: „Verachte die eitlen Erdendinge, nachdem du sie kennen gelernt, wie sehr du auch, ehe du sie kanntest, nach ihnen Begehren trugest. Denn ihr Inhalt ist trügerische Freude, nutzlose Arbeit, endlose Furcht, gefährliche Größe. Am Anfang gibt es kein Vorausschauen, aber am Ende ein schmerzliches Rückschauen. Und so verhält sich's mit Allem, was in diesem vergänglichen Sorgendasein mit viel Begier und wenig Verstand erstrebt wird. Anders die Hoffnung der Frommen, die Frucht ihrer Arbeit, der Lohn ihrer Trübsal. Auf dieser Erde ohne Furcht, ohne Schmerz, ohne Mühsal und Drangsal zu leben, das ist freilich unmöglich. Aber es kommt sehr darauf an, um welcher Ursache willen, in welcher Erwartung, in Hinblick auf welches Ziel ein Jeder solches leidet. Wenn ich die Freunde dieser Welt anschaue, so weiß ich gar nicht, wann die Weisheit Gelegenheit finden sollte, an sie heranzutreten, um sie zu heilen. Denn solange es ihnen gut geht, verschmähen sie in ihrer Aufgeblasenheit die heilsamen Ermahnungen als das Liedlein eines alten Weibes; geht es ihnen aber übel, so denken sie bloß daran, wie sie aus ihrer augenblicklichen Not herauskommen, statt sich darum zu bekümmern, daß ihnen wirklich geholfen werde und sie dahin gelangen, wo es überhaupt keine Not mehr gibt. Immerhin, bisweilen geschieht es doch, daß Einige die Ohren ihres Herzens der Wahrheit öffnen, selten im Glück, häufiger im Unglück, freilich nur Wenige, denn so ist es vorhergesagt. Mein Wunsch ist es, daß du zu ihnen gehörst, denn ich habe dich lieb. Nimm diese Mahnung als Gegengruß . ." Ep. 203.

Durch ähnlichen Zuspruch sucht er den gebeugten Christmus aufzurichten. „Ich habe gerüchtweise vernommen — Gott

gebe, daß es nicht wahr ist! — du seiest ganz niedergedrückt, und muß mich wundern, daß du, der du doch klug und ein Christ bist, so wenig bedenkst, wie die irdischen Dinge keinen Vergleich aushalten können mit den himmlischen, auf die wir unser Herz und unsere Hoffnung gründen sollen. Du verständiger Mann, hast du denn all dein Glück in diesen Dingen gesucht, welche man dich jetzt verlieren sieht, oder doch so viel Glück, daß nach ihrem Verlust übergroße Traurigkeit dein Gemüt verfinstern muß, als wäre die Erde und nicht Gott deines Geistes Licht?" Augustin spricht weiter sein Befremden aus, daß, wie er vernommen, der plötzlich Verarmte sich sogar mit Selbstmordgedanken trage, und fährt fort: „Also raffe dich auf, teurer Bruder in Christo! Unser Gott verläßt die Seinen nicht, er läßt sie nicht verloren gehen. Aber er will uns an die Zerbrechlichkeit und Unbeständigkeit des von den Menschen so heißgeliebten irdischen Landes erinnern, damit wir die Fesseln der Begierde, von welchen wir umschlungen dahingeschleppt werden, lösen lernen, und damit wir uns gewöhnen, unsere ganze Liebe auf *den* zu werfen, der uns ewig reich und satt machen kann. Er ist es, der dich durch mein Amt mahnt, männlich zu bedenken, daß du ein gläubiger Christ bist und erkauft durch das Blut dessen, der nicht nur durch sein ewiges Wort, sondern auch durch sein menschliches Auftreten uns gelehrt hat, diese Erdengüter mit Gleichmut zu verachten und das Mißgeschick tapfer zu erdulden, und der uns als Lohn eine Glückseligkeit verhieß, die Niemand uns nehmen kann." Ep. 244.

Noch kürzer faßt sich der Bischof einem gewissen Christinus gegenüber, welcher — wie dies schon damals nicht selten vorkommen mochte — offenbar in dem Verlangen, ein Autogramm des berühmten Mannes zu besitzen, um ein Schreiben gebeten hatte. „Du bittest mich, mit einem Briefe zu dir zu kommen; ich aber komme zu dir mit der Liebe, die in keinen Brief sich fassen läßt. Wo ich dich aber finden möchte, ich weiß, daß dir das nicht unbekannt ist . . ." „Nur dies

Eine sage ich dir, und wenn du ein wenig länger darüber nachsinnst, so wirst du verstehen, was es bedeutet: Wenn man auf Gottes Wege vor Leichterem und Nützlichem in feiger Angst zurückweicht, so wird man auf dem Erdenwege Schwereres und Nutzloses in mühseliger Arbeit erdulden müssen." Ep. 256.

Natürlich denkt Augustin, wie nebenbei bemerkt werden mag, an dieser und manch anderer, ähnlich lautender Stelle nicht daran, grundsätzlich zu fordern, daß man sich der irdischen Güter entäußere und auf den weltlichen Beruf verzichte. Er weiß vielmehr und hat es im Verlauf seines Lebens immer klarer eingesehen, daß man dem Schöpfer Unrecht tun würde, wollte man die Erdendinge schlechthin verachten, Ep. 258, 2. Gewiß, sie können die Menschen nicht gut machen, aber umgekehrt, gute Menschen können sie durch guten Gebrauch gut machen, Ep. 130, 3; 15, 2; 189, 5. 7; 220, 10. Darum polemisiert er in Ep. 157, 23 – 39 nachdrücklich gegen die hyperaskетischen Pelagianer, welche es jedem Reichen zur Pflicht machen wollten, seine Habe zu verschenken. Nach Augustins Überzeugung ist solch ein Entschluß gewiß glorreich, eines hervorragenden Geistes würdig und begründet eine höhere Vollkommenheit; aber er ist keineswegs geboten, und das Halten der Gebote genügt zum Leben. Nicht der Reichtum, sondern Übermut und Unbarmherzigkeit haben den reichen Mann in die Hölle gebracht. Augustin bleibt eben niemals bei Äußerlichem stehen. Daß das Herz losgelöst werde von allen Erdendingen, ist seine oft wiederholte Hauptforderung. Efficimini spiritus! Ep. 140, 11.

Doch bleibt sein Urteil über den Wert der irdischen Güter und des Erdenlebens überhaupt im allgemeinen ein äußerst pessimistisches. „Was ist das", schreibt er dem Macedonius, „für eine Eitelkeit, für eine Torheit, für eine Lüge, wenn der sterbliche Mensch, der mit hinfälligem Geiste und Leibe ein sorgenschweres Dasein führt, der mit so vielen Sünden belastet, so vielen Versuchungen unterworfen, so vielem Unheil

ausgesetzt und zu den gerechtesten Strafen verdammt ist, wenn dieser Mensch sich vermißt, die Seligkeit in sich selbst zu suchen, da er doch nicht einmal seinen Geist und seine Vernunft, die ihm eine eigentümliche Würde verleiht, von Irrtümern rein halten kann, wenn Gott, das Licht der Geister, nicht Beistand leistet", Ep. 155, 6. Da das menschliche Leben im Grunde genommen nichts weiter ist als Rauch und Dunst (Ep. 56, 2), da es ein armes und elendes Leben ist (Ep. 127, 2), kann es nicht so schwer sein, die Fesseln der Seele zu lösen und sich innerlich zu befreien. Aber auch für die äußerliche Hingabe der Erdengüter ist Augustin in besonderen Fällen eifrig eingetreten. Er wirkte nicht nur durch sein eigenes Vorbild, sondern pflegte zu diesem Entschlusse, wie er in Ep. 157, 39 mitteilt, nach besten Kräften auch Andere zu ermahnen. Dagegen hat er auf die reiche Witwe Proba in dieser Hinsicht höchstens einen sehr gelinden Druck ausgeübt, es genügt, wenn sie nur ihr Herz nicht von den irdischen Freuden bestricken läßt, Ep. 130, 8.

Innerlich macht von der Welt sich frei, wer in heiliger Liebe Gott zugewandt ist. Denn die Liebe ist die Schwerkraft der Seele. Auch in dieser positiven Form pflegt Augustin seine Grundforderung häufig auszusprechen. So in dem Briefe an Chrisimus, welchen wir bereits kennen lernten, ausführlicher in dem zweiten Schreiben an den Comes Bonifacius, der den Kirchenvater um ein erbauliches Wort gebeten hatte. Bonifacius möge, antwortet Augustin, in seinem kriegerischen Berufe bleiben. Wenn er ein rechtschaffener Soldat sei, die Guten schütze und stets den Frieden im Auge habe, so könne er darin recht wohl ein guter Christ sein. Nur eins dürfe er nicht vergessen, die Liebe zu Gott und dem Nächsten, die Liebe, in der alle heiligen Väter Gott gefielen, in der alle wahren Märtyrer mit dem Teufel stritten, in der alle guten Gläubigen täglich fortschreiten, um zum Himmelreich, zum Schauen Gottes, dem unvergleichlich herrlichen Ziele, zu gelangen, Ep. 189. Noch eindringlicher aber schärft er an

einer viel zitierten Stelle die heilige Liebespflicht dem Macedonius ein. Nur eine Tugend gibt es, und Tugend und Tugendlohn sind hier eins: Mihi autem adhaerere Deo bonum est. Das ist die vollkommene, ewige Weisheit, das ist das wahrhaft selige Leben . . . Keine andere Tugend gibt es in diesem Leben, als die eine: Liebe des Liebenswerten. Das Liebenswerteste aber, weil von Allem das Beste — das ist Gott. Darum, wer etwas Anderes mehr oder gleich sehr liebt wie Gott, der liebt sich selbst nicht. Um so wohler aber wird uns zumute sein, je eifriger wir ihm zustreben, dem Besten, was es gibt. Man strebt aber zu ihm, indem man nicht läuft, sondern liebt (non ambulando, sed amando). Um so mehr nähert man sich ihm, je reiner die Liebe ist. Auf den rechten Lebenswandel kommt es an.[1] Der Lebenswandel des Menschen aber wird beurteilt nicht nach dem, was Jemand weiß, sondern was er liebt. Was den Lebenswandel gut oder schlecht macht, ist allein gute oder schlechte Liebe,[2] Ep. 155, 12f., vgl. Ep. 55, 18 ff.; 127, 2 ff.; 167, 15. Das von heiliger Liebe glühende Herz spricht im Gebet seine Sehnsucht aus, so belehrt Augustin die Witwe Proba in einem langen und schönen, von uns bereits öfter benutzten Briefe. Um aber recht beten zu können, muß man, hebt er hervor, vor allem zweierlei wissen, einmal, daß die Seele selbst bei den blühendsten irdischen Verhältnissen in der Welt verlassen und verloren ist, und sodann, daß ihr höchstes Gut, das ewige, selige Leben, nirgendwo anders zu finden ist als in Gott, Ep. 130.

Es ist Zeit, diese allgemeinen Betrachtungen zu verlassen und uns den Briefen zuzuwenden, in denen Augustin Persönlichkeiten, für die er sich besonders interessiert, in einer bestimmten Richtung seelsorgerlich zu beeinflussen sucht, oder

[1] Ad eum ergo non pedibus ire licet, sed moribus; im Sinne Augustins etwa zu übersetzen: Man geht nicht, sondern man liebt sich hin zu Gott.

[2] Nec faciunt bonos vel malos mores, nisi boni vel mali amores.

in denen es ſich um die Löſung eines beſtimmten ſeelſorgerlichen Problems handelt. Aus großer Sorge und Anteilnahme iſt der an Licentius, jenen uns aus den erſten Dialogen gut bekannten, dichteriſch veranlagten und begeiſterungsfähigen Jüngling, Sohn des Romanianus, gerichtete Brief, Ep. 26, geboren. Licentius, von Lebensluſt überſchäumend, wollte ſich nicht von der „Weisheit“ einfangen und zähmen laſſen, er wollte ſich nicht, wie Auguſtin wünſchte (vgl. Ep. 27, 6), ohne weiteres dem Urteil gereifter Männer fügen, ſondern ſelbſt trotz aller Gefahr die Welt und das Leben erproben. In einem ſchwungvollen, übrigens von rührender Anhänglichkeit zeugenden Gedicht hatte er ſoeben dem ehemaligen Lehrer geſtanden, daß er ohne ſeine Anweiſungen mit dem ſchwierigen Varro nicht fertig werde, daß eine wilde Sinnenluſt ihm die Ruhe raube und der Wunſch, ſich zu verehelichen, ihn im Weltleben zurückhalte. Die Gedanken des erwähnten Briefes, der noch aus Auguſtins Presbyterzeit ſtammt, ſind die uns geläufigen, aber ſie werden vorgetragen in dem Herzenston eines ungewöhnlichen Affektes. Denn Auguſtins Seele hing noch immer an ſeinem ehemaligen Lieblingsſchüler, über deſſen Launen er ſo manches Mal den Kopf geſchüttelt hatte. Licentius hatte in ſeiner poetiſchen Epiſtel an die ſchöne Zeit der mit gemeinſamen Studien und Wanderungen verlebten Muße (Cassiciacum) erinnert und beteuert, wie gern er auch jetzt noch den Spuren des Meiſters folgen würde, er warte nur auf ſeinen Befehl. An dieſe Worte knüpft Auguſtin an. Denn nachdem er den jungen Dichter ermahnt hat, die läſtigen und qualvollen Ketten des Weltlebens mit den nur im Anfang drückenden Feſſeln der Weisheit zu vertauſchen, fährt er fort: „Aber ich gebe dir ja den Befehl, ich zwinge und dringe dich, ich bitte und flehe dich an! Wenn deine Ohren meiner Stimme verſchloſſen ſind, ſo öffne ſie doch deinen eigenen Worten und Verſen; höre auf dich ſelbſt! Wie hart und grauſam und taub du biſt! Was zeigſt du mir goldene Lippen und ein

eiſernes Herz? Mit welchen Verſen, nein Seufzern könnte ich genügend beklagen deine Gedichte, aus denen ich erſehe, welche Seele und welch ein Geiſt es iſt, den ich doch nicht mein eigen nennen und unſerem Gotte opfern darf! Du erwarteſt alſo, daß ich dir befehlen ſoll, gut, ſtill und glücklich zu ſein — als ob du nicht wüßteſt, wie ich den Tag preiſen würde, an welchem ich deines Geiſtes im Herrn genießen könnte, wie ich nach dir hungere und dürſte! . . . Sieh, da haſt du meinen Befehl: Gib mir dein Herz! Gib es — muß ich es erſt noch ſagen — meinem Herrn! . . . Was iſt's, das dich ſo unruhig macht und ſtürmiſch bewegt? Was neigſt du dein Ohr den Einflüſterungen todbringender Lüſte und wendeſt es ab von mir? Sie lügen, ſie vergehen, ſie ziehen in den Tod. Sie lügen, Licentius . . . Was wahr iſt, ſagt allein die Wahrheit. Chriſtus iſt die Wahrheit, zu ihm laß uns kommen, und wir werden nicht länger mühſelig ſein. Damit er uns erquicke, wollen wir ſein Joch auf uns nehmen uſw. Wen du mit deinem Saitenſpiel erfreuſt, das iſt der Teufel! Wenn du eine goldene Schale in der Erde fändeſt, ſo würdeſt du ſie der Kirche Gottes ſchenken. Du haſt von Gott das goldene Gefäß deines Talentes empfangen, und damit warteſt du den Lüſten auf und ſetzt dich darin ſelber dem Satan vor! Tu es nicht, ich beſchwöre dich, wenn du irgend fühlſt, mit welch leidendem, leidvollem Herzen ich das ſchreibe, und habe Mitleid mit mir, wenn du dir ſelbſt ſo wertlos geworden biſt." Auguſtin weiſt ſeinen alten Schüler an den Paulinus. Der Umgang mit dieſem hervorragenden Aſketen, der Reichtum, Ehre und weltlichen Dichterruhm Gott zu Füßen gelegt hatte, hofft er, werde den Jüngling noch gewinnen.

Der Brief an Licentius iſt, pſychologiſch betrachtet, lehrreich. Auguſtin möchte ſo eindringlich ſchreiben wie irgend möglich. Seine Feder ſcheint vor Bewegung zu zittern. Er findet zu Herzen gehende Worte, aber es will uns ſcheinen, daß er zu ſehr an das Gemüt, zu wenig an den Willen

des jungen Mannes appelliert. Er selbst läßt sich von den Wellen des Gefühls tragen, so sehr, daß er Gefahr läuft, einem sentimentalen Pathos zu verfallen. Die Menschen offenbaren ihre Eigenart am sichersten, wenn man sie in ihren Gemütsbewegungen beobachtet. Augustin ist augenscheinlich von Haus aus nicht ein Mann des Willens und der Tat. Sein Befehlen ist ein Flehen. Und noch eins sehen wir. Augustin ist nicht mehr imstande, ein bewegtes, heute heiteres, morgen stürmisches, sicherlich gefährdetes, aber hochstrebendes Jugendleben, so sympathisch er mitempfindet, unbefangen zu beurteilen. Selbst die Freude an weltlicher Poesie ist nach seiner Meinung vom Teufel. Bald wird er die Geschichte seiner eigenen Jugend schreiben und das Verdammungsurteil darüber sprechen.

Noch ein anderer junger Mann, namens Dioscorus, hat geraume Zeit später in dem Bischof von Hippo Reminiszenzen an seine Jugend geweckt. In diesem Jüngling trat ihm nicht ein von Leidenschaften und ästhetischen Interessen bewegtes Gemüt, sondern eine ehrgeizige und eitle Wißbegierde entgegen. Dioscorus wünschte sich in aller Eile eine Menge spitzfindiger Fragen, die ihm an der Hand der philosophischen Schriften Ciceros aufgetaucht waren, beantworten zu lassen, um dann, wie er es ganz naiv ausspricht, mit seiner Wissenschaft desto größeren Eindruck bei den Leuten zu machen. Augustins Entgegnung, Ep. 118, ist in unwilligem Tone gehalten, man kann es ihm nicht verdenken. Es ist das einzige Mal, daß wir beobachten können, wie der Geduldsfaden des Heiligen zu reißen droht. Gleichwohl antwortete er ausführlich, aber anders, als der unverfrorene junge Mann erwartet hatte. Was sei das für eine Art, einen mit Arbeiten und Sorgen überhäuften Bischof mit solch neugierigen, aus einem nutzlosen Studium erwachsenen Fragen zu belästigen?[1] Darüber solle nun ein Bischof seine Nächte

[1] Augustin sagt es mehrfach direkt, daß ihm die Beantwortung des Schreibens Dioscors lästig und verdrießlich sei. Indem er

grübelnd durchwachen! Etwas Anderes beabsichtigt er zu tun, er will versuchen, den nach Ruhm und Beifall lüsternen Geist von seiner Krankheit zu heilen. Dioscorus hatte bemerkt, er möchte nicht gern vor den tadelsüchtigen Leuten unwissend dastehen und von ihnen für ungebildet und einfältig gehalten werden. „Diese deine Worte", erwidert Augustin, „haben mir die Feder in die Hand gezwungen. Solche geistige Stumpfheit hat mich erschüttert und aus meinen Sorgen aufgestört . . . und so will ich denn mit Gottes Hilfe versuchen, nicht das Knäul deiner Fragen zu entwirren, sondern dein Glück, das schwankend an Menschenzungen hängt, von dieser unseligen Verkettung loszureißen und es auf einen unerschütterlichen Felsen zu gründen." Der Dichter Persius könne ihm seinen kindischen Kopf zurechtrücken mit dem spöttischen Verse: „Weiß nicht die Welt, wieviel ich weiß, so will ich gar nichts wissen." Welch eitles, nichtiges, windiges Ziel! Auf diese Weise gelangt man nicht zur Wahrheit. Oder beabsichtigt der junge Mann etwa auf dem Lob und der guten Meinung der Leute hinüberzuschiffen zu Vornehmheit, Reichtum ꝛc., gleichsam vom Mincio zum Po? Einerlei, auf beiden Flüssen, auf dem Hauptstrom so gut wie auf dem Nebenflusse, gibt es keine Ruhe, kein Ende des Elendes. Oder will Dioscorus bei den Leuten vielleicht bloß darum als gelehrt gelten, um ihres Vertrauens sicher sie zur Wahrheit und Gerechtigkeit zu leiten? Es ist liebens-

---

dieses Schreiben unter seine kritische Lupe nimmt, läßt er es nicht an bissigen Bemerkungen fehlen, besonders Ep. 118, 2. Dioscorus hatte geschrieben: „Meine Bitte enthält doch nichts Sündhaftes. Oder wenn auch, erfülle sie mir trotzdem, da ich im Begriff bin, die Seereise anzutreten". Dazu bemerkt Augustin: Was soll das heißen, daß du hinzufügst: „Da ich im Begriff bin, die Seereise anzutreten?" Also wenn du keine Seereise antreten würdest, dürfte ich dir eine sündhafte Bitte nicht erfüllen? Du glaubst offenbar, daß Seewasser die Sünde abspült. Wenn das der Fall wäre, dann würde mein Teil an der Sünde, da ich keine Seereise anzutreten beabsichtige, jedenfalls ungesühnt bleiben. Man sieht, der heilige Augustin kann auch höhnen.

würdig von Auguſtin, daß er dem jungen Streber dieſe löbliche Abſicht imputiert. Aber wozu dann, fährt er fort, dieſe Umwege, wozu dann dieſer Aufwand, da die Wahrheit doch ſo nah und umſonſt zu haben? Wozu alſo jene philoſophiſchen Kenntniſſe, um die ſich kein Menſch, kein Rhetor, noch ſonſt wer, weder in Rom, noch Cartago, geſchweige in Hippo, noch kümmert? Dioscorus kann beruhigt ſein, er wird eher die Stimme einer Krähe in Afrika hören, als eine auf dieſe Dinge bezügliche Frage. Auch nicht, um zur Abwehr gegneriſcher Angriffe gerüſtet zu ſein, bedarf es nach des Biſchofs Anſicht des Studiums der verſtaubten Dialoge Ciceros. Die Aſche der Stoiker und Epikuräer iſt ausgebrannt, nur noch von ſeiten der Häretiker ein Angriff zu gewärtigen. Der iſt nicht ungelehrt, welcher weiß, wie man ohne alle Spitzfindigkeiten ſelig und wo das höchſte Gut gefunden wird, nämlich nirgend anders als in Gott. Das war ſchon den Platonikern nicht unbekannt, deren Kampf mit Stoikern und Epikureern Auguſtin ausführlich ſchildert, aber ihnen fehlte die Autorität, die Maſſen nachzuziehen, bis endlich Chriſtus, Gottes Wort in Menſchenhülle, erſchien. „Dieſem, mein Dioscorus, ſollteſt du dich fromm unterwerfen und keinen anderen Weg dir bereiten, die Wahrheit zu gewinnen, als den von ihm ſchon bereitgeſtellten. Welches iſt dieſer Weg? Erſtens Demut, zweitens Demut, drittens Demut, und ſo oft du mich fragen würdeſt, ſtets würde ich das Gleiche antworten. Nicht als ob ich ſonſt keine anderen Vorſchriften zu geben wüßte, aber wenn nicht Demut all unſern guten Werken vorhergeht, ſie begleitet und ihnen nachfolgt . ., ſo wird uns der Hochmut die löbliche Tat, deren wir uns ſchon freuen, wieder aus der Hand winden . . Darum wie jener berühmte Redner (Demoſthenes) auf die Frage, worauf man beim Erlernen der Redekunſt am meiſten ſein Augenmerk zu richten habe, wie erzählt wird, antwortete, „auf den Vortrag“, und als man fragte, worauf am zweitmeiſten, wiederum ſagte, „auf den Vortrag“, worauf am

drittmeisten, „auf nichts Anderes als den Vortrag", so möchte ich, wenn du mich nach den Vorschriften der christlichen Religion fragtest, nichts Anderes nennen als Demut, Demut . ."

Nun, da das seelsorgerliche Ziel erreicht ist, sollte man meinen, habe Augustin sich genug getan; doch nein, er geht noch auf die einzelnen von Dioscorus gestellte Fragen ein, erklärt schwierige Stellen aus Cicero und vertieft sich in materialistische Gottesvorstellungen und Erkenntnistheorien, um endlich allerdings, dieses verrückten Zeuges überdrüssig, die Autorität der Kirchenlehre zu empfehlen. Soweit er nicht im Briefe darauf eingegangen, beantwortet er die meisten Fragen kurz am Rande der übersandten und mit Fragezeichen versehenen ciceronianschen Dialoge. Wir sehen, wie gutmütig Augustin ist, es wurde ihm schwer, selbst törichte und eitle Bitten abzuschlagen. Oder regte sich, ihm selbst zum Trotz, noch einmal seine alte Liebe zu den einst so eifrig gepflegten, jetzt als überflüssig beurteilten philosophischen Studien und zu dem früher so hochbewunderten Cicero? Und fühlte er sich nicht vielleicht ein wenig geschmeichelt, daß man in ganz Afrika einzig bei ihm, dem ältlichen Bischof, Auskunft über diese der Gegenwart so fernliegenden Probleme holen konnte? Immerhin hätte sich der junge Mann mit einer kürzeren Antwort begnügen müssen, wenn Augustin sich nicht gerade, um von einer Krankheit Erholung zu suchen, auf ländlichem Urlaub befunden hätte. Noch eine Bemerkung muß hinzugefügt werden. Wenn der Bischof von Hippo Alles aufbietet, um den dünkelhaften Jüngling zur Demut zu führen, so bemüht er sich damit ganz im Sinne seiner Grundforderung der weltentsagenden Gottesliebe. Denn wie aus dem ganzen Briefe deutlich erhellt, das vor allem stempelt in seinen Augen den Hochmut zur Sünde, daß er durch das Bindemittel der hochfahrenden, ehrgeizigen, begehrlichen Gedanken den Menschen mit der Welt und ihren Lüsten verkettet.[1]

[1] Augustins wohlgemeinter Brief blieb ohne Erfolg. Erst nach

In eine konkretere Situation versetzt uns ein undatierbares, an einen dritten Jüngling, Laetus, gerichtetes Schreiben, Ep. 243. Dieser hatte den Entschluß gefaßt, sich der geistlichen Laufbahn zu widmen und sein Vermögen den Armen zu geben. Schon hatte er sich als Novize der Genossenschaft der Mönche im Kloster zu Hippo angeschlossen. Da drangen die flehentlichen Bitten der verwitweten Mutter an sein Ohr, die sich dem zerrütteten Hauswesen — ein paar Mägde waren gestorben, ein Sklave entflohen, die Brüder des Laetus kränklich — nicht gewachsen fühlte. Um Ordnung zu schaffen, reiste er nach Hause, und nun bestürmte ihn die Mutter, sie nicht wieder zu verlassen und die Verwaltung der Güter zu übernehmen. In seiner Verlegenheit wandte er sich an Augustin um Rat. Der Bischof bemerkt darauf, daß zweifellos die Mutter und die Hausgenossen, nicht die Armen, den ersten Anspruch auf das Geld des Jünglings haben. Aber er empfiehlt ihm nicht, den mütterlichen Bitten nachzugeben. Im Gegenteil! Nachdrücklich erinnert er ihn an die Worte Jesu: Wer nicht Vater und Mutter haßt, wer nicht absagt allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein. Das besondere Verhältnis, in welchem er als leiblicher Sohn zu seiner Mutter steht, verdient nach Augustin keine Berücksichtigung, nur insofern kann es für ihn von Wert sein, als es ihm Gelegenheit gibt, seine Mutter im vertrauten Gespräch dahin zu beeinflussen, daß sie es lernt, ihre „Privatliebe" (d. h. die mütterliche Liebe) zu ertöten, bis nur noch die allgemeine Liebe, vermöge deren sie Bruder und Schwester und Glieder der großen, allein liebenswerten christlichen Gemeinschaft sind, ihr Verhältnis bestimmt.[1] Wer

ungefähr zwanzig Jahren kurz vor dem Tode konnte der Bischof von Hippo seinem Freunde Alypius die merkwürdige Bekehrungsgeschichte des Griechen mitteilen, Ep. 227.

[1] Augustins Ausführungen sind von einer fast eisigen Kälte. Vergl. auch folgende Sätze. „Insofern ein gewisses Weib deine Mutter ist, kann sie nicht zugleich die meine sein. Darum ist das ein zeitliches und vergängliches Verhältnis. So gehört es ja auch

seine Seele lieb hat, der töte sie, heißt es beim Evangelisten; und mit demselben Rechte kann man sagen: Wer seine Eltern lieb hat, der töte sie. Natürlich nicht, indem er sie ermordet, sondern indem er in wahrer Liebe fromm und treu mit dem geistlichen Schwert des Wortes Gottes ihre fleischliche Zuneigung, durch welche sie sich selbst und ihre Kinder in die Netze der Welt zu verflechten suchen, durchbohrt und tötet und in ihnen diejenige Gesinnung zum Leben erweckt, in welcher die Eltern seine Brüder sind, und in welcher Eltern und Söhne gemeinsam aufblicken zu den ewigen Eltern, zu Gott und der Kirche. Die himmlische Posaune ruft den Streiter Christi zur Schlacht, die Mutter darf ihn nicht aufhalten. Vielleicht wird sie ihn, meint Augustin, daran erinnern, daß sie ihn zehn Monate unter dem Herzen getragen, mit Schmerzen geboren und mit Mühe großgezogen habe. Aber das ist eine fleischliche Rede, und der christliche Ritter hat die Pflicht, solche Gesinnung auszurotten. Hoc hoc interfice verbo salutari! Allerdings auslachen soll Laetus seine Mutter nicht, wenn sie so redet, vielmehr stets die Pietät bewahren. Aber nie darf er vergessen, daß ihn eine bessere und liebere Mutter, auch seiner Mutter Mutter, die von ihren mißratenen Söhnen bedrängte Mutter Kirche, zum Dienst aufruft, und daß Christus selber in seinem Verhalten gegen die Maria ein Beispiel gab, wie man die Bande irdischer Verwandtschaft verachten muß. Gewiß hat der Sohn Dankespflichten gegen die Mutter, aber er zahle geistlichen Lohn für fleischliche Wohltat. Und wenn sie nun nicht folgen, sich nicht bessern lassen will? Dann, so mahnt Augustin, möge er wenigstens zusehen, daß sie ihn nicht schlechter macht. Denn einerlei, ob Gattin oder Mutter, man hüte sich vor Eva in jedem

---

der Vergangenheit an, daß sie dich getragen, geboren, gesäugt hat. Insofern sie aber deine Schwester in Christo ist, ist sie nicht nur die deine, sondern auch die meine .. Und das ist ein ewiges Verhältnis . ."

Weibe! Wenn sie ihn durch Erinnerung an seine Liebespflicht als Sohn von der lauteren Liebe zum Evangelium abwendig machen wolle, solle Laetus darin die List der Schlange erblicken. Er möge seine häuslichen Angelegenheiten ordnen, dann seinen Hals herausziehen und unter das Joch der Weisheit beugen, ohne sich weiter von den Tränen der Mutter beunruhigen zu lassen.

Wir untersuchen nicht, ob Augustins Rat dem Geiste des Evangeliums, auf welches er sich beruft, gemäß ist,[1] aber das kann nicht zweifelhaft sein, daß uns in diesem Briefe ein herber, asketischer Zug entgegentritt. Jene Mutter hätte sich vielleicht zufrieden gegeben, wenn ihr Sohn nur noch eine Zeit lang, wenige Jahre, bei ihr geblieben und ihr eine Stütze gewesen wäre. Aber Augustin, der sich vermutlich von der geistlichen Laufbahn gerade dieses Jünglings viel versprach, hört in ihrer Bitte nur die Stimme der großen Verführerin, der Welt und der alten Schlange. Ebenso wenig wie beim Freundschaftsbündnis will er im verwandtschaftlichen Verhältnis, auch nicht im engsten, rein persönliche, private Zuneigung gelten lassen. Das ist fleischliche Liebe. Und dieser Mann hat einst seine gute Mutter zärtlich lieb gehabt, und zwar nicht bloß deshalb, weil sie seine Schwester in Christo war! Allerdings, als über ihrer Leiche unaufhaltsam seine Tränen flossen, schämte er sich. Wenn man Augustin an diesem Punkte Beschränktheit zum Vorwurf macht, darf man doch nicht vergessen, daß es sein Bestes war, das sein gefühlvolles Herz hart, das feinhörige Ohr taub machte. Seine Gottesliebe, wie er sie auffaßte, als den mächtigen und leidenschaftlichen Zug

[1] Wesentlich milder lauten übrigens die allgemeinen Ausführungen von Ep. 157, 31 ff., die darauf hinauskommen, daß man die Familienbande erst dann lösen muß, wenn man andernfalls Christum verleugnen würde. Ep. 243 stammt vermutlich aus relativ früher Zeit. Nur in den Jugendschriften finden sich meines Wissens Parallelen zu den schroffen Sätzen dieses Briefes. Der alte Augustin hätte so nicht mehr schreiben können.

des Herzens von der Erde zum Himmel, duldete nicht die Feſſeln irdiſcher Freundſchaft und Liebe.

Wir dürfen auch nicht außer acht laſſen, daß Auguſtin ſich nicht wie ſo mancher andere Heilige in der Begeiſterung für das aſketiſche Ideal zu Unbeſonnenheiten fortreißen läßt; er bewahrt vielmehr ſtets eine bemerkenswerte Nüchternheit des Urteils. Er trifft ſeine Entſcheidungen und diktiert ſeine Ratſchläge nicht im erſten Impuls, ſondern nach reiflicher Überlegung. Das tritt in dem ſoeben beſprochenen Briefe darin zutage, daß er jenem Laetus die Schenkung ſeines Vermögens an die Armen widerrät; beſonders deutlich aber wird es uns in Ep. 262. Auguſtin mißbilligt es hier auf Grund apoſtoliſchen Verbotes, daß die Ecdicia wider Willen ihres Gatten enthaltſam zu leben begonnen hatte. Doch wurde dieſer Fehler nach ſeiner Meinung dadurch unſchädlich gemacht, daß es ihr ſchließlich gelang, den Sinn des Mannes zur Einwilligung und gleichem Gelöbnis umzuſtimmen. Aber aufs ſchärfſte muß er es tadeln, daß ſie ohne deſſen Vorwiſſen ihr Privatvermögen an zwei durchreiſende Mönche weggeſchenkt hat. Kein Wunder, daß der entrüſtete Gatte in ihnen Räuber und Gauner ſah! Bildete die Ecdicia ſich etwa ein, ihre Ehe wäre gelöſt oder gelockert? Im Gegenteil, durch den Entſchluß zur Enthaltſamkeit, betont Auguſtin, erhält das eheliche Leben noch eine neue Weihe. Sie hätte an Stelle ihrer übel angebrachten Wohltätigkeit das Gemüt des Mannes nach und nach zu gemeinſamem Almoſengeben willig machen ſollen. Übrigens iſt es nach Auguſtins Dafürhalten nicht nur wohl zu verſtehen, ſondern ſelbſt gutzuheißen, daß der Gatte ſeinen Sohn, deſſen ſpäterer Entſcheidung von den Eltern doch nicht vorgegriffen werden durfte, nicht unverſorgt laſſen wollte.[1] Jedenfalls hätte Ecdicia nur im Einverſtändnis mit

[1] Auguſtin hätte es nicht billigen können, was ſpäter ſo oft geſchah, daß Eltern ihre Söhne in früheſter Jugend für den geiſtlichen Stand beſtimmten.

ihrem Herrn und Haupte ſo handeln dürfen. Aber das Ärgſte iſt doch, daß ſie ihm zum Verdruß ſchwarze Witwenkleidung angelegt hat. Wie töricht von ihr! War denn an ihrer Frauentracht etwas Unſchickliches? Selbſt wenn ihr Mann gewünſcht hätte, daß ſie im üppigen Prunkgewand einherginge, wie einſt die fromme Königin Eſther, was hätte das geſchadet? Ihre Schuld iſt nun, daß er ſich im Zorn von ihr abgewandt und ſeines Gelübdes uneingedenk ein unkeuſches Leben angefangen hat. Jetzt iſt es ihre Pflicht, demütig um Verzeihung zu bitten und Alles aufzubieten, daß der verärgerte Gatte von ſeinem Sündenleben zurückkehrt und die zur Erziehung des Knaben notwendige eheliche Eintracht — verſteht ſich unter Beibehaltung der einmal gelobten Enthaltſamkeit — wieder hergeſtellt wird.

Aus dieſem Schreiben geht übrigens klar genug hervor, daß nach Auguſtin die Sittlichkeit auch eines einträchtigen ehelichen Lebens zurückſteht hinter der ſittlichen Würde, welche die Enthaltſamkeit verleiht. Der Eindruck wird verſtärkt durch Ep. 127. Da beglückwünſcht der Biſchof das Ehepaar Armentarius und Paulina, die gelobt hatten, dem ehelichen Umgang zu entſagen. Er ſchreibt, dieſe Botſchaft habe ihn aufgeheitert, und er wolle nun, eingedenk des neidiſchen Verſuchers, ihren Vorſatz durch einige Ermahnungen befeſtigen. Noch war der Entſchluß der Beiden nicht in die Tat umgeſetzt, denn nachdrücklich erinnert der Biſchof an den Spruch: „Zögere nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und verſchieb es nicht von einem Tage zum andern.“ Hätte Armentarius, bemerkt er, nicht ſchon jenes Gelübde bereits abgelegt, ſo würde er ihn zu nichts Anderem ermuntern können, als ſich auf dieſe Weiſe dem Herrn, der ihn geſchaffen, zum Eigentum zu geben. Es folgt eine weitausgeſponnene Mahnung, nicht wie es ſo viele Toren tun, an dieſem elenden und kurzen Erdenleben zu kleben und darüber die wahre Lebensquelle zu vergeſſen, ſondern das ewige Leben über Alles zu lieben, eine Mahnung, die mit der wiederholten

Aufforderung ſchließt, das Gelübde zu halten und dem Herrn das Seine zurückgeben, das man ihm, auch ohne es ausdrücklich gelobt zu haben, ſchulde.[1] Der beredte Briefſchreiber meint, er wäre es wohl imſtande, den Segen des heiligen Vorſatzes des Ehepaares zu preiſen und den Unterſchied darzulegen zwiſchen einem Chriſten, der dieſe Welt liebe (der doch keiner ſei), und einem Chriſten, der ſie verachte, ſowie auch den Unterſchied an Würden und Verdienſten, der zwiſchen dem natürlichen, der Kindererzeugung dienenden Eheleben zweier, ſei's auch noch ſo frommer Gatten — alſo gibt es nach Auguſtin auch ſolche — und dem Leben, welches Armentarius und Paulina gelobt haben, beſteht. Aber das tue jetzt nicht mehr not, die Freiheit der Wahl ſei dahin, und das früher Geſtattete, wenn auch Minderwertige,[2] ſei jetzt ein Frevel geworden. Jetzt dürfe Armentarius nicht mehr zurück. Jetzt ſtehe er unter dem Zwang ſeines Gelübdes. Und geprieſen der Zwang, der zum Edleren treibt![3]

Es verſteht ſich, daß auch die eheliche Enthaltſamkeit in den Schatten treten muß neben der Jungfräulichkeit. Wenige Kirchenväter haben ſie mehr verherrlicht als Auguſtin. Das Schönſte und Heiligſte, was er auf Gottes Erdboden kennt,

[1] Hier ein Beiſpiel des bisweilen geiſtreich ſpielenden Stils Auguſtins: Reddite igitur quod vovistis, quia vos ipsi estis, et ei vos redditis a quo estis; reddite obsecro! Neque enim quod redditis, reddendo minuetur, sed potius servabitur et augebitur. Benignus enim exactor est, non egenus; et qui non crescat ex redditis, sed in se crescere faciat redditores. Huic ergo quod non redditur, perditur; quod autem redditur, reddenti additur; immo vero in eo cui redditur, ipse reddens servatur. Idipsum quippe erit redditum et redditor, quia idipsum erat debitum et debitor. Deo namque seipsum debet homo, eique reddendus est ut beatus sit, a quo accepit ut sit.

[2] Man beachte den feinen Unterſchied, welchen Auguſtin macht. Geringer (minor), nicht ſchlechter (peior), ſagt er, würde Armentarius als gewöhnlicher Ehemann geblieben ſein.

[3] Nur in einem Falle, der aber glücklicherweiſe nicht vorliege, müßte er ſein Gelübde brechen, dann nämlich, wenn er es wider Willen ſeines Weibes abgelegt habe.

ist die Idealgestalt einer dem himmlischen Bräutigam hingegebenen reinen Jungfrau. Dies mag uns das kurze Gratulationsschreiben veranschaulichen, welches er an die Großmutter Proba und die Mutter Juliana richtete, als die junge, vornehme, vielumworbene Demetrias den Schleier nahm, Ep. 150. „Das ist wirklich eine Freudenbotschaft, die ihr mir mitgeteilt habt — Dank, daß ihr es ohne Zögern tatet! Dem raschen Flug des Gerüchtes, welches sich durch euren Bekanntenkreis überall wie ein Lauffeuer verbreitet, welches erzählt von der jungfräulichen Heiligkeit, die eurem Geschlecht zuteil geworden, seid ihr noch zuvorgekommen durch die zuverlässigere briefliche Nachricht, und so brauchten wir nicht erst zu zweifeln, sondern konnten uns gleich dem frohen Entzücken hingeben. Wer findet hier Worte? Wer ist imstande, es gebührend zu feiern, wie unvergleichlich mehr Ruhm und Segen eurem Geschlechte die jungfräulichen Frauen bringen, die es für Christus stellt, als die Konsuln brachten, die es der Welt gab! Denn wenn es groß und ehrenvoll ist, in das Buch der Weltgeschichte einen bedeutenden Namen einzutragen, wieviel größer und ehrenvoller ist es, sich durch Reinheit des Leibes und der Seele über die Welt zu erheben! Darum freue sich das edle Mädchen, edel von Abstammung, edler durch Heiligkeit, mehr darüber, daß sie nun durch ihren Eintritt in Gottes Gemeinschaft den höchsten Adel im Himmel zu erlangen hoffen darf, als wenn sie in irdischer Ehe eine adlige Nachkommenschaft erwarten dürfte. Preiswürdiger ist es, wenn die Enkelin der Anicier im Schleier eine Zierde der berühmten Familie wird, als wenn sie ihr in Kindern neues Blut zuführt; preiswürdiger, wenn sie schon im Fleische dem Leben der Engel nachtrachtet, als wenn sie fleischlich die Zahl der Sterblichen vermehrt. Das heißt in Wahrheit ein reiches und tiefes Glück: Nicht leiblich guter Hoffnung sein, sondern geistlich seliger Gewißheit voll, nicht die Brust einem Kindlein bieten, sondern das Herz zu Gott aufschwingen, nicht arme

Erdenbürger gebären, ſondern betend Himmelsburgen bauen.[1] Ehrwürdige Herrinnen, geliebte Töchter, genießet in ihr, was euch ſelber fehlt; und möge ſie ausharren bis ans Ende in dem Ehebunde, der kein Ende nimmt! Mögen ihr viele nachfolgen, Mägde der Herrin, Niedriggeborene der Hochgeborenen, die vergänglichen Rang beſitzen, ihr, die durch Demut einen höheren Rang bekleidet. Jungfrauen, die ſich die Berühmtheit der Anicier wünſchen, mögen ſich ihre Heiligkeit zum Vorbild nehmen. Jene können ſie trotz allen Sehnens nie erlangen, dieſe aber, wenn ihr Wunſch ſtark und aufrichtig iſt, bald ihr eigen nennen".

Aus einem ſpäteren Briefe, Ep. 188, ergibt ſich, daß der Entſchluß der Demetrias, Nonne zu werden, den ſie faßte, als ſie bereits verlobt war und kurz vor der geplanten Eheſchließung ſtand, unter dem Eindruck des Auguſtiniſchen Wortes herangereift war. Ein Grund mehr für den Biſchof, ſich zu freuen, daß die wunderbare Gottesgabe, (ingens Dei donum) welche das Mädchen ſo früh an Ruhm und Heiligkeit über ihre fromme Mutter erhob (Ep. 188, 1. 6), nicht ohne ſeine Vermittlung verliehen worden war. Ein etwas wunderlicher Anblick übrigens, ein unreifes Jungfräulein von alten und weitberühmten Biſchöfen und Kirchenlehrern (man denke vor allem auch an den noch weit enthuſiaſtiſcheren Hieronymus) umſchwärmt zu ſehen. Doch bleibt Auguſtins Schwärmerei unperſönlich, und im Grunde genommen iſt es nicht die Demetrias, ſondern das in ihr verkörperte weithinleuchtende Ideal der Keuſchheit, dem er Roſen ſtreut. An die Jungfrau ſelbſt hat er nicht geſchrieben, und es war ſchwerlich ſeine Abſicht, daß ſie ſeine hochtönende Glückwunſchepiſtel leſen ſollte. Dies wäre ſonſt vermutlich für ihre Demut ein ebenſo gefährlicher Stein des

[1] Dieſer Satz, notgedrungen etwas frei wiedergegeben, lautet im Lateiniſchen prägnanter: Haec est uberior fecundiorque felicitas, non ventre gravescere, sed mente grandescere; non lactescere pectore, sed corde candescere; non visceribus terram, sed caelum orationibus parturire.

Anstoßes gewesen, wie der Brief, in dem Pelagius sich beeilte, der vornehmen Nonne seine Bewunderung zu Füßen zu legen, und gegen welchen, da er, die göttliche Gnade verkleinernd, die Demetrias als selbsteigene Urheberin ihrer Tugend pries, Augustin in dem letzterwähnten Schreiben an die Mutter Juliana alsbald seine warnende Stimme erhob.

Es ist der Mühe wert, darüber nachzudenken, was aus Augustin geworden wäre, wenn er, wie sein scharfsinnigster und ihm von Haus aus geistesverwandter Gegner Julian von Eclanum, das kurze Glück eines aus reiner Jugendliebe erwachsenen Ehebundes kennen gelernt hätte, statt durch den von ihm selbst, und zwar unter diesen Umständen mit Recht, so oft beklagten und gescholtenen sinnlichen Naturtrieb an eine Konkubine gefesselt zu sein. Es ist bezeichnend, daß Julian sich über nichts so sehr empört als darüber, daß nach Augustin die natürliche Seite der Ehe durch Adams Fall unvermeidlich unrein und sündig geworden ist. Immer wieder schleudert er auf seinen Feind, der ihn aus Bistum und Kirche verdrängen half, den Vorwurf des Manichäismus. Es mag hier dahingestellt bleiben, ob die Anklage des Pelagianers begründet war. Jedenfalls dürfte sich nicht bestreiten lassen, daß das erwähnte Mißgeschick der Jugend des heiligen Augustin für den dunkeln und pessimistischen Grundton seiner späteren Lehre, speziell seiner sexuellen Ethik, mit verantwortlich gemacht werden muß. Doch soll nicht geleugnet werden, daß beim Zustandekommen dieser Lehre auch viel tiefe Beobachtung eigener und zugleich allgemein menschlicher Schwäche und Leidenschaft mitgewirkt hat.

Es erklärt sich auch am besten durch einen Hinweis auf Augustins Jugend, daß seine unter Umständen ein wenig argwöhnische Aufmerksamkeit besonders scharf eingestellt ist auf die Sünde der Unkeuschheit. Von anderen sogenannten groben Sünden (abgesehen natürlich von Häresie) ist in den Briefen kaum die Rede, aber gegen die Übertreter des sechsten Gebotes hat er in ihnen manches zornige und ernste

Wort gesagt. Wir haben bereits gehört, wie der Bischof von Hippo jene Ecdicia abkanzelte, weil sie durch ihr für die damalige Zeit höchst unpassendes Verhalten ihrem Gatten Anlaß gegeben hatte, sein Gelübde zu brechen und sich in ein unsittliches Leben hineinzustürzen. Er dachte in dem ganzen Schreiben, wie er selbst sagt (Ep. 262, 11), weniger an die Zurechtweisung der von asketischem Übereifer erfüllten Frau als an den unglücklichen Mann, und wie er vielleicht noch gerettet werden könnte. In einem anderen Briefe hat er solch einem liederlichen Gesellen direkt ins Gewissen geredet, Ep. 259. Ein gewisser Cornelius, der schon zu Lebzeiten seiner Gattin Cypriana ein ausschweifendes Leben geführt hatte und auch nach deren Tode trotz seines Alters nicht daran dachte, sich zu bessern, hatte von Augustin, seinem Jugendbekannten, dem er einst mancherlei Freundlichkeit erwiesen, zu eigenem Trost und zum Lobe der Verstorbenen ein Schreiben erbeten. Die Entrüstung des Bischofs ist berechtigt. Trotz seiner Verpflichtungen gegen den ehemaligen Freund übt er keine Schonung. Es wäre Schmeichelei, nicht Trost, sagt er, wollte er die angebliche Trauer durch eine Lobrede auf die Verstorbene verscheuchen. Immer zahlreicher werde das Dirnenvolk, mit dem Cornelius sich in unersättlicher Sinnenlust umgebe. Gegen solchen abscheulichen Leichtsinn dürfe man nicht nachsichtig sein. „Ich wünsche, milde zu sein, versammelte Väter, aber ich wünsche auch, in diesen Gefahren des Staates nicht gleichgültig erfunden zu werden", habe Cicero einst gesagt. Mit größerem Rechte könne er jetzt rufen: „Ich wünsche, milde zu sein, Bruder Cornelius, aber ich wünsche auch, in deiner und meiner großen Gefahr nicht gleichgültig erfunden zu werden." Der reiche Lebemann begehre also, sich trösten zu lassen wegen des Todes seiner guten Gattin, wer aber werde ihn, den Augustin, trösten wegen des traurigeren Todes seines einstigen Freundes? Die heimgegangene fromme Cypriana frage nichts nach Lob. Dennoch, fährt Augustin fort, solle sie ihre Lobrede haben.

Aber wie einſt als Rhetor, verlange er erſt ſeine Bezahlung und als Kaufpreis fordere er die Keuſchheit des Witwers. Jetzt werde ſich's zeigen, was dieſem mehr gelte, das Lob der toten Gattin oder die Liebe der Konkubinen. Wie der reiche Mann, von dem Jeſus erzählte, in der Hölle ſeiner Brüder, ſo gedenke die ſelige Cypriana ſicherlich auch jetzt ihres einſtigen Gatten mit dem ſehnlichen Verlangen, daß er nicht an den Ort der Qual komme. Wenn er ſeine Gattin wirklich liebe, werde er ſtreben, zu ihr zu gelangen, dorthin, wohin dem Ehebrecher und Hurendiener der Zutritt verwehrt ſei.

Das iſt eine Strafpredigt, wie ſie Jeder der Kollegen Auguſtins, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, ähnlich gehalten haben würde, ſie beweiſt eine goldene Rückſichtsloſigkeit, aber noch keine beſondere Erregbarkeit unſeres Heiligen den Sünden der ſexuellen Sphäre gegenüber. Aber unverkennbar tritt dieſe ans Licht in dem letzten ſeelſorgerlichen Geſpräch, welches er mit dem gefangenen Tribunen Marcellin kurz vor deſſen gewaltſamem Ende führte, und von dem er in Ep. 151, 9 erzählt. Es war Auguſtin zu Ohren gekommen, daß Marcellin zu ſeinem gleichfalls eingekerkerten Bruder geäußert hatte, er werde es für eine Wohltat Gottes halten, wenn er jetzt ſein Leben laſſen müſſe, denn damit hoffe er ſchon hinieden ſeine Sünden abzubüßen. Daraufhin argwöhnte der befreundete Biſchof, Marcellin möchte ſich vielleicht noch einer geheimen, durch keine Kirchenbuße geſühnten Unkeuſchheit ſchuldig fühlen. Warum, fragen wir, dachte er an keine andere als an eben dieſe Sünde? Von ſeiner Beſorgnis getrieben, ließ er ſich alsbald zu dem Gefangenen führen und erhielt von dem Errötenden die beruhigende Zuſicherung, daß er niemals in ſeinem Leben ein Weib außer ſeiner Gattin berührt habe.

Ungefähr Alles, was bisher über Auguſtins briefliche Seelſorge bemerkt wurde, könnten wir aus einem einzigen Briefe entnehmen, der unſerer beſonderen Beachtung wert

iſt. Wir meinen das intereſſante Schreiben an Bonifacius vom Jahre 427, das ungefähr zur ſelben Zeit abgeſchickt wurde, als dieſer zweifelhafte Charakter, von der Regentin Placidia geächtet, die Vandalen nach Afrika hinüberrief, Ep. 220. Wieder iſt der Freimut bewundernswert, mit welchem der Biſchof dieſem mächtigen Manne, der ihm perſönlich nahegeſtanden hatte, gegenübertritt. Einſt hatte er ihm, ein wenig vorſchnell und optimiſtiſch urteilend, ein vorzügliches Zeugnis ausſtellen können, jetzt aber hatte der Feldherr einen abſchüſſigen Weg beſchritten. Auguſtin beabſichtigt nun nicht, ihm in weltlichen Angelegenheiten Rats zu erteilen, ſeine Sorge zielt vielmehr allein darauf ab, daß die Seele des Mannes, den er in Chriſto von Herzen liebt, nicht verloren gehe. Er erinnert zunächſt an jene folgenſchwere Stunde, da Bonifacius nach dem Tode ſeiner geliebten Gattin dem Freundespaar Auguſtin und Alypius unter vier Augen den Wunſch ausgeſprochen hatte, ſich aller irdiſchen Geſchäfte zu entſchlagen und ein Mönch zu werden. Doch die Beiden hatten den Niedergebeugten, deſſen Tatkraft damals den Frieden der afrikaniſchen Kirche zu verbürgen ſchien, von ſeinem Vorhaben zurückgehalten. Er hatte nachgegeben und den Entſchluß gefaßt, ſich hinfort mit Keuſchheit zu umgürten und nie mehr an ſeinen eigenen Vorteil zu denken. Kurz darauf aber führte er, wie Auguſtin ihm vorhält, von Sinnenluſt übermannt, eine zweite Gattin heim, noch dazu eine Arianerin, und wahrte dieſer, wie das Gerücht ging, die eheliche Treue keineswegs. Der Biſchof iſt tief erſchüttert und fühlt ſich gedrungen, den ſtolzen Mann aufs ernſtlichſte zur Buße zu rufen.

In die großen Welthändel will er, wie geſagt, nicht dreinreden. Mag die Sache des Bonifacius gerecht ſein oder nicht, eins gibt er ihm zu bedenken. Nimmermehr wäre der Statthalter in ſeine prekäre Lage geraten, wenn er nicht, ſeinem einſtigen Vorſatz ungetreu, die Güter dieſer Welt geliebt hätte. Aber nun hat er ſich, ſelbſt begehrlich, mit

einer Truppe von begehrlichen Menſchen umgeben, deren Begierden er, wie ſehr er zu großem Unheil ihnen die Zügel ſchießen laſſen mag, nicht wird ſättigen können; was ſoll daraus werden? Inzwiſchen wird Afrika von barbariſchen Horden (die wilden mauriſchen Völkerſchaften ſind gemeint) verwüſtet, ohne daß der mit ſeinen eigenen Händeln beſchäftigte Bonifacius ſich darum kümmert. Mag Afrika dieſes Schickſal verdient haben, aber Auguſtin will nicht wünſchen, daß ſein einſtiger Freund eine Zuchtrute werde in der Hand des Gottes, der durch Sünder die Sünde zu ſtrafen pflegt, ſelbſt zum ewigen Gericht beſtimmt. Hat er Gutes empfangen vom Römiſchen Reich, ſo darf er nicht Gutes mit Böſem, hat er Böſes empfangen — Auguſtin will nicht entſcheiden, wie es ſich verhält —, ſo darf er als Chriſt ebenſo wenig Böſes mit Böſem vergelten. Einen weltlichen Rat, wie der Statthalter ſich mit heiler Haut aus der Verwicklung ziehen könne, Auguſtin betont es noch einmal, kann und will er nicht geben. Aber wohl hat er ihm eine Botſchaft von Gott zu verkündigen. Sie lautet: Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt iſt uſw. Bonifacius möge ein entſchloſſener Mann ſein, die Begierden beſiegen, wegen ſeiner Sünden Buße tun und tapfer beten. Mit den Begierden wird auch ſeine Drangſal enden. Um der ewigen Güter teilhaftig zu werden, möge er Almoſen geben, beten und auch faſten, ſoweit das möglich iſt, ohne ſeinen Leib zu erſchöpfen. Hätte er nicht von neuem geheiratet, würde Auguſtin, entgegen ſeinem früheren Rate, ihn jetzt auffordern, ſich der heiligen Stille des Mönchslebens mit ihren geiſtlichen Kämpfen und Siegen zuzuwenden. Nun geht das nicht mehr. Aber wenn es dem Bonifacius doch gelänge, ſeine Gattin zu überreden, in ein Leben der Enthaltſamkeit einzuwilligen! Wenn er trotz Allem noch in der Welt und kriegeriſchen Händeln glaube verweilen zu müſſen, ſo möge er doch ſtets Glauben halten, Frieden ſuchen und niemals um irdiſchen Gutes willen etwas Böſes tun.

Nicht Jeder hätte in diesem drangvollen Moment, in welchem nicht nur das Schicksal des Bonifacius, sondern Afrikas auf des Messers Schneide stand, die Kaltblütigkeit gehabt, mit dem Hauptakteur dieses Dramas wegen einer zweiten Ehe und einiger sexueller Exzesse zu rechten. Vielleicht ist es nicht unerlaubt, hier von einer gewissen moralistischen Pedanterie zu sprechen. Aber für Augustin handelte es sich in erster Linie gar nicht um ein politisches Problem. Diesem gegenüber bewahrt er eine großartige Gelassenheit. Mag die Welt in Afrika und draußen ihren Gang gehen, wie sie es will und verdient, und wie Gott es lenkt. Ihm liegt hauptsächlich ein seelsorgerliches Problem am Herzen; er möchte, wenn irgend möglich, die verirrte Seele des Bonifacius retten. Einmal hatte er im Interesse der Politik naheliegende seelsorgerliche Erwägungen außer acht gelassen, damals, als er den durch den Tod der ersten Gattin erschütterten Mann durch seinen Rat in seiner weltlichen Laufbahn festhielt. Es scheint, daß er diesen Rat jetzt bereut, und wohl nicht nur wegen seiner verhängnisvollen Folgen. Es war ein falscher Opportunismus, eine Inkonsequenz, und sollte nicht wieder geschehen. War denn die Sicherheit Afrikas wichtiger als das Seelenheil des Bonifacius? Jetzt erkennt Augustin es als seine einzige Pflicht, die sündige Wurzel eines gefährlichen Strebens und Handelns aufzudecken. Er findet die eine, alte: Bonifacius liebt die Güter dieser Welt, die er hätte verachten sollen, Sinnengenuß, Geld und Macht. Daher das Unglück mit der zweiten Ehe, die Unkeuschheit und die Empörung gegen die Kaiserin. Nur ein Rat kann frommen; Bonifacius muß Buße tun, mannhaft seine Begehrlichkeit niederkämpfen, und da es ihm wegen seines Weibes unmöglich geworden ist, im klösterlichen Stillleben seinen Frieden mit Gott zu suchen, bemühe er sich wenigstens, sie zur Einwilligung in ein enthaltsames Leben zu bestimmen.

Wie sehr wir Augustins unerschrockenen Freimut anerkennen, können wir doch nicht umhin, an diesem Briefe

eine ſchwere Ausſtellung zu machen. Auguſtin lehnt es ab, dem abgeſetzten Statthalter in ſeinen politiſchen Unternehmungen zu raten. Überſah er es denn, daß dieſe Unternehmungen eine ethiſche Beurteilung geradezu herausforderten? Daß ſie aus ſündlichem Begehren erwachſen waren, hat er aufgewieſen. Nun, ſo war auch klar, wie Bonifacius ſich nunmehr nach chriſtlichen Grundſätzen, wenigſtens wie Auguſtin ſie auffaßte, zu entſcheiden hatte: Er mußte ſich unterwerfen. Die bloße Andeutung, man dürfe nicht Böſes mit Böſem vergelten, genügte nicht. Warum warf Auguſtin das Problem, um welches es ſich handelte, nicht wenigſtens auf? Durfte Bonifacius der Tücke ſeiner höfiſchen Nebenbuhler und dem Argwohn der Placidia, ſeine eigene Unſchuld vorausgeſetzt, Ungehorſam und der Gewalt Empörung entgegenſetzen, und war unter dieſen Umſtänden Notwehr erlaubt? Oder mußte er die Waffen niederlegen und ſich zur Verantwortung ſtellen, mit anderen Worten, einem wahrſcheinlichen Tode entgegengehen? Was ſollte ihm, der vor dieſer Entſcheidung ſtand, die Mahnung, ein enthaltſames Leben zu führen? War denn dazu überhaupt noch Zeit? Das iſt vielleicht die Mahnung eines Heiligen, aber in dieſem beſonderen Fall iſt ſie unpraktiſch und töricht. Auguſtin wagt nicht, zum Äußerſten zu raten, oder hat er weltabgewandt und in einem gewiſſen ethiſchen Schematismus befangen, dieſes Äußerſte gar nicht geſehen?

Nur vereinzelt befinden ſich unter Auguſtins Epiſteln Troſtſchreiben, und das iſt kein Zufall. Ein rechter Chriſt iſt nach Auguſtins Meinung des Troſtes eigentlich nicht bedürftig. Die ruhmredige Verſicherung der alten Philoſophen, daß der Weiſe auch im Stier des Phalaris ſelig ſei, eine Verſicherung, die doch niemals realiſiert werden konnte — wie ſie ſelber kläglich zugeben müſſen, da ſie ſich für die größte Drangſal den Ausweg des Selbſtmordes offen halten —, iſt im Chriſtentum Wahrheit geworden. Die chriſtlichen Märtyrer waren trotz aller Folterqualen ſelig in Hoffnung,

Ep. 155, 2 f. 16. Auguſtin will der Proba nicht unterſagen, Gott um des Lebens Notdurft, um Geſundheit, Freundſchaft und Befreiung von Trübſal zu bitten, wenn es in Geduld und Ergebung in ſeinen Willen geſchieht. Aber eigentlich ſollte man, ſchärft er ihr ein, nur um eines bitten, und wer dieſes hat, dem ſind alle Wünſche erfüllt: Um das einzige und wahre, das ſelige Leben in der Betrachtung Gottes, Ep. 130, 12 f.; 26 f.

So iſt es verſtändlich, daß Auguſtin, wenn er tröſten will, bald zur Vermahnung übergeht, wie wir dies z. B. aus den beiden kurzen Briefen, Ep. 244 und 203, die wir kennen gelernt haben, erſehen können. Eigentümlicher iſt das Troſtſchreiben, das er der kürzlich verwitweten Italica auf ihre flehende Bitte ſendet, Ep. 92. Nur mit ein paar einleitenden Worten verweiſt er ſie auf den Troſt, der in Hoffnung, Liebe und Glauben beſchloſſen liege, und auf das Wiederſehen in jenem Leben, in welchem ſich die Gatten, die ſich auf Erden nur unvollkommen kannten, vollkommen kennen lernen werden. Dann aber geht er ausführlich auf das dann ebenfalls zu erhoffende geiſtige Schauen Gottes ein. Auf die flüchtigen Troſtgründe folgen ſcharfe Ausfälle, denn es iſt dem Biſchof Kunde geworden, daß ſich in der Umgebung der Italica Leute mit materialiſtiſch-anthropomorphen Gottesvorſtellungen befinden. Deren Widerlegung liegt ihm mehr am Herzen als das Troſtſpenden.

Aber nicht ohne Rührung können wir den Troſtbrief leſen, mit welchem der ehrwürdige Biſchof in zarteſter Weiſe den Schmerz der Sapida zu ſtillen verſuchte, einer Jungfrau, die das Keuſchheitsgelübde abgelegt hatte und den frühen Tod ihres Bruders Timotheus, eines karthagiſchen Diakons, beklagte, Ep. 263. Sapida hatte für ihren Bruder eine Tunika gearbeitet; dieſe ſchickte ſie, nachdem er, vermutlich ein Verehrer Auguſtins, ihr unerwartet entriſſen war, an den Biſchof von Hippo, mit der Bitte, er möge ſie tragen, es werde ihr ein großer Troſt ſein. Auguſtin pflegte ſonſt

Gewänder, welche beſſer waren als die gewöhnlichen Alltagskleider, nicht für ſeinen Privatgebrauch anzunehmen, ſondern in Armengeld zu verwandeln. Doch in dieſem Falle beeilte er ſich, der Betrübten zu antworten, er habe ihre Bitte erfüllt, und in dem Augenblick, da er ihr ſchreibe, trage er den Leibrock ſchon. Er wünſche aber, daß ein noch beſſerer Troſt ihr verdunkeltes Gemüt erhelle. Es ſei ja natürlich, daß bei dem Gedanken, daß ſie ihren Bruder nun nicht mehr bei ſich aus- und eingehen ſehe, wonach die Gewohnheit nicht laſſen könne zu verlangen, die Träne, das Blut des Herzens, fließe. „Aber — empor das Herz, ſo werden die Augen trocken ſein!“ Die Liebe des Timotheus ſei ſeiner Schweſter nicht verloren, ſondern wohlbewahrt in Gottes Schatzkammer. Ein Geizhals vergrabe ſein Geld und fühle ſich in ſeinem Beſitze nur um ſo ſicherer, wenn er es nicht mehr ſehe. „Und die himmliſche Liebe trauert, als habe ſie verloren, was ſie doch nur vorausgeſandt hat in Gottes Scheunen? Sapida — denk an deinen Namen! — quae sursum sunt sape!“ Chriſtus, das Leben der Toten, habe doch dem Tode den Schrecken genommen. Bei ſolch göttlichem Troſt möge die menſchliche Trauer erröten und weichen. Gewiß, man dürfe Niemandem, der über das Scheiden eines Geliebten trauere, um ſeines Schmerzes willen zürnen — man brauche ſich nur an die Tränen Jeſu am Grabe des Lazarus zu erinnern —, doch ſolle der Schmerz nicht zu lange währen. Auch auf die Auferſtehung des verklärten Leibes verweiſt der Biſchof die Betrübte. Dann werde der Bruder ſtatt mit vergänglichem Gewande mit dem Kleide der Unvergänglichkeit und Unſterblichkeit angetan ſein. So ſei wirklich kein Anlaß, langem Gram nachzuhängen, vielmehr Grund, ſich ewig zu freuen und Glückwünſche entgegenzunehmen.

Dieſer Brief, ein wirklicher Troſtbrief, iſt der einzige in ſeiner Art. Aber für eine ganz beſondere Art von Kummer hat Auguſtin noch einige Male Troſt ſpenden zu müſſen geglaubt, nämlich den Kummer über die Schlechtigkeit der

Menſchen, ſpeziell der Häretiker, welcher auch an ſeinem eigenen Herzen fraß. Was in dieſem Schmerze, der, wie er dem Abt Sebaſtian ſchreibt, unabläſſig ſchwer auf dem Leben aller Guten laſtet, tröſtet, iſt nach Auguſtin, neben der Erquickung, welche gute Brüder gewähren, und neben den göttlichen Verheißungen, die der Geduld unausſprechlichen Lohn in ſichere Ausſicht ſtellen, hauptſächlich — um ein von ihm in einem anderen Zuſammenhang gebrauchtes Wort auch hier anzuwenden — die Betrachtung des Schmerzes. Dieſes, ſolange die Arche mit der Taube und dem Raben noch in der Sündflut des Erdenlebens ſchwimmt, unvermeidliche Weh, das um ſo bitterer iſt, je innerlicher es iſt, dieſe fromme Traurigkeit, die ſich über fremde Laſter kränkt, aber nicht mit ihnen bemengt,[1] kann doch, eben weil ſie fromm iſt, ein ſeliges Leiden genannt werden, Ep. 248; vgl. Ep. 208; 210; 249. Auf ähnliche Weiſe tröſtet Auguſtin die Spanierin Maxima, die über das Aufkommen verderblicher Irrlehrer (Prisciillianiſten) bekümmert war, Ep. 264. Er ſucht ihr plauſibel zu machen, daß Gott die Böſen gewähren läßt, um die Frommen zu prüfen und zu ſtärken. Keine ſeligere Freude gibt es in dieſem Leben, als zu ſehen, wie jene ſich beſſern. Aber auch der Schmerz über ihre Verſtockung hat etwas Erhebendes, für die Schlechten freilich ſchwer Belaſtendes. „Das kommt uns ſehr vor Gott zugute, wenn wir über ſie mitleidig trauern und traurig ſeufzen und beten.“ Lobens- und anerkennenswert iſt ſolcher Kummer. Man merkt, wie auch dem Auguſtin die naheliegende Frage zu ſchaffen gemacht hat: Wie kann der gläubige Chriſt ſelig ſein, wenn ſo viele Menſchen, die er liebt und lieben ſoll, ſündigen, wenn er ringsum die Sündenſaat wuchern und blühen ſieht? Seine Antwort aber und der Troſt, den er

[1] Beata miseria, vitiis alienis tribulari, non implicari, maerere, non haerere, dolore contrahi, non amore adtrahi. Auguſtins Sprachkunſt ſucht an manchen Stellen den Reim.

ohne Frage zuerſt ſich ſelber zugeſprochen hat, iſt kaum ganz befriedigend.

Ein paar Briefe Auguſtins beziehen ſich auf die verheerenden Kriegsſtürme, die damals über die Länder hinwegbrauſten und alles zerrütteten. Es ſah übel aus in der Welt, ſo übel, daß, wie Auguſtin einmal bemerkt, bei dem allgemeinen Zuſammenſturz kaum noch etwas von ihren lockenden Reizen übrig geblieben war, Ep. 127, 1. Auch an Auguſtins Gemüte gingen die mancherlei erſchütternden Ereigniſſe natürlich nicht ſpurlos vorüber. Beſonders als das ewige Rom vor Alarich zuſammenbrach, wurde auch er im Innerſten bewegt. Dieſe Teilnahme bringt ein an die uns bereits bekannte Italica gerichteter Brief, Ep. 99, zum Ausdruck, in welchem der Biſchof ſeine große Verwunderung, beinahe Entrüſtung darüber ausſpricht, daß man von dem Unglück Roms immer noch keine zuverläſſige Kunde nach Afrika habe gelangen laſſen. Er wollte, ſagt er, den allgemeinen Jammer mitleiden, mittragen. Von dem Fall Roms und anderen gleichzeitig eintreffenden Hiobspoſten niedergebeugt, wandte ſich ein wenig ſpäter ein Presbyter Victorin mit der Bitte um Troſt an Auguſtin. Auguſtin erfüllt ſie in Ep. 111. Auch er iſt ſchwer bekümmert, auch ſeine Tränen fließen. Denn den Schreckensnachrichten aus allen Erdteilen antwortet aus Afrika ein furchtbares Echo, die Greuel der fanatiſchen Donatiſten. Dennoch ſoll man, meint Auguſtin, trotz aller berechtigten Klage ſich nicht wundern. Alles iſt längſt vorhergeſagt, und man darf ſich doch nicht den Widerſpruch zuſchulden kommen laſſen, erſt die Weisſagung der Propheten und des Evangeliums zu glauben und dann, wenn ſie in Erfüllung geht, ſich darüber aufzuregen. Daß gerade über die chriſtlich gewordene Welt ſo große, unerhörte Plagen hereinbrechen, iſt unſchwer zu verſtehen nach des Herrn Wort: Der Knecht, der ſeines Herrn Willen weiß und ſich doch vergeht, wird viele Streiche erleiden. Man muß eben nicht nur daran denken, wie raſch ſich das Evangelium ausbreitet, ſondern

auch daran, wie schändlich es verachtet wird! Und wenn auch die Frommen ein doppeltes Leid trifft — sie leiden nicht nur von den Gottlosen, sondern auch mit ihnen, sie tragen außer an ihrem Leiden auch noch am Mitleiden —, so fehlt es ihnen doch nicht an Trost. Kein Knecht aber und keine Magd Gottes bilde sich ein, schuldlos zu leiden, da doch die berühmten drei Männer im feurigen Ofen, da doch der schwergeprüfte Daniel, der Frömmsten einer, Gott in tiefer Demut seine Sünden bekannte. Niemand tue seinen Mund auf zum Murren. Das Traurigste von allem ist die Gefangenführung und Vergewaltigung keuscher und gottgeweihter Frauen; für sie soll man inbrünstig zu Gott beten und flehen, aber nicht vergessen, daß Gott auch im Lande der Barbaren seine Hand über ihnen halten wird, und daß ihre Seele unberührt bleibt, wenn auch der Leib Grausames erduldet.

Dieser Brief hinterläßt den Eindruck, welchen die berühmte Predigt über den Fall Roms bestätigt, daß der Heilige von Hippo trotz echter Teilnahme — ich möchte nicht von Apathie reden — von hoher Warte mit ruhigem Blick auf die losgelassene Kriegsfurie niederschaut. Wir gedenken der Mitteilung des Possidius, daß er in den Schrecken des Vandalensturmes, der das blühende Afrika mit Blut und Asche bedeckte, in seinem tiefen Schmerze, da Tränen seine Speise waren Tag und Nacht, sich immer wieder aufgerichtet habe mit dem Worte eines Weisen: Nicht groß ist, wer groß darum klagt, daß fallen Holz und Stein und die Menschen sterben.[1] Und Beides, sowohl die unaufhörlich fließende Träne, wie die stoische Sentenz im Munde des Schmerzgebeugten, ist äußerst charakteristisch.

Solchen christlichen Stoizismus hat Augustin, um dies nebenbei zu bemerken, auch in seinen eigenen häufigen Krankheiten bewährt. Dem Geiste nach, schreibt er in Ep. 38 dem Profuturus, geht es mir wohl, mein Leib aber liegt

[1] Non erit magnus magnum putans, quod cadunt ligna et lapides et moriuntur mortales, Vita, auct. Poss. Cap. 28.

zu Bett. Ich kann nämlich weder gehen und ſtehen, noch ſitzen wegen der Schmerzen, welche mir die Hämorrhoiden verurſachen. Aber da ich mich im Herrn darein finde, was ſoll ich anders ſagen als: Es geht mir wohl? Denn wenn wir nicht wollen, was er will, ſo verdienen wir Vorwürfe, nicht er; denn von ihm darf Niemand annehmen, daß er etwas Verkehrtes ſchickt oder zuläßt . . . Bittet für mich, daß ich tagsüber nicht ungeduldig werde und auch des Nachts meinen Gleichmut bewahre." Damit geht der junge Biſchof — der Brief ſtammt aus dem Jahre 397 — mit vollendeter Ruhe auf ein anderes Thema über, das er mit gewöhnlichem Scharfſinn abhandelt.

Doch, um noch einmal auf Auguſtins Troſtſchreiben zurückzukommen — eine Lücke muß uns beſonders auffällig ſein. Wie manchen Brief ſchrieb Luther, um beunruhigten Gewiſſen Mut zuzuſprechen! Auguſtin nicht einen einzigen. Das iſt nicht wunderbar. Auguſtin war kein Prediger der Rechtfertigung und Sündenvergebung. Er eignete ſich die diesbezüglichen Gedanken des Paulus an, aber ſeine Seele lebte nicht in ihnen. Er predigte die weltentſagende Gottesliebe.

Einen breiten Raum in Auguſtins Briefwechſel nehmen die theologiſchen Lehrbriefe ein, welche zum größten Teil, wenn wir von denen abſehen, die ſich auf die großen Lehrkontroverſen beziehen, durch Anfragen wißbegieriger Interpellanten veranlaßt ſind. Mit allen irgend möglichen theologiſchen Anliegen wandte man ſich aus Afrika, Spanien, Italien, Gallien an den berühmten Biſchof, und Auguſtin, der, ſtets mit Geſchäften und Arbeit überladen, den Briefwechſel mit ſeinen intimen Freunden auf das Notwendigſte eingeſchränkt hat, gibt einem Jeden mit unübertroffener Geduld und Freundlichkeit eine ſorgfältig erwogene, oft überraſchend ausführliche Antwort. Ja, bisweilen fordert er Perſonen, für welche er ein beſonderes Intereſſe hat, auf, ſich mit Fragen an ihn zu wenden, ſo in Ep. 266, einem ſeiner liebenswürdigſten Briefe, die Florentina, ein Mädchen,

das eine Liebhaberei für geistliche Studien hatte. Natürlich ist es uns nicht möglich, auf die vielfach etwas ablegenen Probleme, um die es sich hier handelt, auch nur zum kleinsten Teile einzugehen.[1] Doch mag zunächst ein wichtiger, diese gelehrte Korrespondenz wenigstens teilweise beleuchtender Gedanke vorgeführt werden.

Der bekannte Brief an Dioscorus könnte uns ein Mißverständnis nahelegen, vor welchem wir uns hüten müssen. Augustin spricht in ihm geringschätzig von seiner einstigen Lieblingsbeschäftigung, dem fachmäßigen philosophischen Studium, und fordert statt solcher unnützen Arbeit die unbedingte Unterordnung unter die heilsame Autorität Christi und der Kirche.[2] Damit beabsichtigt er aber nicht etwa den Erkenntnistrieb zu unterbinden, im Gegenteil, wir können sagen, damit meint er, dem Erkenntnisstreben eher noch einen neuen Impuls und Schwung zu geben. Beugung unter das Wort Christi ist seiner Meinung nach der kürzeste Weg, um zum Erkennen und Schauen der Wahrheit zu gelangen. Denn Christus ist die Wahrheit, und die Wahrheit liebt keine langen Umwege, Ep. 118, 6.

Es trifft sich glücklich, daß Augustin in einem vielleicht gleichzeitig geschriebenen Briefe, Ep. 120, die Möglichkeit und den Wert einer rationalen Erkenntnis Gottes verficht. Consentius, ein intelligenter Presbyter, der sich eingehend mit dem trinitarischen Problem beschäftigt hatte und Augustins Lehre von Gottes absoluter Geistigkeit nicht begreifen konnte — mit großer Schärfe deckt er Ep. 119, 5 den wunden Punkt seiner platonischen Spekulation auf —, hatte in einer Anwandlung von Skepsis gemeint, daß man die göttliche

[1] Beispielsweise fragt der Tribun Marcellin, woher die Zauberer des Pharao das Wasser genommen hätten, um es in Blut zu verwandeln, nachdem doch Moses bereits alles Wasser in ganz Ägyptenland in Blut verwandelt hatte, Ep. 143.

[2] Noch verächtlicher äußert er sich in Ep. 101, 1 und urteilt, daß die sogenannten ‚liberales disciplinae', das kniffliche Geschwätz der Philosophen eingeschlossen, ihren Namen durchaus nicht verdienen.

Wahrheit beſſer mit dem Glauben als mit der Vernunft erfaſſen könne. Auguſtin hält es für nötig, den Mann in dieſem Punkte zu rektifizieren. Er ermuntert ihn daher, die Erkenntnis zu lieben, die Erkenntnis, auf welche der ſeelenreinigende, ſelbſt nicht von Vernunft verlaſſene Glaube vorbereitet, und welche die gottverliehene Vernunft teilweiſe ſchon in dieſem Leben, vollendet aber erſt im Jenſeits in ſeliger Kontemplation erlangen wird. Wahre Vernunft kann, verſichert der Biſchof, niemals irren. Sie iſt ein im Geiſte ſtrahlendes göttliches Licht. Man braucht freilich kein Philoſoph oder Rhetor zu ſein, um die Weisheit ſein eigen zu nennen; vielmehr haben chriſtliche Weiſe das demütige Bekenntnis abgelegt, daß ihnen die apoſtoliſchen Fiſcher nicht nur an Kraft des Glaubens, ſondern auch an Gewißheit wahrhaftigen Erkennens überlegen geweſen ſeien. Natürlich iſt ein wahrer Glaube beſſer als falſches Vernünfteln. Dennoch kann der Gläubige es nicht laſſen, ſich nach der Vernunftanſchauung (visio) zu ſehnen; und es iſt wohl keine Vermeſſenheit, wenn der menſchliche Geiſt ſich ſchon während des Erdenlebens zur Erkenntnis des Schöpfers zu erheben verſucht.[1] Darum möge Conſentius beten, tapfer und gläubig beten, daß Gott ihm die geiſtige Erkenntnis ſchenke. Ja, liebe du den Intellekt mit aller Macht!

Kern und Stern aber des auguſtiniſchen Denkens iſt, davon ſucht er in unſerem Briefe den Conſentius, in Ep. 92 die Italica, beſonders ausführlich in Ep. 147, dem „liber de videndo Deo“, die Paulina zu überzeugen, daß der dem reinen Herzen, wenn nicht in dieſem, ſo doch in dem künftigen Leben ſichtbare Gott, ebenſo wie Wahrheit und Gerechtigkeit, die nach Auguſtins Überzeugung geiſtige Weſenheit beſitzen, über Raum und Zeit erhaben, intelligibel, reiner Geiſt iſt,

[1] Nach Ep. 147, 31 gelangten einzelne Auserwählte (z. B. Moſes, Paulus) in ekſtatiſcher Entrückung ſchon während ihres irdiſchen Lebens zur vollkommenen Anſchauung Gottes. Quia potest humana mens divinitus rapi ex hac vita ad angelicam vitam.

(vgl. auch Ep. 148. 187). „Was dir, wenn du an Gott denkst, in den Sinn kommt von körperlichen Bildern, das tue weg, lehne es ab, sage nein dazu, verschmähe, verwirf, fliehe es!“ Ep. 119, 13; vgl. 130, 27. Ein sinnliches Phantasieprodukt als Gott zu verehren, ist nach Augustin nicht ein naiver und harmloser Aberglaube, sondern eine Gottlosigkeit, ja ein Götzendienst, Ep. 148; 119, 7; 162, 8. „Es höre das Fleisch, das von fleischlichen Gedanken trunken ist: Spiritus est deus!“ Ep. 92, 5; 147, 42.

Auch die Briefe Augustins geben uns Gelegenheit, den Heiligen von Hippo unter dem Gesichtspunkt kennen zu lernen, wie er, selbst seine Seligkeit nirgend anders als im reinen Denken und verzücktem Schauen suchend, Freunde und Bekannte hineinzuziehen sucht in diesen Strom intellektueller Mystik. Platos geistiger Gottesbegriff, den er einst als suchender und irrender Rhetor in Mailand kennen lernte, ist neben dem christlichen Liebesgedanken die mächtigste Schwungkraft gewesen und geblieben, die diesen seltenen Mann so hoch über das Alltägliche hinaushob. Augustin aber hat Platos Weisheit und Christi Liebe nicht als zwei voneinander geschiedene Pole seiner Religion anerkannt. Sie waren ihm eins. Die Liebe Gottes, schreibt er, ist die Weisheit; die Liebe ist das Licht, Ep. 140, 45. 54. Die Liebe leuchtet, luminosissima caritas, Ep. 145, 6.

Doch dürfen wir bei alledem nicht übersehen, daß Augustin auf einstige überschwengliche Hoffnungen verzichtet und sich zu bescheiden gelernt hat. Häufig erinnert er daran, daß die selige Vision erst als höchste Belohnung im Jenseits zu erwarten ist. Das demütige Bewußtsein von der gegenwärtigen Schwäche des menschlichen Denkvermögens nennt er „docta ignorantia“, Ep. 130, 28; und er schreibt dem Arianer Elpidius, je mehr Jemand die Wahrheit aller Hüllen zu entledigen glaube, um so weniger sei er selbst mit dem Lichte der Wahrheit bekleidet, Ep. 242, 5. Darum braucht man nach Augustin nicht allzu betrübt zu sein, wenn man sich

hinieden nicht zum klaren Erfassen dessen, was dem Glauben als Gottes Wesen vorschwebt, emporschwingen kann. Vor allen Dingen aber darf man dies nicht von der großen Masse der Christen verlangen, die allein durch den Glauben an die scheinbar törichte Predigt des Evangeliums gerettet werden kann. Wäre Christus allein für Diejenigen gestorben, die einer sicheren Erkenntnis der geistigen Substanz, des geistigen Gottes, fähig sind, so würde, Augustin bemerkt es wohl nicht ohne leisen Seufzer, seine bischöfliche Arbeit in der Kirche fast vergeblich sein. Das Amtsgewissen nötigt ihn deswegen, seine mystischen Lieblingsspekulationen über den dreieinigen, ewigen, geistigen Gott, welche die Fassungskraft der ihm anvertrauten Herde weit überstiegen, immer wieder zurückzustellen. Es gab eine Zeit, in welcher er aus diesem Grunde sein begonnenes, hochspekulatives Werk De trinitate nicht mehr ansehen mochte. Und er ersucht seinen wissensdurstigen, grüblerischen Freund Evodius, ihn nicht stets von neuem durch seine Fragen in diese erhabenen, aber leider den meisten Christen unzugänglichen Regionen hineinzudrängen, Ep. 169, 1 ff. Nur insoweit ist nach seiner Überzeugung die Wissenschaft von Wert, als sie, gleichsam ein Gerüst, beim Bau des ewigen Hauses der Liebe Hilfsdienste leistet. Im Dienste der Liebe nützlich, ist sie an und für sich und ohne Liebeszweck nicht nur überflüssig, sondern sogar verderblich, Ep. 56, 39.

Von den durch Anfragen provozierten Briefen greifen wir die beiden interessantesten, Ep. 137 und 138, heraus, um an ihnen zu veranschaulichen, wie Augustin gegenüber einem vornehmen Skeptiker bestimmte anfechtbare Partien christlicher Lehre verteidigt. Zunächst einige Worte über ihren Anlaß. Volusianus, ein angesehener karthagischer Staatsbeamter, den der Bischof aufgefordert hatte, die Bibel zu studieren und bei aufsteigenden Bedenken um Rat zu fragen (Ep. 132), kommt der Aufforderung auf die Weise nach, daß er in Ep. 135 ihm von einer Unterhaltung berichtet, die

kürzlich in befreundetem Kreise stattgefunden hat. Nachdem man geraume Zeit bei der Rhetorik, Poetik und Philosophie verweilt und allerlei zu ihrem Preise beigebracht, habe plötzlich Jemand die Frage aufgeworfen, ob denn Niemand zugegen sei, der sich auf die christliche Weisheit verstehe und ihn von seinen Zweifeln befreien könne. Es gehe über seinen Verstand, wie der Herr der Welt in den Leib einer Jungfrau habe eingehen können, so daß diese trotz Schwangerschaft und Gebärens ihre Jungfrauschaft bewahrt habe; er begreife nicht, was aus dem Weltregiment geworden sei während der Jahre seiner Kindheit, und endlich sei es ihm überhaupt unklar, welche ausreichenden Beweise der Menschgewordene, mit allen menschlichen Affekten Behaftete, von seiner Gottheit gegeben habe. Die in den Evangelien erzählten Wunder seien für einen Gott zu gering. Darauf seien die übrigen Anwesenden dem Redner ins Wort gefallen, um zu verhüten, daß nicht durch zu unvorsichtiges Antasten des Heiligen unschuldiger Irrtum in gefährliche Verschuldung verwandelt werde. Volusianus müsse sein Unvermögen bekennen, so möge denn der berühmte Augustin diese Knoten lösen; das werde seinem Rufe nur förderlich sein. Anderen Priestern könne man ihre Unwissenheit nicht weiter übel nehmen, aber wenn hier auch der Meister, Augustin, versagen sollte, dann würde es doch um die Sache des Christentums mißlich stehen. Zwischen den Zeilen dieses Briefes liest man deutlich den Zweifel des Volusian.

Daß vornehme Zirkel Carthagos damals — es war im Jahre 412 — einem gewissen, sich spöttisch überlegen dünkenden Skeptizismus huldigten, geht noch klarer aus dem nächstfolgenden Briefe, Ep. 136, hervor, in welchem der gutgläubige Tribun Marcellin, der mit Volusian vertrauten Umgang pflog, den Bischof dringend bittet, recht ausführlich und zwar in einem sorgfältig gewählten, klassisch eleganten Stil — sonst werde er wenig Eindruck machen — auf die Bedenken des Volusianus einzugehen. Nicht nur werde gegen-

wärtig von Vielen die Menſchwerdung Gottes angezweifelt und Leute wie Apollonius und Apulejus als Wundertäter dem Heiland übergeordnet, man pflege auch ſonſt allerlei kritiſche Bedenken vorzubringen, z. B. wie Gott im Neuen Teſtament die von ihm ſelbſt verfügten Einrichtungen des Alten Teſtaments habe desavouieren dürfen, und wie in aller Welt mit der Moral der Bergpredigt ein Staat regiert werden könne? Solle man etwa, gemäß der Weiſung des Herrn, der geduldiges, ja entgegenkommendes Ertragen aller feindlichen Vergewaltigungen fordert, untätig zuſchauen, wenn dem römiſchen Reiche eine Provinz nach der anderen entriſſen werde? Kein Wunder, daß gegenwärtig, da das Chriſtentum herrſche, ſich das Reich in ſolch zerrüttetem Zuſtande befinde. Marcellin fügt hinzu, daß in dem Freundeskreiſe des Voluſian ſich auch ein reicher Beſitzer aus der Gegend von Hippo bewegt habe. Dieſer habe zwar Auguſtins Heiligkeit gerühmt, allerdings in Wendungen, denen man die Ironie anmerken konnte, aber im übrigen verſichert, er habe dem Biſchof die Fragen bereits vorgelegt, jedoch von ihm durchaus keine befriedigende Auskunft erhalten.

Auguſtin antwortet den beiden Römern in zwei ausführlichen, geiſt- und gedankenvollen Briefen. Wir bewundern beſonders, wie der Kirchenvater, deſſen Blick das Univerſum umſpannt, ſchwierige theologiſche Lehrſätze durch Parallelen und Hinweiſe auf andere, mehr oder weniger ablegene Gebiete plauſibel zu machen und ihnen das Fremdartige zu nehmen verſteht. Darin iſt er überhaupt ein unübertrefflicher Meiſter. Er ſchreibt alſo dem Voluſian, er ſei ſich ſelbſt wohl bewußt, nicht im entfernteſten die Fülle der chriſtlichen Geheimniſſe ausgeſchöpft zu haben, doch wolle er verſuchen, dem Frager genug zu tun. Der Widerſpruch gegen die Inkarnationslehre geht ſeines Erachtens von der irrigen Annahme aus, daß Gott nach chriſtlicher Lehre bei ſeiner Menſchwerdung in den Mutterleib der Maria und die Glieder eines Kindes eingeſchloſſen geweſen, alſo ſelbſt ein räumliches

Etwas sei. Diese alte Torheit aber muß, sagt Augustin, abgelegt werden, denn überall ist Gott ganz gegenwärtig und wird von keinem Raume eingefaßt, er kommt und geht und bleibt doch stets, wo er ist. Wer dies für unfaßbar hält, fährt der Bischof fort, denke über die eigene Seele nach, und wer auch das nicht vermag, der verweile einmal forschend bei seinen Sinnen, in denen sich offenbar nicht nur das körperliche, sondern auch das seelische Prinzip wirksam zeigt. Ist es nicht erstaunlich, daß der Mensch durch Gesicht und Gehör weit draußen befindliche Gegenstände und Vorgänge wahrnehmen kann? Besteht nicht die scheinbar unsinnige Alternative, daß der Sinn entweder dort wahrnimmt, wo er gar nicht ist, oder weit außerhalb des Körpers leben und sich befinden muß, dort nämlich, wo er wahrnimmt, z. B. bei den Sternen?[1] Wenn aber sogar der einfache „Sinn" wunderbare Tiefen birgt und nicht ohne Weiteres im Körper fest lokalisiert werden kann, was soll man von der Seele, was vollends von Gott sagen? Darf man es noch für unmöglich halten, daß das Wort Gottes sich verleiblichte, ohne dadurch seine Unsterblichkeit, Ewigkeit und Macht zu verlieren oder vermindern? Merkwürdig, aber eine Tatsache ist es, daß eine vergängliche Rede, die doch aus nacheinander verhallenden Worten besteht, von allen Hörern, ohne zerstückt und verzettelt zu werden, ganz und zugleich aufgenommen wird, und man hält es für unglaublich, daß das ewige „Wort Gottes" überall ganz und gegenwärtig ist?

Wie in der Natur die Größe der Kraft (virtus) nicht durch die Größe der Masse bedingt ist — wie an mancherlei Beispielen, Ameise und Biene, Samenkorn, Auge, Herz und Gehirn, nachgewiesen wird — so gibt es in Gott überhaupt keine Masse, sondern nichts als Kraft. Diese aber wird nicht beengt durch die Glieder eines Kindes. Natürlich

[1] Die demokritisch-epikurische Wahrnehmungstheorie berücksichtigt Augustin hier nicht.

ist die Jungfrauengeburt wunderbar, folglich auch nicht rational zu begreifen. Man darf sich eben nicht einbilden, Alles begreifen zu können, was Gott tun kann. Gott aber wußte wohl, was er tat. Wäre Christus nicht nach Menschenweise geboren, hätte nicht gegessen, geschlafen und keine menschlichen Affekte gekannt, was würden dann die Häretiker sagen, die sogar jetzt es wagen, die Menschheit des Erlösers, an welcher das Heil hängt, zu bestreiten? Übrigens ist ja die ganze Natur voll von Wundern, bloß daß man das Alltägliche nicht zu beachten pflegt; man denke nur an die geheimnisvollen Kräfte des Samens. Der Gott aber, der in der Natur ohne Samen den Samen selbst hervorgebracht hat, wird auch auf ungewöhnliche Weise einen Menschen hervorbringen können. Der Gott, der die Zeit geschaffen hat, wird auch in ein zeitliches Leben eingehen können, ohne sein ewiges Sein einzubüßen. Wer aber Anstoß nimmt an der sogenannten Vermengung (mixtura) von göttlicher und menschlicher Natur, genauer, von ewigem Wort und menschlicher Seele, in der Person Christi, der bedenke, daß die Vermengung von Leib und Seele in jedem Menschen ein eigentlich noch unglaublicheres Faktum ist, da es sich hier sogar um eine immaterielle und eine materielle Größe handelt.

Sodann setzt Augustin auseinander, weshalb Gott in Menschengestalt auf Erden erschienen ist, nämlich um zu lehren und zu helfen; um durch sein göttlich autoritatives Wort und vor allem durch die Tatsache seines gottmenschlichen Daseins zu lehren, daß und wie man Gott erkennen und mit ihm sich vereinigen könne, und um durch das Geschenk seiner Gnade zu helfen, daß die schlimme Begierde überwunden und ihr Rest durch Vergebung ausgelöscht werde. Was endlich, fährt er fort, den Einwand anbelangt, bei Christi Wundern sei die Einzigartigkeit zu vermissen, ist nicht eben die Jungfrauengeburt, dazu Auferstehung und Himmelfahrt, etwas Einzigartiges? Vielleicht wird man versuchen,

dieſe Tatſachen in Zweifel zu ziehen. Nun, dann iſt freilich nicht zu helfen. Aber iſt es nicht ein Widerſpruch, wenn man erſt einzigartige und unerhörte Wunder fordert, um die Gottheit Chriſti glauben zu können, und dann, ſobald ſolche Wunder aufgezeigt werden, ſie bezweifelt? Am Schluſſe des Briefes führt der beredte Apologet noch den bekannten, von ihm nicht nur auf Chriſti Leben und Sterben, ſondern vor allem auch auf die Gegenwart angewandten Weisſagungsbeweis ins Feld, zeichnet in einem eindrucksvollen Bilde den Verlauf der Heilsgeſchichte vom Auszug Abrahams bis zum Siege des Chriſtentums und bemerkt kurz, daß das Chriſtentum in ſeinem Gottesglauben, in ſeiner Gottes- und Nächſtenliebe die beſte Phyſik, Logik und Ethik beſitze, und endet mit einigen Betrachtungen über die heilige Schrift, die ſeiner Meinung nach ebenſo ſchlicht iſt wie unergründlich.

In dem Schreiben an Marcellin beſpricht Auguſtin die weiteren Bedenken Voluſians. Die Abſchaffnng der altteſtamentlichen heiligen Handlungen im Neuen Teſtament erklärt er durch den Hinweis auf die veränderte Zeitlage. Andere Sakramente waren nötig, die Zukunft Chriſti vorauszuverkünden, andere, ſeine Ankunft anzukündigen. Unveränderlich aber bleibt der ewige Weltplan Gottes, und Gott offenbart gerade darin ſeine Weisheit, daß er, der über alle Zeit erhabene Schöpfer der Zeiten, für jede Epoche der wechſelnden Zeit wechſelnde Anordnungen trifft. Der gleiche Wechſel tritt ja auch in dem Naturlauf zutage, z. B. in den Jahreszeiten und Lebensaltern, ſowie in den Dispoſitionen der Menſchen, die des Morgens aufſtehen, des Nachts ſchlafen, im Sommer andere Anweiſungen für die Beſtellung des Landes geben als im Winter, ohne damit den Plan ihrer Lebensführung oder Ackerwirtſchaft zu ändern. Der berühmte Arzt Vindicianus verſchrieb einem Kranken ein Heilmittel, durch welches er auch wiederhergeſtellt wurde. Später von demſelben Leiden geplagt, griff dieſer aufs neue zu der bewährten Arznei und hatte ſtatt der erhofften

Besserung nur Schaden davon. Der Arzt aber erklärte dem Erstaunten, das sei ihm ganz recht geschehen, weil er nicht vorher um Rat gefragt habe; für das höhere Alter tauge dieses Mittel nicht. Man muß, schreibt Augustin, wohl unterscheiden zwischen dem Schönen und dem Zweckmäßigen (pulchrum et aptum — das Thema der ersten Jugendschrift Augustins). Das Schöne ruht in sich und wird für sich betrachtet, das Zweckmäßige steht stets in Relation und wird nach seinem Verhältnis zu anderem beurteilt. Das Tieropfer war zur Zeit des Alten Bundes zweckmäßig, jetzt nicht mehr. Das gewaltige Epos der Weltgeschichte muß in seinen einzelnen Teilen und Zeiten unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit gewürdigt werden, als Ganzes aber ist es schön.

Durchaus unbegründet, fährt der Bischof fort, ist ferner die Verdächtigung der christlichen Ethik als staatsfeindlich. Gewiß, das Christentum fordert die Bereitwilligkeit zum Verzeihen. Aber hat nicht schon Cicero an Caesar, dem großen Staatsmann, gelobt, daß er nichts zu vergessen pflege außer den erfahrenen Kränkungen? Soll diese von einem heidnischen Schriftsteller unter allgemeinem Beifall erhobene Moral nun auf einmal nichts taugen, wenn sie mit unvergleichlich höherer Autorität und Kraft von Christus den Massen gepredigt wird? Gewiß verlangt das Christentum die einträchtige Gesinnung. Aber nichts Anderes als Eintracht hat die Staaten gegründet und groß gemacht, wie die Heiden selbst trotz zwiespältigen Götzendienstes zugeben müssen. Die fremdartig und übertrieben klingenden Forderungen Christi in der Bergpredigt sind dann wörtlich zu erfüllen, wenn man durch Beweisung einer grenzenlosen Geduld hoffen zu dürfen glaubt, den feindseligen Angreifer innerlich umzustimmen.[1] Doch hat Christus in jenen herben

[1] Das vielberufene Wort: „Wenn dir Jemand einen Schlag gibt auf die rechte Backe, dem reiche die linke auch dar", ist nach Augustins Dafürhalten schwerlich buchstäblich, sondern allegorisch zu verstehen,

Worten nicht so sehr ein äußerliches Verhalten zu normieren, als die rechte christliche Gesinnung, Geduld und Wohlwollen, zu empfehlen beabsichtigt. Weder Christus selbst, noch Paulus haben dem, der sie schlug, die andere Backe dargereicht und das Gebot der Bergpredigt wörtlich erfüllt. Der oberste Grundsatz für das praktische Verhalten lautet: Man handle so, wie es dem Nächsten nützt. Darum ist es nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht des Vaters wie des Herrschers, die böswilligen Söhne, bzw. Völker, zu strafen, denn es gibt kein größeres Unglück als das Glück der Sünder. Unter diesem Gesichtspunkt läßt sich auch der im Evangelium keineswegs verbotene Krieg verteidigen. Dem Christentum eignet nicht eine den Staat auflösende, sondern eine im eminenten Sinn staatserhaltende Tendenz. Und es ist nicht wahr, daß es erst unter den christlichen Herrschern mit dem römischen Reich bergab gegangen sein soll, man denke nur an die Korruption zur Zeit des Jugurtha und Catilina! Gott sei Dank, daß er in dem Alles mit sich fortreißenden Strome sündlichen Verderbens das Kreuz Christi und den Fels kirchlicher Autorität aufgerichtet hat!

Ob diese Briefe den Volusianus und seine spöttischen Freunde überzeugten, müssen wir dahingestellt sein lassen, ihren Eindruck werden sie schwerlich verfehlt haben. Ein kurzer Auszug kann natürlich nur eine schwache Vorstellung geben von der Gedankenfülle, die, wie wir aus ihnen ersehen, unserm Heiligen jederzeit zu Gebote steht, und die sich noch in vielen anderen, oft eilig diktierten Schreiben kundgibt. Daß er die beiden besprochenen Episteln dem Wunsche des Marcellin gemäß stilistisch sorgfältig durchgearbeitet hat, um sie dem anspruchsvollen Gaumen eines literarisch gebildeten

---

worauf schon der Umstand hinweist, daß der mit der rechten Hand Zuschlagende nicht die rechte, sondern die linke Backe des Gegenüberstehenden zu treffen pflegt. Der Sinn des Wortes ist also: Anstatt sich zu rächen, und damit die gefährdete Seligkeit (rechte Backe) zu verscherzen, soll man lieber zeitlichen Vorteil (linke Backe) aufgeben.

Kreiſes ſchmackhaft zu machen, iſt wohl zu erkennen. Überhaupt merkt man es den Briefen Auguſtins in jedem einzelnen Falle an, ob ſie für Adreſſaten beſtimmt ſind, die Unterricht in den „freien Künſten“ genoſſen haben oder nicht, ohne daß man jemals die gefällige, feſſelnde und klare Schreibweiſe des großen Proſaiſten und den Stempel ſeiner Eigenart vermißte, den z. B. Hieronymus in einem auguſtiniſchen Briefe, der ihm zweifelhaften Urſprungs zu ſein ſchien, ſogleich erkannte, Ep. 68, 1.

III. Auguſtin als Biſchof.

Als Auguſtin in möglichſter Abgeſchiedenheit, wenn auch nicht imſtande, ſich allen weltlichen Händeln und Geſchäften zu entziehen, in welche ihn ratſuchende, vertrauensvolle Mitbürger zu verwickeln pflegten (vgl. Ep. 5[1]), ſich in ſeiner Vaterſtadt im Freundeskreiſe philoſophiſchen und bibelexegetiſchen Unterſuchungen, beſchaulicher Betrachtung und dem Streben nach ſittlicher Vervollkommnung widmete, hatte er ſich ſchon eine ideale Vorſtellung von einem würdigen kirchlichen Amtsträger gebildet. „Einigen wenigen“, ſchrieb er damals dem Nebridius, die er zu Leitern von Gemeinden beſtimmte, „hat Gott es verliehen, dem Tode tapfer ins Angeſicht zu ſehen, ja ihn heiß zu erſehnen, und dabei doch die Mühen der kirchlichen Amtsführung unerſchrocken auf

[1] Nebridius meint in dieſem Briefchen, Auguſtin ſei zu gut für dergleichen, er habe ſeine Mitbürger zu lieb und werde von ihnen zu ſehr geliebt. Wenn man doch auf ihn, Nebridius, hören wollte! „Ich will rufen, ich will es bezeugen, daß du Gott lieb haſt, daß du ihm allein zu dienen und anzuhangen begehrſt.“ Dies iſt nach ſeinem Dafürhalten nur in der „exopta cessatio“ möglich.

Worten nicht so sehr ein äußerliches Verhalten zu normieren, als die rechte christliche Gesinnung, Geduld und Wohlwollen, zu empfehlen beabsichtigt. Weder Christus selbst, noch Paulus haben dem, der sie schlug, die andere Backe dargereicht und das Gebot der Bergpredigt wörtlich erfüllt. Der oberste Grundsatz für das praktische Verhalten lautet: Man handle so, wie es dem Nächsten nützt. Darum ist es nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht des Vaters wie des Herrschers, die böswilligen Söhne, bzw. Völker, zu strafen, denn es gibt kein größeres Unglück als das Glück der Sünder. Unter diesem Gesichtspunkt läßt sich auch der im Evangelium keineswegs verbotene Krieg verteidigen. Dem Christentum eignet nicht eine den Staat auflösende, sondern eine im eminenten Sinn staatserhaltende Tendenz. Und es ist nicht wahr, daß es erst unter den christlichen Herrschern mit dem römischen Reich bergab gegangen sein soll, man denke nur an die Korruption zur Zeit des Jugurtha und Catilina! Gott sei Dank, daß er in dem Alles mit sich fortreißenden Strome sündlichen Verderbens das Kreuz Christi und den Fels kirchlicher Autorität aufgerichtet hat!

Ob diese Briefe den Volusianus und seine spöttischen Freunde überzeugten, müssen wir dahingestellt sein lassen, ihren Eindruck werden sie schwerlich verfehlt haben. Ein kurzer Auszug kann natürlich nur eine schwache Vorstellung geben von der Gedankenfülle, die, wie wir aus ihnen ersehen, unserm Heiligen jederzeit zu Gebote steht, und die sich noch in vielen anderen, oft eilig diktierten Schreiben kundgibt. Daß er die beiden besprochenen Episteln dem Wunsche des Marcellin gemäß stilistisch sorgfältig durchgearbeitet hat, um sie dem anspruchsvollen Gaumen eines literarisch gebildeten

---

worauf schon der Umstand hinweist, daß der mit der rechten Hand Zuschlagende nicht die rechte, sondern die linke Backe des Gegenüberstehenden zu treffen pflegt. Der Sinn des Wortes ist also: Anstatt sich zu rächen, und damit die gefährdete Seligkeit (rechte Backe) zu verscherzen, soll man lieber zeitlichen Vorteil (linke Backe) aufgeben.

Kreises schmackhaft zu machen, ist wohl zu erkennen. Überhaupt merkt man es den Briefen Augustins in jedem einzelnen Falle an, ob sie für Adressaten bestimmt sind, die Unterricht in den „freien Künsten" genossen haben oder nicht, ohne daß man jemals die gefällige, fesselnde und klare Schreibweise des großen Prosaisten und den Stempel seiner Eigenart vermißte, den z. B. Hieronymus in einem augustinischen Briefe, der ihm zweifelhaften Ursprungs zu sein schien, sogleich erkannte, Ep. 68, 1.

III. Augustin als Bischof.

Als Augustin in möglichster Abgeschiedenheit, wenn auch nicht imstande, sich allen weltlichen Händeln und Geschäften zu entziehen, in welche ihn ratsuchende, vertrauensvolle Mitbürger zu verwickeln pflegten (vgl. Ep. 5[1]), sich in seiner Vaterstadt im Freundeskreise philosophischen und bibelexegetischen Untersuchungen, beschaulicher Betrachtung und dem Streben nach sittlicher Vervollkommnung widmete, hatte er sich schon eine ideale Vorstellung von einem würdigen kirchlichen Amtsträger gebildet. „Einigen wenigen", schrieb er damals dem Nebridius, die er zu Leitern von Gemeinden bestimmte, „hat Gott es verliehen, dem Tode tapfer ins Angesicht zu sehen, ja ihn heiß zu ersehnen, und dabei doch die Mühen der kirchlichen Amtsführung unerschrocken auf

[1] Nebridius meint in diesem Briefchen, Augustin sei zu gut für dergleichen, er habe seine Mitbürger zu lieb und werde von ihnen zu sehr geliebt. Wenn man doch auf ihn, Nebridius, hören wollte! „Ich will rufen, ich will es bezeugen, daß du Gott lieb hast, daß du ihm allein zu dienen und anzuhangen begehrst." Dies ist nach seinem Dafürhalten nur in der „exopta cessatio" möglich.

sich zu nehmen," Ep. 10, 2. Die Tugend dieser Männer schien ihm um so bewunderungs- und preiswürdiger, je schwieriger es sein mußte, sie im bunten Getriebe der Menschen zu behaupten. Augustin fühlt, daß ihm selbst Muße und stille Sammlung noch unentbehrlich ist, um jene Vertrautheit mit dem Tode, die heilige Furchtlosigkeit und Gottähnlichkeit zu erlangen, die er anstrebt; aber man merkt doch, daß ihm nicht mehr wie einst, als er nach beschwerlicher Fahrt durch das Meer der Leidenschaften den Hafen der Philosophie aufsuchte, die Ruhe des kontemplativen Lebens als höchstes Ziel gilt. Sein Ideal ist ein Priester, der trotz hingebender Berufsarbeit seinen Seelenfrieden und die Kraft zur inneren Sammlung bewahrt, der, in der Welt stehend, sich weit über die Welt erhebt. Das Ideal des Nebridius (vgl. die letzte Anmerkung) ist nicht mehr das Seine.

Natürlich hatte Augustin manche Geistliche kennen gelernt, die seinem neuen Ideal nicht entsprachen — nur in Wenigen sah er es verwirklicht — und er hatte es an herber Kritik nicht fehlen lassen, Ep. 21, 2. Kam ihm schon eine Ahnung, daß auch er sich bald in der schwersten Tugend würde üben und die Bürde eines geistlichen Amtes auf sich nehmen müssen? Sicher ist, daß er diese Wendung seines Lebens nicht wünschte, vermied er es doch, Orte zu besuchen, in denen man ihm möglicherweise einen vakanten kirchlichen Posten hätte aufnötigen können. Er wußte, wie es Ambrosius und manchem Anderen ergangen war, und daß schon jetzt Vieler Augen auf ihn blickten, nicht nur wegen seiner Gelehrsamkeit, sondern auch weil er sein Vermögen an die Armen verschenkt und der großen Menge zum ersten Male das für die damalige Zeit so anziehende, in Afrika noch ziemlich unbekannte klösterliche Gemeinschaftsleben in greifbare Nähe gebracht hatte. In einigen Jahren, nach vollendeter geistiger Klärung, hätte er vermutlich selbst das Bedürfnis nach kirchlicher Wirksamkeit, nach geistlichen Ämtern und Ehren, verspürt. Konnte er, der nach dem Höchsten trachtete,

ſich auf die Dauer gegen den Beruf ſperren, der ihm zwar als der ſchwerſte und gefahrvollſte, aber zugleich als der höchſte und edelſte erſchien?

Der Ruf erging früher an ihn, als er gedacht. Auf einer Reiſe nach Hippo Regius, wo er einen Bekannten zur Weltentſagung ermuntern wollte, betrat er im Winter 391 die dortige Kirche, ohne zu ahnen, daß der alte, des Lateiniſchen nicht völlig mächtige Biſchof Valerius ſich einen predigtbegabten Presbyter ſuchte. Valerius, der vermutlich von Auguſtins Gegenwart unterrichtet war, benutzte gerade dieſen Gottesdienſt, dem Volke ſeine Abſicht mitzuteilen. Er brauchte nicht erſt auf den bekannten Schriftſteller und Aſketen hinzuweiſen, einmütig rief die Menge: Auguſtin ſoll Presbyter ſein! Deſſen abwehrende Bitten und Tränen, die man ihm bezeichnenderweiſe auslegte, er weine wohl darüber, daß er bloß zum Presbyter, nicht gleich zum Biſchof geweiht werden ſollte, waren zweifellos echt, ſeine Weigerung jedoch ſchwerlich ganz entſchieden; denn der Beruf hatte ſchon angefangen, ihn zu locken. Er weinte, weil ihm, wie er in Ep. 21, 2 ſchreibt, die Gefahren des geiſtlichen Amtes drohend vor Augen traten, aber auch wohl deshalb, weil er nun der geliebten Muße Valet ſagen und unter ein hartes Joch treten ſollte. Das Volk zu Hippo hätte auch einen ſtärkeren Widerſtand zu brechen gewußt. Valerius wollte von keinem Aufſchub etwas wiſſen, und Auguſtin empfing die Ordination.

Er war noch nicht lange, vielleicht einige Wochen im Amte, als er noch einmal ein unwiderſtehliches Bedürfnis nach Stille und Zurückgezogenheit empfand. Er fühlte ſich den Pflichten ſeines Amtes nicht gewachſen und wünſchte ſich in einſamen und geſammelten Schriftſtudien zu ſtärken. Deshalb erbat er ſich ſchriftlich von ſeinem Biſchof einen mehrwöchentlichen Urlaub. Die Begründung ſeines Geſuches iſt etwas künſtlich. Der Presbyter ſchreibt in Ep. 21, 4, er wage zu behaupten, daß er bereits wiſſe, was zum Heile

nötig sei. Aber er wisse noch nicht, wie man auch Anderen zu diesem Heil verhelfen könne, und beabsichtige deshalb, in der Stille die Schrift zu durchforschen, ob in ihr keine diesbezüglichen Ratschläge und Fingerzeige enthalten seien. Gewiß war es ihm mit seinem Verlangen, die Bibel gründlicher zu studieren, ernst. Aber man fragt sich: Konnte er die Anweisungen, um die es ihm hauptsächlich zu tun war, nicht besser von dem alten Bischof selber, oder im Umgang mit anderen erfahrenen Klerikern erhalten? Mir scheint, es war vor allem das Bedürfnis, welches die Tochter des Jephtha mit ihren Gespielinnen in das Gebirge, welches Jesus nach einer Taufe in die Wüste und Paulus nach Arabien führte, das ihm die Feder zu diesem Urlaubsgesuch in die Hand gab. So versteht man den flehentlichen Ton seines Briefes. Augustin schreibt, als gälte es sein Leben. „Soll ich zugrunde gehen, Vater Valerius? Wo ist deine Liebe? Du liebst mich doch? ... Deine Liebe und deine Zuneigung flehe ich an, daß du dich meiner erbarmest," Ep. 21, 3. 6.

Auch die Schleusen seiner Beredsamkeit öffnet der junge Priester, den Bischof zu bestürmen. „Wie soll ich mich vor dem Herrn, meinem Richter, verantworten? Soll ich sagen: Ich hatte keine Zeit zum Schriftstudium, da mich die kirchlichen Geschäfte hinderten? Wenn er mir dann nur nicht erwidert: Du Schalksknecht! Wenn Jemand der Kirche ein einträgliches Landgut streitig machte, würdest du dann nicht den Acker, den ich mit meinem Blut benetzt habe, verlassen, um vor dem irdischen Richter das Eigentumsrecht der Kirche zu vertreten; würdest du nicht unter Umständen sogar weit übers Meer reisen, ein Jahr oder noch länger fortbleiben, bloß damit das Grundstück nicht in fremde Hände übergeht, das doch nur dem Leibe, nicht aber der Seele der Armen zugute kommen kann? Der Armen, deren Hunger viel bequemer und mir angenehmer von meinen lebendigen Bäumen, wenn man ihnen sorgfältige Pflege angedeihen ließe, gestillt werden könnte (d. h. durch Almosen)! Warum dichtest du denn, du

hätteſt keine Zeit zu lernen, wie man meinen Acker beſtellen muß? Sag, was ſoll ich darauf antworten? Soll ich vielleicht ſagen: Der alte Valerius hat geglaubt, ich wüßte das Alles ſchon, und weil er mich ſo ſehr liebte, hat er es mir nicht erlauben wollen?“ Noch einmal, nur noch einmal allein! ſo glauben wir zwiſchen den Zeilen dieſes merkwürdigen Briefes zu leſen.

Noch aus einem anderen Grunde iſt das Schreiben an Valerius intereſſant. Wir erſehen aus ihm, wie tief Auguſtin die verantwortliche Schwere des viel begehrten prieſterlichen und biſchöflichen Berufes empfand, wie ernſt und hoch er von ſeinem Amte dachte. Er beginnt: „Vor allem, bitte ich dich, möge deine fromme Klugheit bedenken, daß in dieſem Leben, und zumal der gegenwärtigen Zeit, nichts leichter, angenehmer und den Menſchen willkommener iſt als das Amt eines Biſchofs, Presbyters oder Diakonen, das heißt, wenn man es oberflächlich und nach Menſchengunſt verwaltet — vor Gott aber gibt es nichts Elenderes, Traurigeres und Verdammlicheres. Ferner, daß in dieſem Leben, und zumal der gegenwärtigen Zeit, nichts ſchwieriger, mühſeliger und gefährlicher, aber vor Gott nichts ſeliger iſt als das Amt eines Biſchofs, Presbyters oder Diakonen, das heißt, wenn man ſeinen Dienſt ſo verrichtet, wie unſer Feldherr es befiehlt.“ Er aber, bemerkt Auguſtin weiter, kenne dieſen Dienſt noch nicht. Ehe er ihn gründlich habe erlernen können, ſei ihm, gewiß zur Strafe wegen ſeiner Sünden, der zweitwichtigſte Poſten im Schiff, der Platz am Steuer aufgenötigt worden, ihm, der noch nicht einmal ein Ruder zu halten wiſſe. Wie habe er ſich früher nur herausnehmen können, die von anderen Schiffsführern gemachten Fehler zu kritiſieren? Viel gefahrvoller noch, als er es ſich gedacht, habe er ſeinen Beruf erfunden. Ach, und er habe ſeine Kräfte weit überſchätzt. „Der Herr aber ſpottete mein und zeigte mir durch den Tatſachenbeweis, wer ich bin.“

Wir ahnen, welches die Gefahren ſind, von denen Auguſtin

den Priester und Bischof hauptsächlich bedroht sieht. Wir haben sein Ideal des kirchlichen Würdenträgers kennen gelernt. Er soll wie ein Felsen im Gedränge der Wellen stehen, still, unerschüttert und der Sonne zugewandt. Wie gefährlich und zugleich verantwortungsvoll, da nicht nur von ihm verlangt wird, selbst seinen Wandel im Licht zu führen, sondern auch die Andern zu sich hinaufzuziehen! ... In einem an Paulinus gerichteten, aus dem Jahre 408 oder 409 stammenden Briefe, Ep. 95, gibt uns Augustin, damals längst Bischof, eine anschauliche und lebhaft empfundene Schilderung von diesen Nöten. Er hatte in einem früheren Briefe den Kollegen von Nola um seine Ansicht von der Gestaltung des künftigen ewigen Lebens gebeten und die Antwort empfangen, man müsse zunächst einmal über die Lage des gegenwärtigen Lebens nachdenken. Als das wichtigste Erfordernis der Gegenwart hatte der heilige Mann es bezeichnet, daß man schon vor der leiblichen Auflösung eines evangelischen Todes sterbe, indem man freiwillig abtrete vom Leben dieser Welt.

Augustin stimmt zu. Aber dieser löbliche Grundsatz des Paulinus vermag ihm in den Schwierigkeiten seiner bischöflichen Amtsführung kein Licht zu spenden. Die Frage, welche ihn immer wieder beunruhigt, ist: Wie soll man sein Leben einrichten unter den Menschen und im Interesse der Menschen, die sich auf solch geistliches Sterben nicht verstehen? Häufig will es nötig scheinen, sich ihrem Leben, über welches man sie gerade emporheben möchte, ein wenig anzupassen. Tut man das aber, so findet man unversehens ein gewisses Gefallen daran, hört und führt nicht ohne Vergnügen eitle Reden, lächelt nicht nur, sondern bricht wohl gar in ein Gelächter aus. Alsbald wird die vom Erdenstaub beschwerte Seele träger, zu Gott emporzusteigen, das evangelische Leben zu führen und den evangelischen Tod zu sterben. Glückt dies trotzdem, so ertönt — eine neue Gefahr! — in der inneren Stille des Geistes der Beifallsruf: Bravo, bravo! Deswegen mußte der große Apostel mit Engelsfäusten geschlagen werden.

Gerade dann, wenn der Mensch aufstrebend sich dem Himmel nähert, ist der Versucher da.

Glaubt man aber, nicht mit freundlicher Anbequemung, sondern mit Strafen vorgehen zu müssen, so steht man vor weiteren Gefahren. Denn man muß ja die Strafe, wenn sie dienlich sein soll, bemessen, nicht nur mit Rücksicht auf die Schwere des Vergehens, sondern auch mit Rücksicht auf die Seelenverfassung des zu Bestrafenden. Augustin zweifelt, ob durch auferlegte Bußen mehr Menschen gebessert oder verschlechtert worden sind. Gleichwohl, darf man es unterlassen, Jemanden zu bestrafen, weil er möglicherweise durch die Strafe zugrunde gerichtet wird? Wenn man es unterläßt, geht vielleicht; leichtsinnig gemacht, ein Anderer zugrunde! Der Bischof muß zugestehen, daß er sich in dieser Hinsicht täglich versündige und nicht wisse, wie er allen verschiedenen, schwer zu vereinigenden Vorschriften der Bibel, die er aufzählt, nachkommen solle. „Lieber Paulinus, heiliger Gottesmann, was gibt es für Schrecken! Was für Schrecken, was für Finsternis! Sollte sich nicht darauf jenes Wort beziehen: Furcht und Schrecken sind über mich gekommen, Finsternis hat mich bedeckt. Und ich sprach: O hätte ich Flügel gleich der Taube, daß ich fortflöge und eine Ruhestatt fände! Siehe, so wollte ich weit hinaus fliehen und bleiben in der Wüste." Freilich auch in der Wüste gibt es Kleinmut und Stürme. Versuchung über Versuchung, das ist das menschliche Leben auf Erden.

Augustin klagt weiter, daß man Gottes Wort lieber vorsichtig betaste, statt es ernsthaft anzufassen und entschieden anzuwenden. Freilich ist, er muß es einräumen, zögernde Vorsicht immer noch besser als unbedachtes Zufahren. Wie leicht geschieht es, daß geistliche Menschen den noch fleischlich Gesinnten zum Ärgernis werden (wir müssen etwa ergänzen, indem sie asketische Ansichten über Ehe, Vergnügen, Gelderwerb ꝛc. vortragen)! Höchst gefährlich ist es oft, zu sagen, was man denkt, höchst beschwerlich, es zu

verſchweigen,[1] höchſt verderblich, anders zu reden, als man denkt. Wie bedenklich iſt es auch, die Genoſſen des geiſtlichen Amtes, die ſich in Predigt und Schriften verſuchen, zurechtzuweiſen, wenn es auch in beſter Abſicht geſchieht! Leicht wird in ihnen die Meinung entſtehen, man tue es nicht in wohlmeinender, ſondern böswilliger Geſinnung. Sind wir doch ſelbſt, wenn ein Anderer uns kritiſiert, ſo leicht geneigt zu vermuten, er wolle bloß verletzen. Daher ſo viele Feindſchaften zwiſchen den einſt vertrauteſten Freunden.[2] Es mag ſich, ſeufzt der Biſchof, ja ſo verhalten, daß einem Jeden die eigenen Gefahren die ſchlimmſten dünken; doch ſind — an dieſer Überzeugung hält er feſt — der Kleinmut und die Stürme des Wüſtenaufenthalts wohl weniger beſorglich als dasjenige, was man, hineingeſtellt in das Getriebe der Menſchen, leiden oder fürchten muß. Ja, voll von Dunkelheiten und Schwierigkeiten, Gefahr und Qual, iſt der Beruf Derjenigen, die unter Menſchen verſchiedenſten Charakters, unter Menſchen mit geheimen Hintergedanken und verborgenen Sünden, die Sache, nicht des irdiſchen römiſchen Reiches, ſondern des himmliſchen Jeruſalem vertreten. Daher ihr ſehnlicher Wunſch, erlöſt von allem Übel dorthin zu gelangen.

Das alſo ſind die Nöte, mit denen nach Auguſtin ein wohlmeinender Prieſter und Biſchof zu kämpfen hat. Sie beſtehen, kurz geſagt, darin, daß man einerſeits in dem Beſtreben, der Welt geiſtlichen Samariterdienſt zu leiſten, ſich leicht zu tief mit ihr einläßt, und daß es andrerſeits ſchwer iſt, die richtigen Mittel auf die richtige Weiſe, weder zu ſanft, noch zu hart, anzuwenden, um die heilsbedürftige, ihrer ſelbſt überdrüſſig gewordene Welt unter das Kreuz und in den geiſtlichen Tod zu führen. Wir merken, daß Auguſtin ſich dieſe Gefahren mit ſeltener Eindringlichkeit vor Augen

[1] Dies laboriosissimum ehrt den Biſchof.

[2] Auguſtin denkt hier offenbar an die Feindſchaft zwiſchen Hieronymus und Ruſinus, und wie es ihm ſelber beinahe mit Erſterem ergangen.

gestellt und, weit davon entfernt, sich für vollkommen zu halten, in strengen Selbstprüfungen sich im Angesicht des Richters als einen schwachen und hilflosen Menschen erkannt hat. Der 95. Brief, in welchem Augustin zu seinem Vertrauten so intim und persönlich spricht, wie selten in seinen späteren Lebensjahren, läßt uns nachempfinden, wie peinlichgewissenhaft er es mit dem ihm einst aufgedrängten Beruf nahm. Das Wort, welches er als Presbyter in Ep. 23, 6 dem Donatisten Maximinus schrieb: „Ich denke nicht daran, im Glanze kirchlicher Ehren die flüchtige Zeit zu genießen, sondern ich denke daran, daß ich einst dem Erzhirten werde über die anvertrauten Schafe Rechenschaft ablegen müssen", hätte er wohl an jedem Tage seiner langen geistlichen Wirksamkeit sprechen können. Er hat, man fühlt es, um die erkannten Gefahren siegreich zu bestehen, die volle Kraft seines Willens und Verstandes eingesetzt. In dem Bestreben, seinen freien Geist nicht fesseln zu lassen von den Erdendingen, sowie in der Behandlung seiner Beichtkinder stets die rechte geistliche Besonnenheit und Klugheit walten zu lassen, hat der für alle Eindrücke so empfängliche und erregbare Mann sich hundertfach selbst überwunden und ist doch niemals mit sich zufrieden gewesen.

Doch Augustin war in das Joch nicht nur eines seelengefährlichen, sondern auch eines höchst mühseligen Berufes eingespannt. Stets war er mit Amtsgeschäften überbürdet, mit Arbeiten, die seinen Genius beengten, die ihn quälten und von seinen Meditationen, seiner Schriftstellerei, seiner Korrespondenz, vom freundschaftlichen Umgang mit seinen unterstellten geistlichen Genossen zurückhielten. Wie oft klagt er in den Briefen sowohl der früheren wie der späteren Zeit darüber; es klingt bisweilen beinahe verzweifelt. Wir stellen, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, einige dieser Klagen zusammen.

Täglich wird er, so erzählt er uns, überlaufen von allerlei Volk; man grüßt mit gebücktem Haupte und ersucht ihn mit

ſchmeichleriſchen Reden, Händel und Streitſachen zu ſchlichten. Dabei handelt es ſich nicht um das Heil der Seelen, ſondern um Gold und Silber, Grundſtücke und Vieh, Ep. 33, 5. Er iſt umringt von tauſend Sorgen (ingentibus curis) um fremdartige weltliche Angelegenheiten, Ep. 40. Auf allen Seiten umbrauſen ihn die kirchlichen Sorgen, Ep. 118, 2. Man nötigt ihn eine Meile, er aber muß nach des Herrn Befehl mit den Querulanten zwei Meilen weit gehen, ſo kommt er kaum zum Atemholen, und gewinnt ſogar für ſeine Gebete oft nicht die rechte Andacht, Ep. 48, 1. Es iſt ihm unmöglich, ſich dieſen Pflichten zu entziehen, Bergeslaſten von Geſchäften liegen auf ihm; die Leute quälen ihn ſo mit ihren mancherlei Bedürfniſſen, daß er kaum etwas knappbemeſſene Zeit zum Diktieren und Schreiben übrig behält, wiewohl die wichtigſten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten Erledigung heiſchen. Wenn er ſich trotzdem zum Diktieren frei gemacht hat, ſo darf er ſich nicht dem zuwenden, was ihn am meiſten lockt, denn die Liebe — gleichſam eine Ammenliebe — zwingt ihn, die Bedürfniſſe der ſchwächeren Söhne vor den Wünſchen der Stärkeren, Geiſtesverwandten, zu berückſichtigen. „Könnte ich dir, wendet er ſich an Marcellin, Rechenſchaft geben von allen meinen Tages- und Nachtarbeiten, du würdeſt ſtaunen und mich bemitleiden; ſo viel unaufſchiebbare Pflichten dringen auf mich ein. Ich weiß nicht, was ich machen ſoll," Ep. 139, 3; vgl. Ep. 73, 5. „Du weißt, lieber Bruder," ſchreibt er dem Freunde Severus, „wieviel ich in den Händen habe, und daß wegen der mancherlei Sorgen, die uns Knechten eines ſchweren Berufes aufliegen, kaum einzelne wenige Tropfen Zeit für mich abfallen, die ich meinem Amte nicht entwenden darf, um mir nicht ſelbſt pflichtvergeſſen vorzukommen," Ep. 110, 5. „Dir einen langen Brief zu ſchreiben," entſchuldigt er ſich gegenüber einem anderen Bekannten, „dazu fehlt es mir weniger an Luſt als an Muße; denn ich bin ganz hingenommen von kirchlichen Sorgen, und es bleiben mir nur ein paar Tröpflein freier Zeit zur Erholung, die ich dem

Nachdenken oder dem Diktieren dringender Schriften widme, von denen ich mir den meisten Nutzen verspreche, oder der Auffrischung meiner Körperkräfte, die mir unentbehrlich sind, um mein Joch weiter zu schleppen," Ep. 261; vgl. 36.

Es ist charakteristisch, daß Augustin hier auch das Nachsinnen und Diktieren seiner Werke als eine Erholung von den Sorgen des bischöflichen Amtes beurteilt. Daß er dafür nicht immer bloß einige Tröpflein Zeit übrig hatte, ist selbstverständlich, das beweist allein die Fülle seiner Schriften. Immerhin mußte er seine Zeit sehr zurate halten, und nicht ohne Teilnahme lesen wir, daß er im höchsten Greisenalter, nachdem er sich von dem geschäftlichen Teile seiner Amtsführung bereits entlastet hatte, gleichzeitig an seinem unvollendeten großen Werke gegen Julian und an den Retraktationen arbeitete, indem er dem einen Werke die Tages-, dem andern die Nachtstunden widmete, Ep. 224. Augustin scheint einer jener berühmten Männer gewesen zu sein, die nur wenig Schlaf nötig hatten. Es versteht sich, daß er zu Allem, was wir Zerstreuung nennen, wenig oder gar keine freie Zeit hatte. Es ist kein Wunder, daß er, niedergebeugt von der Last des aufreibendes Berufes, sich häufig nach dem beschaulichen, gottgeweihten Leben der Mönche sehnte. Das teilnehmende Gedenken an ihren stillen Frieden gewährte ihm in den eigenen Nöten und Ängsten zeitweilige Erquickung, Ep. 48, 1; 211, 3; vgl. 145, 2.

Wir wollen versuchen, nach den Andeutungen der Briefe Augustins uns ein klareres Bild von seinen bischöflichen Geschäften und seiner Geschäftsführung zu machen. Von seiner Wirksamkeit als Prediger sagen uns die Briefe beinahe nichts, wir übergehen sie daher. Am verdrießlichsten sind ihm offenbar die Rechtshändel und Zänkereien um Mein und Dein gewesen, die man massenweise vor das bischöfliche Schiedsgericht brachte, wie besonders aus der bereits zitierten Stelle des dreiunddreißigsten Briefes hervorgeht. Die Ehrbezeugungen, die er bei solchen Gelegenheiten wohl reich-

licher als sonst einheimste, machten ihm die Arbeit nicht lieber. Doch hat er sich diesen lästigen Verpflichtungen nicht entzogen. Possidius erzählt, daß er, überstürmt mit Anliegen mancherlei Art — natürlich handelte es sich nicht bloß um Rechtssachen, sondern um alle möglichen Wünsche, Fragen und Nöte, die man dem berühmten Bischofe unterbreitete —, auf jeden einzelnen der Quälgeister so sorgfältig eingegangen sei, daß er oft bis zum Abend habe fasten müssen. Wie wir aus einer Predigt wissen, bemühte er sich, in dem verwirrenden Drang solcher Geschäfte, nicht einmal durch Blicke oder den härteren Klang seiner Stimme Ungeduld zu verraten. Erst im hohen Alter traf er mit dem Volke das Abkommen, man sollte ihm, um ihm Muße zu seinen wichtigen schriftstellerischen Arbeiten zu lassen, wenigstens fünf Tage der Woche mit dergleichen nicht zur Last fallen. Aber die Menge kümmerte sich nur kurze Zeit um diese Verabredung; bald ließ man ihm nach wie vor weder vormittags, noch nachmittags Ruhe, bis er endlich einige Jahre vor seinem Tode den Presbyter Eraclius, welchen er gleichzeitig zu seinem Nachfolger designierte, offiziell mit seiner Vertretung in diesen Angelegenheiten betraute und sich somit des unerfreulichsten Teiles seiner bischöflichen Bürde im Wesentlichen entledigte. Doch beabsichtigte er nicht etwa, sich nun endlich zur Ruhe zu setzen. Niemand beneide mich, sagt er zum Volke, wegen dieser meiner Ferien. In meinen Ferien wird nicht gefeiert.[1] Auch erklärt er sich bereit, dem Eraclius in schwierigen Fällen stets mit seinem Rate beistehen zu wollen. Die aktenmäßige Darstellung der damaligen Verhandlungen ist uns erhalten in Ep. 213.

Die Bischöfe hatten damals nicht nur im Schiedsgericht die Befugnis eigener Rechtsprechung, sondern es war ihnen auch die Vollmacht verliehen, in die vor dem weltlichen

[1] Meum otium magnum habet negotium.

Tribunal sich abspielenden strafrechtlichen Prozesse bedeutsam einzugreifen. Sie besaßen das Recht der Interzession, und Augustin und seine Kollegen haben von diesem Rechte häufig Gebrauch gemacht und ohne Zweifel viel Gutes gewirkt, wenn sie auch nicht selten durch übergroßen, meist wohl gutgemeinten Eifer die staatlichen Beamten in Verlegenheit setzten.[1] Denn diesen schien es häufig geraten, Strenge walten zu lassen, und dann kam ihnen die bischöfliche Fürsprache, die sie aus guten Gründen nicht gern in den Wind schlagen mochten — denn es war ihnen nicht unbekannt, daß die damaligen Bischöfe, und nicht zum Wenigsten die afrikanischen, den Weg zum kaiserlichen Hofe und Ohre wohl zu finden wußten —, sehr ungelegen. Diese Verhältnisse werden hell beleuchtet durch den Briefwechsel Augustins mit Macedonius; einem angesehenen Staatsbeamten, welcher im Jahre 414 stattgefunden haben mag, Ep. 152—154.

Macedonius ersucht nämlich in Ep. 152 den persönlich verehrten Bischof, dem er soeben bereitwillig eine Bitte erfüllt hatte — vermutlich hatte sich Augustin für einen Angeklagten oder Verurteilten verwandt —, ihm betreffs des Interzessionsrechtes der Bischöfe Rede zu stehen. Aus diesem Briefe des, wie Augustin in seinem Antwortschreiben bezeugt, nicht nur rechtlichen, sondern auch milden Mannes ergibt sich, daß der weitreichende Einfluß der Bischöfe nicht selten mißbraucht wurde.

Augustin freilich will das nicht zugeben, in einer weitläufigen Epistel, Ep. 153, verteidigt er den Standpunkt der Bischöfe. Davon, schreibt er, kann keine Rede sein, daß man das Verbrechen gutheißt, wenn man sich des Verbrechers erbarmt. Vielmehr, je mehr man im Verbrecher den Menschen

[1] Augustin selbst bemerkt, daß er auf Grund seiner Interzessionsbefugnis für Jedermann (der sich darum bemühte, versteht sich) mit seiner Fürsprache einzutreten pflege, wenn er damit unter Umständen auch lästig fallen möge, Ep. 151, 2; vgl. Ep. 153, 2. Auch sonstige Empfehlungsschreiben waren leicht von ihm zu erhalten, Ep. 206. 212.

liebt, um so mehr haßt man die Sünde, die ihn zu verderben droht. Mit dem Leben aber wird auch die Möglichkeit der Besserung abgeschnitten; darum ist es eine Liebespflicht, für die zum Tode Verurteilten zu intervenieren. Diese Liebespflicht ist religiös begründet, denn auch der große, gerechte und allwissende Gott, das höchste Vorbild aller Frommen, erweist sich gegen die Bösen als langmütig. Wohl straft er auch in diesem Weltlauf, um den Glauben an die Vorsehung aufrecht zu erhalten, doch nur selten; die meisten Strafen verschiebt er auf den jüngsten Tag. Er ist es, der befohlen hat, die Feinde zu lieben. Gewiß kommt es vor, daß der begnadigte Frevler trotz gelobter Besserung rückfällig wird; aber selbst dann läßt Gott weiter über ihn seine Sonne scheinen und gibt ihm, obschon die Kirche eine zweite Rekonziliation nicht zulassen kann, damit die Bußarznei nicht gering geachtet werde, Gelegenheit zur Besserung und Erlangung des Heils. Darf der selbst mit Sünden beladene Mensch strenger sein als Gott? Besonders geeignet, den Zorn des Anklägers und die Strenge des Richters zu brechen, ist der Gedanke an die eigene Sündhaftigkeit. Hierauf hat auch Christus wirksam hingewiesen, als er durch sein Eintreten die Ehebrecherin vor der gesetzlich verdienten Steinigung rettete, wodurch er der Kirche die Interzessionspflicht ans Herz legte. Wenn man, wie es sich ziemt, im Privatleben dafür eintritt, daß der erzürnte Freund das Vergehen seines Dieners straflos lassen möge, warum soll es dann untersagt sein, vor Gericht dasselbe zu tun und dahin zu wirken, daß die Strafe aufgehoben oder gemildert werde? Ohne Zweifel besteht zu Recht des Königs Macht, der Blutbann des Gerichts, das Foltergerät des Henkers ꝛc.; denn durch die Furcht vor Strafen wird die Bosheit im Zaume gehalten. Aber damit verträgt sich aufs beste die Interzession des Bischofs. Je gerechter das Strafurteil des Richters, um so dankenswerters ist die Wohltat des Fürsprechenden. Des Richters Strenge wird durch die Milde des Bischofs

ergänzt. Herrſchte im Alten Teſtamente das ſtrenge Recht, ſo iſt mit dem Neuen die Zeit der Gnade angebrochen. Gewiß iſt unter Umſtänden Beſtrafung eine Barmherzigkeit und Schonung Grauſamkeit. Welcher Vater wird nicht, wenn es ſein muß, mit Rutenſchlägen, ſeinen Sohn verhindern, mit giftigen Schlangen zu ſpielen? Doch darf die Zucht nicht bis zur Todesſtrafe geſteigert werden, wem ſollte ſie dann noch nützen? Etwaige üble Wirkungen der bewieſenen Milde, Rückfall des Verbrechers, vermehrte Dreiſtigkeit der Bösgeſinnten, darf man dem wohlmeinenden Biſchofe nicht zurechnen, ſondern lediglich die von ihm beabſichtigten guten Folgen.

Dieſe Ausführungen zeigen uns klar, wie ſich Auguſtin angeſichts eines vom weltlichen Richter gefällten Todesurteils zu verhalten pflegte. Offenbar hat er in jedem Falle, mochte es ſich auch um den ſchwerſten rückfälligen Verbrecher handeln, von ſeinem Interzeſſionsrecht Gebrauch gemacht und die Begnadigung des Schuldigen, bezw. die Umwandlung ſeiner Strafe in körperliche Züchtigung, Geldbuße, Verbannung und dergl. zu erwirken geſucht. Und warum? Vielleicht ließ ſich in der gewonnenen Gnadenfriſt die arme Seele noch retten. Man muß ſich faſt wundern, daß der Biſchof bei alledem das ius gladii der Obrigkeit nicht antaſtet, nicht prinzipiell die Abſchaffung der Todesſtrafe fordert. Doch wir können das verſtehen. Erſtens war das Blutgericht der Obrigkeit von Paulus ſanktioniert. Zweitens blieb die weltliche Politik, Verwaltung und Rechtſprechung eine dem Intereſſe des Kirchenvaters fremde Sphäre, vgl. Ep. 153, 26, und es lag ihm völlig fern, auf dieſem Gebiete Reformgedanken irgendwelcher Art zu vertreten. Drittens war dem Einfluſſe und der Macht der Kirche, die mit ſanfter Friedensgebärde der Obrigkeit in den erhobenen Arm fiel und ohne Zwangmittel allein durch ihr Anſehen in den meiſten Fällen ihren Willen durchzuſetzen vermochte, mit den beſtehenden Verhältniſſen offenbar aufs beſte gedient.

Übrigens blieb ſich Auguſtin ſtets bewußt, daß er, wenn er für einen Angeſchuldigten oder Schuldigen eintrat, nur eine Bitte, nicht eine Forderung, auszuſprechen berechtigt war (vgl. Ep. 153, 11), und er tat es in verbindlicher, beſcheidener Form. Das hat ihm kurze Zeit ſpäter der genannte Macedonius beſcheinigt und dazu bemerkt, daß dieſe Art der Fürſprache, die ſich von dem Drängen mancher anderen Biſchöfe vorteilhaft unterſcheide, am wirkſamſten ſei, Ep. 154, 1.

In einem Falle allerdings, den wir noch des Näheren kennen lernen werden, als er die drohende Todesſtrafe von dem Haupte verbrecheriſcher Donatiſten abwenden wollte, hat Auguſtin nicht bloß zartfühlend gebeten, ſondern gefordert und gedrängt, und hier zeigte es ſich, daß der Biſchof von Hippo gelegentlich, wenn kirchliche Intereſſen in Frage kamen, auch hohen Staatsbeamten gegenüber mit Autorität aufzutreten verſtand. Es handelte ſich um die Sühnung barbariſcher Mordtaten; die Sache gehörte zweifellos vor das weltliche Forum. Auguſtin aber verlangte unter Berufung auf die Gehorſamspflicht des chriſtlichen Laien gegenüber ſeinem geiſtlichen Oberen, daß die weltlichen Richter, ein Tribun und ein Prokonſul, ſeinen Intentionen gemäß ihre Entſcheidung treffen und kein Todesurteil fällen ſollten. Auch in der Perſon des Biſchofs von Hippo verſuchte die geiſtliche Würde, ſich über die weltliche Obrigkeit zu erheben, Ep. 133 f.[1]

Mag Auguſtin hier wie auch ſonſt meiſt ſeinen Willen durchgeſetzt haben, einmal wenigſtens und zwar, als es ihm allermeiſten darauf ankam, konnte er nichts ausrichten. Im Jahre 413 oder 414 ließ der kaiſerliche General Marinus jenen Marcellin, dem die katholiſche Kirche Afrikas ſo viel

[1] An die obedientia religiosa des berüchtigten Olympius appelliert Ep. 97. Dem vornehmen Geſandten der Kaiſerin Placidia, Darius, aber ſchreibt er: „Wir ſind eure Vorgeſetzten (praepositi), ihr ſeid Gottes Herde“, Ep. 231, 6.

verdankte,[1] dessen Loyalität, wie es heißt, von den Donatisten verdächtigt worden war, nebst seinem Bruder Apringius hinrichten, und zwar trotz des entschiedensten Eintretens Augustins und seiner Amtsgenossen für denselben; und im bitteren Schmerze verließ der völlig erschütterte Bischof schleunigst Carthago, wohin er geeilt war; er wollte nicht gezwungen sein, jenem Gewalttäter sanftmütig und freundlich zu begegnen, wie er im Interesse der Kirche hätte tun müssen, wenn er dort geblieben wäre. Ep. 151, 3ff.

Neben solchen kirchengeschichtlich bedeutsamen Interzessionen lehren uns Augustins Briefe auch einen alltäglichen, aber in seinen Einzelheiten interessanten Fall kennen. Ein Forstpächter Faventius war mit seinem Grundherrn in Zwist geraten und hatte sich, Gewalt befürchtend, nach Hippo geflüchtet, um unter dem Schutze des kirchlichen Asylrechtes durch Vermittelung der bischöflichen Interzession die mißliche Angelegenheit ins Gleiche zu bringen. Als er aber, um ein Gastmahl zu besuchen, unvorsichtiger Weise den geweihten Bezirk verließ, wurde er von einem Beamten, den jener reiche Besitzer angestiftet hatte, aufgegriffen und fortgeschleppt. Unverzüglich tritt Augustin für den Armen gegen den Reichen auf den Plan und setzt alle Hebel in Bewegung. Er will zeigen, daß der Schutz der Kirche eine Macht ist. Er benachrichtigt zunächst den Tribun der Hafenwache von Hippo und bittet um militärischen Beistand zur Befreiung des Gefangenen. Doch kommt er damit zu spät; denn beim Morgengrauen hat man den Faventius aus der Stadt abgeführt. Unter Berufung auf ein kaiserliches Gesetz ersucht er nun den gewalttätigen Beamten, nachdem er seinen Aufenthaltsort erfahren, erst durch mündlichen Auftrag, sodann durch einen Brief, dem Gefangenen eine Frist von dreißig Tagen zu gewähren, damit dieser in Hippo seine Vermögens-

[1] Wenn auch nur die Hälfte von dem wahr ist, was Augustin in Ep. 151, 8 zum Lobe dieses Mannes vorbringt, so muß er in der Tat im Besitze ungewöhnlicher Tugenden gewesen sein.

verhältnisse ordne. Doch inzwischen war der Ärmste schon weitertransportiert, so wendet sich Augustin schleunigst und in der Hoffnung, dem Gelde des vermögenden Waldherrn zuvorzukommen, an den Konsular von Numidien. Er beschwert sich über das ungesetzliche Vorgehen gegen seinen Schützling und bittet um Vertagung des Prozesses, damit er sich selbst erst sein Urteil über Recht oder Unrecht des Pächters bilden und womöglich durch Verhandlung mit dem Gegner die Sache gütlich beilegen könne. Ep. 113–116. Diese Briefe lassen es erklärlich erscheinen, daß Augustin, der nicht nur hilfsbereit, sondern auch weltklug, dazu im Besitze vorzüglicher Beziehungen zu den ersten staatlichen Würdenträgern war, so häufig von Schutz- und Ratsuchenden angegangen wurde. Vor allem aber beweist das lebhafte Eintreten für den vergewaltigten Forstmann, daß der Bischof im Gegensatz zu den vielfach bestechlichen weltlichen Beamten das uneigennützige Bedürfnis fühlte und betätigte, sich der Bedrängten und Unrecht Leidenden in seinem Sprengel anzunehmen, wenigstens dann, wenn sie den Schutz der Kirche suchten.

Dafür kann auch Ep. 247 Zeugnis ablegen. Wie wir aus diesem Briefe ersehen, hatten die Pächter des Gutsbesitzers Romulus die schuldigen Abgaben dem Geschäftsführer des Letzteren richtig abgeliefert, in dem guten Glauben, daß dieser zur Entgegennahme berechtigt sei. Doch darin täuschten sie sich, und nachdem der Mann den eingelaufenen Pachtzins veruntreut hatte, verlangte der Gutsherr von den in ärmlichen Verhältnissen lebenden Leuten, sie sollten die fälligen Abgaben noch einmal entrichten. Vermutlich hatte er den Buchstaben des Gesetzes auf seiner Seite, aber Augustins tieferes Rechtsbewußtsein empörte sich über den Hartherzigen. Mündliche Vorhaltungen fruchteten nichts, der gekränkte Grundbesitzer ging dem Bischof hinfort aus dem Wege. Da griff dieser zur Feder und schrieb ihm einen ebenso scharfen wie würdevollen Mahnbrief. „Möchten die Schmähungen,

mit denen du mich überhäufst", heißt es darin, „dir so wenig schaden wie mir, und möchte die Unbilligkeit, die du jenen elenden Menschen zufügst, dir nicht mehr schaden als ihnen! Denn sie plagen sich nur eine Zeit lang; aber du sieh zu, was für einen Schatz du dir sammelst auf den Tag des Zornes und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes!.. Klein und beinahe nichts scheint es dir zu sein, was du tust, und ist doch ein so großes Unrecht, daß du, wenn deine Habgier dir nicht die Augen trübte, die Erde mit deinen Tränen netzen müßtest, daß Gott sich deiner erbarme." Augustin betont weiter, er bitte nicht so sehr für die bedrängten kleinen Ackerleute, auch nicht so sehr für sich selbst, obwohl ihm sein Herz blute, wenn er sehen müsse, wie jemand, den er einst für das Evangelium gewonnen, so ungerecht handele; „nein, ich bitte dich für dich selbst, habe Mitleid mit deiner eigenen Seele!"

Man kann diesen Brief doch nicht ohne Vorbehalt als ein Zeugnis für das soziale Empfinden Augustins verwerten. Die Notlage der Pächter, von denen er beiläufig bemerkt, daß sie kaum imstande seien, ein einziges Mal, geschweige zwei Mal, ihre Pacht aufzubringen, kümmert ihn längst nicht so sehr wie das Seelenheil des reichen Gutsherren. Er ruft Gott zum Zeugen an, daß seine Besorgnis um die Armen, für die er einzutreten scheine, nicht heranreiche an die Besorgnis, mit welcher er des Romulus gedenke. Ja, er sagt zum Schluß, vielleicht werde Romulus, ergrimmt über diesen Brief, seinen Ärger an den unglücklichen Pächtern auslassen. Dann wird, so tröstet er sich, Gott ihnen ihr Leiden als Verdienst anrechnen, da sie es tragen für das Seelenheil ihres Herren, dem Augustin mit seinem Schreiben zu dienen beabsichtigt hat. Mit andren Worten, mag der Brief die trübe Lage der Pächter möglicherweise noch verschlechtern, das kommt nicht in Betracht dagegen, daß er möglicherweise der gefährdeten Seele des reichen Besitzers nützen kann. Augustins Interesse galt doch fast ausschließlich den Seelen

und der Seligkeit seiner Beichtkinder. Daß infolge von Armut und sozialem Elend auch die Seelen verkümmern können, hat er sich schwerlich jemals klar gemacht. Immerhin, Augustin fühlte sich als das Gewissen seiner Diözese und besaß Mut genug, das Unrecht zu strafen, auch wenn er befürchten mußte, sich durch sein Auftreten mächtige Feindschaft zuzuziehen.

Der zuletzt besprochene Brief leitet uns hinüber zu der im engeren Sinne sozialen Wirksamkeit des Bischofs von Hippo. Wir meinen seine opferbereite Unterstützung der Armen, Kranken, Gefangenen, der Witwen und Waisen. Der Heide Nectarius gibt der afrikanischen Kirche und speziell unserem Heiligen das ehrenvolle Zeugnis: „Ihr gewährt den Armen Unterhalt, ihr schafft den Kranken durch Pflege Erleichterung, ihr reicht den geschwächten Körpern Arznei, ihr bemüht euch endlich auf alle Weise, daß die Betrübten die Last ihres Leidens nicht fühlen," Ep. 103, 3. Augustin hat das Kirchenvermögen stets als Armenbesitz beurteilt und verwandt, wie er ja auch sein väterliches Erbteil, als er es der Kirche überwies, den Armen geschenkt zu haben meinte. Soweit die kirchlichen Einkünfte nicht für den Unterhalt des Klerus verbraucht wurden, flossen sie den Armen zu. Das war für Augustin eine Selbstverständlichkeit. Da die kirchlichen Mittel aber längst nicht hinreichten, das Los aller Armen erträglich zu gestalten — es war die Zeit der Massenarmut —, wurde er nicht müde, seiner Gemeinde die Pflicht der helfenden Nächstenliebe ans Herz zu legen. Am häufigsten geschah dies natürlich in der Predigt. Doch besitzen wir auch zwei Briefe, in welchen er der Gemeinde die Unterstützung der Armen empfiehlt.

So erfuhr er einstmals, als er fern von Hippo weilte, daß seine Gemeinde, von drohenden Gefahren geängstigt,[1] es unterließ, die Armen mit Kleidern zu versorgen, was sie bisher zu tun gewohnt war. Augustin sieht sich veranlaßt, unverzüglich an den Klerus und das ganze Volk eine dringende

[1] Vielleicht war es damals, als Alarich sich anschickte, nach Afrika überzusetzen.

Mahnung zu richten. Er schreibt, mit der üblen Lage lasse sich das Abflauen der Wohltätigkeit durchaus nicht beschönigen. Vielmehr, wie man bei drohendem Einsturz des Hauses eiligst einen sicheren Platz aufsuche, so müsse ein Christenherz, wenn es aus der zunehmenden Drangsal den bevorstehenden Zusammenbruch der Welt erschließe, um so bereitwilliger sein, dem göttlichen Gebote gemäß die zeitlichen Güter in himmlische Schätze zu verwandeln, Ep. 122.

Ein andermal wurde er von den Gläubigen eines gewissen Fascius, der sich seiner Verpflichtung, 17 Goldgulden zu bezahlen, durch die Flucht in den Schutzbereich der Kirche von Hippo entzogen hatte, bestürmt, ihnen, falls er nicht die Auslieferung jenes Mannes veranlassen wollte, sonstwie zu ihrem Gelde zu verhelfen. Augustin, der augenscheinlich selbst nicht bei Kasse war, lieh sich das Geld von einem Dritten und bezahlte die Schuld des Bedrängten, nachdem er sich von ihm hatte versprechen lassen, wenn irgend möglich, den Betrag bis zu einem bestimmten Tage zur Stelle zu schaffen. Doch der Termin verstrich, und Fascius ließ nichts von sich hören — vermutlich verlachte er den gutmütigen Bischof —; da wandte sich Augustin, der gerade im Begriffe stand, eine Reise anzutreten, brieflich an seine Gemeinde, deren bewährte Ergebenheit ihm, wie er schreiben kann, die Bitte leicht machte. Er ist sicher, daß man bereitwillig und frohen Herzens für den guten Zweck beisteuern wird, handelt es sich doch darum, einem katholischen Bruder beizustehen. Sollte die erforderliche Summe nicht zusammenkommen, so beauftragt er seine Presbyter, das Fehlende aus kirchlichem Besitztum aufzubringen, Ep. 268.

Wenn Augustin seine Diözese durchzog, pflegte er nach Possidius, wohin er auch kam, zwar zu den Kranken nur auf ihren besonderen Wunsch zu gehen, die Witwen und Waisen jedoch aus freien Stücken zu besuchen. Und sicherlich kam er nicht nur mit Rat und tröstendem Zuspruch. Einige uns erhaltene Briefe beziehen sich auf das Schicksal eines

verwaisten Mädchens und beweisen, daß er sich der bischöflichen Pflicht, alleinstehenden, hilflosen Kindern besondere Fürsorge zuzuwenden, bewußt war. Das Kind stand unter der Obhut der Kirche von Hippo. Nun meldete sich ein Heide, namens Rusticus, und hielt, unterstützt durch die Fürsprache eines katholischen Bischofs, für seinen Sohn um das Mädchen an. Der besonnene Augustin aber, dessen Recht, nach eigenem Ermessen über die Waise zu verfügen, anerkannt wurde, weigert sich, irgendwelche Versprechungen zu machen. Er bemerkt, daß das Mädchen den Wunsch äußere, ins Kloster einzutreten, ein Verlangen, mit welchem er naturgemäß sympathisiere. Doch sei es noch zu jung, könne ebensowenig heiraten, wie sich definitiv für das eheloſe Leben entscheiden. Die Entscheidung aber müsse die erwachsene Jungfrau selbst treffen, falls nicht etwa die verschwundene Mutter vorher wieder auftauche. Keinesfalls aber dürfe der Sohn des Rusticus seine Hand nach dem Mädchen ausstrecken, ehe er Christ geworden, Ep. 252–255.

Gewiß hat Augustin in der Fürsorge für Arme und Kranke, Witwen und Waisen in unruhigen, erschütterten Zeitverhältnissen ein wertvolles Stück sozialer Arbeit geleistet, wie das ja die edleren unter den katholischen Bischöfen insgemein für ihre Pflicht hielten. Freilich etwas besonders Hervorragendes scheint er auf diesem Gebiete nicht vollbracht zu haben. Wenn er gelegentlich zum Loskauf von Gefangenen Kirchengeräte einschmelzen ließ, so folgte er damit nur dem Beispiel des Ambrosius. Sicherlich verdient der Bischof von Hippo Anerkennung wegen seiner selbstlosen Arbeit im Dienst der Elenden. Doch hatte er bei dieser Arbeit kein positives Kulturideal im Auge. Sondern man wird sagen müssen, er übte Wohltätigkeit teils aus unreflektiertem Mitleid, teils um eine biblisch begründete, durch das kirchliche Herkommen geheiligte Pflicht zu erfüllen, teils um das Ideal der Selbstentäußerung um des Himmelreiches willen seinerseits zu verwirklichen und bei Anderen dafür zu werben. Das Almosen-

geben stand damals hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der sündensühnenden Askese, bezw. des himmlischen Schätzesammelns, und Augustin hat nichts getan, die christliche Liebestätigkeit von dieser negativen Grundtendenz zu befreien. Er hat kaum darüber nachgedacht, wie man die Massenarmut gründlich und mit dauerndem Erfolge bekämpft, er sah wohl nur die unmittelbar drängende Not, das nackte Elend, die Obdachlosigkeit, den Hunger. Damals griff auch der Bettel erschreckend um sich. Die von den Bischöfen zu sehr in Bausch und Bogen geübte, selten individualisierende Armenpflege war nicht geeignet, dem Allen zu steuern. Augustin hätte, selbst wenn er es gekonnt, Armut und Elend schwerlich aus Afrika oder seiner Bischofsstadt vertreiben mögen. Er besaß vielmehr das religiöse Bedürfnis, mitfühlend den Jammer der Welt vor Augen zu haben, um sich desto inbrünstiger nach dem Reiche der ewigen Freude zu sehnen.

Es versteht sich nach dem Voraufgehenden ziemlich von selbst, daß ihm nichts ferner liegen mußte, als sich um Mehrung des kirchlichen Grundbesitzes und Vermögens zu sorgen. Er war nicht nur persönlich anspruchslos, er konnte auch der Kirche freiwillig angebotene Schenkungen und Vermächtnisse zurückweisen, falls die nächsten Erben ungebührlich benachteiligt worden wären.[1] Über die Lockungen des Geldes war er weit erhaben, und mit Vermögensverwaltung befaßte er sich überhaupt nicht gerne. Kaum daß er die Arbeit seiner damit betrauten Kleriker flüchtig kontrollierte. Es ist niemals ein wahrerer Eid geschworen als der, mit welchem er den ungerechten Argwohn der frommen Albina niederzuschlagen

[1] So ist das Vermögen der Kirche zu Hippo, obwohl unter Augustins Episkopat mancherlei Zuwendungen gemacht wurden, wohl niemals beträchtlich gewesen. Wenigstens erweckt die Bemerkung Augustins in Ep. 126, 7, daß man ihn gelegentlich — wunderlicherweise — zu beneiden scheine, weil er jetzt als Bischof ein mindestens zwanzig Mal größeres Vermögen verwalte, als ihm einst als väterliches Erbteil zugefallen sei — das waren „wenige Äckerchen" —, keine große Vorstellung von ihrem Reichtum.

ſucht: „Gott iſt mein Zeuge, daß ich die Verwaltung des kirchlichen Gutes, worüber wir, wie man meint, mit Wohlgefallen herrſchen, nur aus Liebe zu den Brüdern und aus Gottesfurcht übernommen habe, daß ich ſie aber als Laſt verſpüre und kein Gefallen daran finde, vielmehr wenn es ohne Verletzung der Pflichten geſchehen könnte, darauf verzichten möchte," Ep. 126, 9.

In einem ſeiner Briefe hat Auguſtin dem Grundſatze ſtrenger Uneigennützigkeit in Geldſachen, dem er huldigte, auch ſeinem Freunde Alypius gegenüber zum Siege verholfen. Ein Mönch des Kloſters zu Thagaſte, wo Alypius den Biſchofsſitz einnahm, war anderswohin als Presbyter berufen worden und dort geſtorben. Der Mann beſaß Vermögen, über welches er keine Verfügung getroffen hatte. Sowohl das Kloſter zu Thagaſte, deſſen Intereſſen von Alypius vertreten wurden, als auch die Gemeinde des Verſtorbenen, bezw. die Armen derſelben, reflektierten darauf. Alypius ſprach jeder der beiden Parteien die Hälfte des Geldes zu, womit jene Gemeinde ſich durchaus nicht einverſtanden erklären wollte. Auguſtin, der anfänglich in mündlicher Beſprechung die Entſcheidung ſeines Freundes gutgeheißen hatte, änderte bei nochmaligem Nachſinnen ſeine Anſicht und empfahl nun dringend, dem Verlangen der Unzufriedenen nachzugeben. Künftighin mögen, ſchreibt er, die Mönche ſich bei ihrer Aufnahme ins Kloſter in aller Form ihres Eigentums entäußern. Vor allen Dingen, betont er, muß der Verdacht der Habſucht vermieden werden.[1] Würde Alypius die ganze Summe in Thagaſte behalten, ſo könnte er vielleicht mit Grund dafür eintreten, es geſchehe um der gerechten Sache willen; gibt er aber

[1] Daß man auf einem ſo ſehr der Beobachtung und neidiſchen Blicken ausgeſetzten Poſten wie dem biſchöflichen Stuhle mit allem Fleiß auch den böſen Schein meiden müſſe, ſich nicht mit dem bloßen guten Gewiſſen zufrieden geben dürfe, hat Auguſtin auch an einer andern Stelle dem Alypius eingeſchärft, Ep. 125, 2. Der gute Ruf iſt nach ſeiner Überzeugung für einen Biſchof wichtiger als das Leben, Ep. 126, 8 f.

zögernd die Hälfte hin, kann er unmöglich dem bösen Gerede entgehen. Augustin erklärt sich bereit, wenn Alypius das für billig halte, für das ausfallende Geld aus den Mitteln des Klosters zu Hippo — momentan fehlte es jedoch an solchen Mitteln — Schadenersatz zu leisten, wozu er doch, auch wenn die betreffende Gemeinde in seinem Amtsbezirk lag, nicht im geringsten verpflichtet sein konnte.[1] Wir zweifeln nicht einen Augenblick daran, daß Augustin unbedenklich das getan haben würde, was er dem Alypius glaubt anraten zu sollen, Ep. 83; vgl. auch Ep. 96, 2.

Soweit wir die bischöfliche Amtstätigkeit Augustins bislang beleuchtet haben, war sie wohl mühselig, zerstreuend und großenteils weitabliegend von seinem eigentlichen religiös-theologischen Berufe, doch haben wir die sauerste, seinem ganzen Wesen am meisten widersprechende, gleichwohl unumgängliche Pflicht noch nicht erwähnt. Er mußte als Bischof nicht nur raten, helfen und schlichten, sondern auch richten und strafen, für die Aufrechterhaltung der Kirchenzucht in seiner Diözese sorgen, und immer wieder pflegte er sich klar zu machen, daß gerade jene königliche Tugend, als deren Prediger er so gern auftrat, es nicht duldete, daß die Disziplin gelockert werde. Es galt seine Gemeinde in der heilsamen Furcht zu erhalten und einzelne Gefallene zu retten.

In Augustins Briefsammlung finden wir nur wenig Andeutungen, wie er sündigen Laien gegenüber die kirchlichen Zuchtmittel zu handhaben pflegte. Wir hören gelegentlich, daß er ihnen Vorhaltungen macht, mit menschlichem und göttlichem Gerichte droht, sie unter Umständen auch von der Gemeinschaft des Altars ausschließt, Ep. 153, 21. 6; 250, 2.[2] Weher tat es ihm jedenfalls, wenn er sich genötigt

[1] Vorher in der Unterredung mit Alypius hatte er sich erboten, für das jener Gemeinde zu entziehende halbe Priestervermögen aufzukommen!

[2] In Ep. 245 erörtert Augustin die Frage, inwieweit die Kirche gegen die Putzsucht einzuschreiten verpflichtet sei. Er äußert sich ziemlich liberal. Mögen die Frauen immerhin Gold- und

sah, gegen den Klerus strafend einzuschreiten. Er mußte manche schmerzliche Erfahrung machen. Einer seiner Briefe ist an eine Jungfrau Felicia gerichtet, die einst zwangsweise aus dem Schisma in die katholische Kirche übergeführt war, und die sich kürzlich mit einer Beschwerde über das schlimme Leben katholischer Priester an den Bischof von Hippo gewandt hatte.[1] Augustin sucht sie zu beruhigen mit jenem so häufig wiederkehrenden, nach Fatalismus schmeckenden Troste, der ihm selbst wohl manchesmal zu einer Stimmung stiller Resignation verholfen hatte. Er schreibt, sie dürfe sich nicht wundern, so sei es vorhergesagt, und so müsse es kommen; wie gute und böse Schafe, so müsse es auch gute und böse Hirten geben, solche, die die Herde Christi weiden, und auch solche, die sich bloß der zeitlichen Ehren und weltlichen Vorteile erfreuen. So sei es schon zur Zeit der Apostel gewesen, wieviel mehr jetzt, da das Weltende herannahe! Geduld! Man dürfe darum nicht von der Kirche abtrünnig werden. Wenn die Herde Christi sich natürlich auch hüten müsse, dem Lebenswandel der schlimmen Hirten nachzufolgen, so könne sie doch aus ihrem Munde das Wort und die Lehre des Meisters vernehmen,[2] Ep. 208; vgl. Ep. 77.

Man ersieht aus diesem Schreiben, daß unwürdige Priester damals nicht zu den Seltenheiten zählten, und daß Augustin sie, wofern sie sich nicht grobe Verfehlungen zuschulden kommen

---

Kleiderschmuck anlegen, wenn es ihren Männern gefällt, doch sollen sie nicht unbedeckten Hauptes gehen und sich nicht wie Dirnen schminken. Ein schärferes Auge muß man jedoch auf die Ehelosen haben. Nicht zu dulden sei natürlich der schändliche Aberglaube, der im Dienste der Dämonen mit Amuletten (zumal Ohrgehängen) getrieben werde.

[1] Vielleicht galt ihre Entrüstung, wie die Mauriner annehmen, vor allem den gröblichen Pflichtverletzungen des Bischofs Antonius von Fussala, von welchem wir sogleich Näheres hören werden.

[2] In einer Predigt drückt Augustin letzteren Gedanken einmal recht hübsch folgendermaßen aus: Ein Wanderer dürfe nicht meinen, er müsse auf seinem Wege stehen bleiben, wenn er sehe, wie der Meilenstein durch seine Inschrift den Weg zwar anzeige, aber ihn nicht selbst wandele.

ließen, sondern das äußere Dekorum notdürftig wahrten, mit Seufzen glaubte ertragen zu müssen. Selbst dann, wenn die Priester von der damals nach Augustin wie eine Pestilenz die Seelen weit und breit verwüstenden Trunksucht angesteckt waren, scheint er ein disziplinarisches Vorgehen noch nicht für angängig gehalten zu haben, vgl. Ep. 93, 49. Doch sind uns aus seiner Amtsführung mehrere Fälle überliefert, in denen er schweren Herzens gegen seinen unterstellten Klerus die bischöfliche Strafgewalt anwendete.

Der Folgende hat ihn, wie es scheint, tiefer als alle anderen erschüttert. In Fussala, einem ziemlich weit von der Hafenstadt Hippo abgelegenen, ehemals von der donatistischen Sekte beherrschten Städtchen, hatte Augustin, damals schon Greis, es für gut befunden, einen eigenen Bischof einzusetzen. Es mußte ein Mann sein, welcher der in jener Gegend dominierenden punischen Sprache kundig war. Einer seiner Presbyter schien ihm für den Posten geeignet, und der Primas von Numidien wurde herbeigerufen, um die Weihehandlung zu vollziehen. Plötzlich wider Erwarten weigerte sich jener Priester, das ihm zugedachte Amt anzunehmen, und Augustin brachte in seiner Verlegenheit, damit der alte, würdige Herr die weite Reise nicht umsonst gemacht habe, einen seiner Mönche, einen noch jugendlichen Lektor, in Vorschlag. Er glaubte sich auf den im Kloster aufgewachsenen Jüngling, den er seit seiner Kindheit kannte, verlassen zu können, und dieser erhielt, da die Fussalenser keine Einsprache erhoben, die bischöfliche Weihe. Aber bald stellte sich heraus, daß er einen Mißgriff getan hatte. Zwar die ärgste Beschuldigung, der junge Bischof führe einen unzüchtigen Lebenswandel, erwies sich zu Augustins Erleichterung als Verleumdung, doch es ließ sich nicht leugnen, daß er die ihm anvertraute Herde in unerträglicher Weise tyrannisierte, sowie Erpressungen verschiedener Art sich hatte zuschulden kommen lassen, und daß in der Gemeinde eine gefährliche Erbitterung herrschte, die Gewalttaten befürchten ließ.

Auguſtin mußte in Gemeinſchaft mit mehreren Nachbarbiſchöfen einſchreiten. Durch Abbruch der Kirchengemeinſchaft erzwang er es, daß Antonius das geraubte Gut zurückerſtattete. Außerdem traf er die Entſcheidung, daß dem leichtſinnigen Manne zwar nicht die Biſchofswürde, wohl aber die biſchöfliche Gewalt — ob für immer oder nur auf Zeit, wird nicht deutlich — abzuerkennen ſei. Aber Antonius war nicht geſonnen, ſich dies gutwillig gefallen zu laſſen. Er wußte durch allerhand Vorſpiegelungen nicht nur den Primas auf ſeine Seite zu bringen, ſondern auch durch deſſen Vermittelung den Papſt Bonifacius für ſich zu gewinnen. Er eiferte, wozu er denn noch Biſchof ſein ſolle, wenn man ihm ſeinen Biſchofsſtuhl nehme? Schon hieß es, er drohe mit Hilfe der Obrigkeit durch militäriſche Exekution den apoſtoliſchen Entſcheid, der übrigens hypothetiſch gehalten war („wenn wir recht berichtet ſind"), durchführen zu laſſen. Da ſtarb im Jahre 422 der Papſt, und Auguſtin wandte ſich in einem klagenden Schreiben, in welchem er ſich ſelbſt einen guten Teil der Schuld zuſchrieb, an ſeinen Nachfolger Caeleſtin. Er fleht ihn an beim Blute Chriſti und bei dem Gedächtnis des Apoſtels Petrus, nicht zuzulaſſen, daß Gewalt geſchehe und die kaum Bekehrten der katholiſchen Kirche wieder entfremdet würden. Er möge ſich Beider erbarmen, der gefährdeten Leute von Fuſſala und auch des geliebten Antonius, daß jenen nicht Unbill widerfahre und dieſer nicht Unrecht tue. Er bemerkt, daß er, von Sorge und Kummer gequält, ſich mit dem Gedanken trage, ſein Biſchofsamt niederzulegen und den Reſt ſeines Lebens jenes verhängnisvolle Verſehen zu beweinen, wenigſtens dann, wenn wirklich das Gefürchtete geſchehen und durch den von ihm zum Biſchof Beförderten die Kirche Gottes verwüſtet werden ſollte, Ep. 209. Es iſt kein Zweifel, daß Caeleſtin ſich auf Auguſtins Seite geſtellt und ſein Urteil über Antonius beſtätigt hat, und daß der hochbetagte Biſchof

von Hippo die kirchliche Leitung der Gemeinde von Fussala wieder übernahm, vgl. Ep. 224, 1. 3.

Aus dem soeben skizzierten Briefe spricht zu uns Augustins fast übertriebene Gewissenhaftigkeit. Sein, wenn auch vorschnell, so doch in bester Absicht gefaßter Entschluß preßt ihm die bittersten Bußtränen aus. Er sucht sich nicht zu entschuldigen, laut ertönt seine Selbstanklage. Das Seelenheil der von ihm mit schwerer Mühe für den Katholizismus gewonnenen Gemeinde geht ihm über Alles. Nicht um selbst Recht zu behalten, sondern um die aufgegangene Saat katholischen Glaubens zu retten, schreibt er den flehentlichen Brief. Er könnte nicht im Amte bleiben mit dem Bewußtsein, für den Abfall eines Teiles seiner Gemeinde verantwortlich zu sein. Andererseits beweist das Schreiben auch die große Milde des Bischofs. Es wird ihm ersichtlich schwer, gegen den leidenschaftlichen und selbstsüchtigen jungen Mann, dem er trotz seiner unerhörten Amtsführung, trotz seiner gegen ihn selbst gerichteten Umtriebe, die Sympathie bewahrt, strafend und anklagend vorzugehen. Er bemerkt — mit Recht —, dem Caelestin möchte sein gefälltes Urteil eher zu milde als zu streng erscheinen. Sein Gewissen zwang ihn, dem unreifen Jüngling die mißbrauchte Macht zu entziehen, seine Milde bewog ihn, demselben wenigstens Rang und Titel zu lassen. Mochten ähnliche Maßregelungen immerhin in der kirchengeschichtlichen Tradition nachzuweisen sein, es ist doch klar, daß der gefundene Ausweg kein glücklicher, sondern eine bedenkliche Halbheit war. Man begreift es, daß Antonius nicht die lächerliche und beschämende Rolle eines Bischofs ohne Amt spielen wollte. Verdientermaßen seiner Bischofswürde völlig entkleidet, hätte er sich vermutlich eher beruhigt. Augustins Vorgehen ist nicht das eines energischen, zielbewußten Kirchenfürsten. Auch dadurch, daß er den Gedanken schwer ertragen kann, einen offenkundigen Mißgriff getan zu haben, daß er, statt sich gedrungen zu fühlen, selbst dann, wenn Antonius vom Papste recht bekommen hätte, nach

Kräften wieder gut zu machen und zu retten, was zu retten blieb, lieber sich weinend vom Bistum zurückgezogen hätte, verrät er Schwäche.

Hätte sich Antonius von Fussala übrigens sexueller Verfehlungen schuldig gemacht, wäre er sicherlich nicht so glimpflich weggekommen. Das können wir aus folgender Geschichte entnehmen. Einer der Presbyter Augustins war übel beleumdet, und es ließ sich soviel feststellen, daß er ihm von einem Bauern anvertrautes Geld unterschlagen und einmal ohne Begleitung an einem kirchlichen Fasttage in dem Hause eines zweifelhaften Frauenzimmers heimlich geschmaust und übernachtet hatte. Charakteristischerweise gibt der zweite Punkt den Ausschlag. Unkeuschheit ist in Augustins Augen ein ungleich schwereres Vergehen als Veruntreuung. Der Presbyter wird, wie aus dem Briefe erhellt, in welchem Augustin sein Vorgehen dem Primas gegenüber rechtfertigt, nicht so sehr wegen erwiesener Unterschlagung als vielmehr wegen schweren Verdachtes unsittlichen Lebenswandels verurteilt. Augustin suspendierte ihn von seinem Amte, denn er mochte ihm keine Gemeinde mehr anvertrauen, zumal da er an das Gekläff häretischer Zungen dachte. Er stellte ihm aber auf Grund eines Konzilsbeschlusses anheim, innerhalb eines Jahres an ein Kollegium von sechs Bischöfen zu appellieren. Ep. 65; vgl. 35, 2.

Viel eigenartiger mutet uns der folgende Disziplinarfall an, über welchen Augustin in einem an den Klerus, die Senioren und das ganze Volk von Hippo gerichteten Schreiben ausführlich Bericht erstattet. Ein Priester der Kirche zu Hippo namens Bonifacius, wie die übrigen dortigen Kleriker Augustins Haus- und Tischgenosse, hatte den Spes, einen jugendlichen Mönch des von Augustin gegründeten Klosters, beschuldigt, daß er ihn mit unsauberen Anträgen verfolge. Dieser aber, anstatt ein Bekenntnis abzulegen, hatte seinerseits den Ankläger für den schuldigen Teil erklärt, der, abgewiesen, sich durch Verleumdung habe rächen wollen. Es

war dem Bischof, dem diese skandalöse Geschichte, wie er schreibt, eine wahre Folterqual verursachte, nicht möglich, der Sache auf den Grund zu kommen, doch blieb er im Herzen von der Unschuld des Presbyters überzeugt, während er dem Mönche das Schlimmste zutraute. So beschloß er einstweilen abzuwarten und ein scharfes Auge auf den Lebenswandel des verdächtigen jungen Mannes zu haben. Doch wurde er alsbald genötigt, aus der Reserve hervorzutreten, denn Spes bewarb sich mit Eifer um ein kirchliches Amt, sei es im Sprengel Augustins selbst, sei es anderswo. Als Augustin sich dem pflichtgemäß widersetzte, geriet er in Wallung und erklärte zornig, wenn er nicht Geistlicher werden solle, dürfe Bonifacius nicht in seinem geistlichen Amte bleiben. Augustin, der schon in seinem ersten Entschlusse, die Dinge gehen zu lassen, eine gewisse Schwäche an den Tag gelegt hatte — ich glaube, ein energischerer Bischof hätte den Mönch ohne Weiteres aus dem Kloster gewiesen —, ließ sich von dem Drängen des rabiaten Jünglings einschüchtern. Da er den Priester, obwohl dieser sich demütig darin fügen wollte, nicht seines Amtes verlustig erklären mochte, verfiel er auf eine höchst sonderbare Auskunft. Er suchte ein Gottesurteil. Er erinnerte sich, daß er einst in Mailand an einem dem Gedächtnis der Heiligen geweihten Platze, wo schon mancher Dämon — wunderbares und schreckliches Schauspiel! — entlarvt war, mit eigenen Augen gesehen hatte, wie ein Dieb, obwohl er mit der Absicht dorthin gekommen war, einen Meineid zu schwören, von Angst ergriffen ein freiwilliges Geständnis ablegte und das Gestohlene zurückbrachte. So schickte er, da es in Afrika trotz der Fülle heiliger Märtyrer keine Orte gab, an denen sich die Gottheit dermaßen zu manifestieren pflegte, die beiden Gegner zum hochheiligen Grabe des Felix von Nola, in der Erwartung, daß dort Gottes Gericht oder die Furcht davor den Schuldigen zum Bekenntnis zwingen würde.[1]

[1] Man sieht, in welchem Maße Augustin den Volksglauben

Ein besonderer Kummer war es noch für Augustin, daß es ihm nicht gelang, die ganze peinliche Geschichte den Ohren des Volkes zu entziehen. Man erfuhr davon, und alsbald war das Ärgernis da. Schwache Katholiken wurden beunruhigt und irre gemacht, die Feinde der Kirche aber — Augustin vergleicht sie bitter mit den Hunden, die die Schwären des armen Lazarus leckten, — triumphierten und prahlten, alle Priester seien nicht besser als diese Beiden. Auch gegen den Presbyter Bonifacius murrten manche Gemeindeglieder, und Augustin gibt einen neuen Beweis seiner Nachgiebigkeit, seines Bedürfnisses, in Fragen der kirchlichen Praxis zu vermitteln und zu beschwichtigen, indem er einwilligt, daß der Name des Priesters, den er, um dem göttlichen Gerichte nicht vorzugreifen, nicht von der Liste streichen lassen will, wenigstens nicht mehr in der allsonntäglichen kirchlichen Fürbitte genannt werde, Ep. 78; 77, 2.

Können wir nicht umhin, bei der besprochenen Skandalgeschichte den mit ruhiger Sicherheit durchgreifenden Arm des Richters zu vermissen, so ist nicht zu leugnen, daß Augustins besonnene, hin und wieder etwas zaghafte Milde recht geeignet war, manche andere mißliche Angelegenheiten schonend zu entwirren. Dies war der Fall bei dem Streit, der sich um die Person des jungen Timotheus drehte, der beinahe zu einem Zerwürfnis mit Bischof Severus, den wir als Augustins intimen Freund kennen gelernt haben, geführt hätte. In allen Einzelheiten ist er uns freilich nicht durchsichtig, doch ergibt sich mit ziemlicher Klarheit dieser Sachverhalt. Timotheus, vermutlich ein dem Severus nahestehender Jüngling, hatte in einer zu Hippo gehörigen Gemeinde schon einige Male als Lektor fungiert. Dadurch war er nach damaliger Anschauung an Amt und Ort ge-

---

teilte. Er sucht die abergläubischen Vorstellungen theologisch zu rechtfertigen und bemerkt, daß der allgegenwärtige Gott ohne Zweifel nach unerforschlichem Ratschluß an bestimmten Orten mit wunderbaren Kundgebungen hervorzutreten beliebe.

bunden. Da er aber nicht Luſt hatte zu bleiben, reiſte er nach Mileve, der biſchöflichen Reſidenz des Severus, und ſchwur dieſem zu, er werde ſich niemals wieder von ihm trennen. Gleichwohl kehrte er über eine Weile aus irgendwelchen Gründen zurück und wurde von Auguſtin überzeugt, daß, da er ja nicht über ſich ſelbſt zu verfügen habe, ſein Eid unſtatthaft geweſen ſei und darum auch nicht gehalten zu werden brauche, und daß es ſeine Pflicht ſei, das Amt eines Lektors wieder aufzunehmen. Nicht lange darauf wurde er gegen Auguſtins Willen von dem Ortspriester zum Subdiakon ordiniert. Auguſtin rügte die vorgekommenen Unregelmäßigkeiten und glaubte damit den Fall erledigt; da verurſachte Severus durch einen gereizten Proteſt neue Schwierigkeit. Er machte ſeinem Freunde ſchwere Vorhaltungen, daß er, ſtatt zu ſtrafen, klage und ertrage — ein Vorwurf, der vielleicht in andern Fällen, doch ſchwerlich in dieſem berechtigt war —, und forderte die Rückſendung des Timotheus. Auguſtin, der ſich im Rechte wußte, vermied es, in ſeinem Antwortſchreiben den gleichen Ton perſönlicher Gekränktheit anzuſchlagen, und verteidigte ſich mit ruhigen Worten. Was hätte er mehr tun ſollen, zumal da allerſeits das Unrecht eingeſehen und bereut ſei, als tadeln und im Übrigen klagen und ertragen? Wer könne Geſchehenes ungeſchehen machen? Zur geforderten Rückſendung des Timotheus habe er ſich zwar entſchloſſen, doch müſſe er den Severus ernſtlich an das erinnern, was die kirchliche Ordnung in dieſem Fall fordere, verſteht ſich, daß der Geweihte an ſeinem Platze bleibe, Ep. 62f.

Lob verdient Auguſtins klares Urteil, das ſofort die Nichtigkeit jenes Schwures durchſchaute — ſonſt pflegte er, wie wir noch ſehen werden, die Unverletzlichkeit des Eides energiſch zu verfechten —, ebenſo ſeine Milde, die ſich dem Presbyter, der in guter Meinung dem Willen Auguſtins zuwider gehandelt hatte, ſowie dem unbeſonnenen Jüngling gegenüber mit einem bloßen Verweiſe begnügte; nicht minder

endlich das kluge, friedliebende Entgegenkommen, das er dem Severus durch Rücksendung des jungen Subdiakonen bewies, wodurch er den zürnenden Freund, in dessen Hand er vertrauensvoll die letzte Entscheidung legte, entwaffnete und überwand. So hat denn das vorübergehende Mißverständnis der Freundschaft der beiden Männer keinen Eintrag getan, und einige Jahre später schrieb Severus jenen liebeglühenden Brief, welchen wir bereits kennen. Timotheus aber, „unser liebster Sohn und Mitdiakon", vermittelt gelegentlich den Verkehr der beiden Freunde, Ep. 110, 1.

Übrigens schweifte das wachsame Auge unsers Heiligen auch in die Nachbardiözesen hinüber. Mehr als einmal hat er das Verhalten katholischer Kollegen gerügt. Seine Briefsammlung lehrt uns besonders zwei Fälle kennen. Auxilius, ein noch jugendlicher Bischof, hatte einen gewissen Classicianus, als dieser seiner Meinung nach das kirchliche Asylrecht verletzte, ohne weiteres samt seinem ganzen Hause in den Bann getan. Der Betroffene wandte sich klagend an Augustin und versicherte, daß er die in die Kirche des Auxilius geflüchteten Leute, die sich eines Meineides schuldig gemacht hatten, durchaus nicht mit Gewalt abgeführt, sondern überredet habe, sich freiwillig dem Richter zu stellen. Der greise Bischof von Hippo stellt darauf den Amtsbruder in einem ebenso ernsten wie vorsichtigen und die Würde des episkopalen Amtes selbst bei einem offenbar noch unreifen Amtsträger respektierenden Schreiben zur Rede. Gesetzt, Auxilius, sagt er, habe mit Recht gegen jenen Classicianus den Bannstrahl geschleudert, so hätte er doch schwerlich über die unschuldigen Angehörigen und die Dienerschaft die gleiche Strafe verhängen dürfen. Oder sollte er sich auf besondere, Augustin unbekannt gebliebene Schriftstellen oder Traditionen berufen können? Dann möge er seine Begründung mitteilen, Augustin, der selbst niemals gewagt habe, in ähnlicher Weise vorzugehen, sei gern bereit, von dem Jüngeren zu lernen. Aber ist es nicht ein schrecklicher Gedanke, gibt er weiter zu bedenken, daß

möglicherweise ein infolge der Exkommunikation ungetauft sterbendes Kind in die Verdammnis wandern muß? Kann Auxilius die Verantwortung tragen? Endlich, sollte nicht überhaupt der Bannspruch aus ungerechter, jähzorniger Aufwallung entsprungen sein? Ihm, Augustin, wolle das so scheinen, und der Kollege möge bedenken, daß auch der Bischof ein Mensch sei und menschlichen Leidenschaften unterliege. In dem Fall möge er das Urteil widerrufen und die Hand zum Frieden reichen.

Dem Classicianus aber schreibt Augustin, er werde demnächst in dieser Sache einen Konzilsbeschluß herbeiführen und sich, wenn erforderlich, auch an den apostolischen Stuhl wenden, um festzustellen, ob wegen der Sünde eines Einzelnen dessen ganzes Haus mit dem Bann belegt werden dürfe, und ob man nicht meineidigen Leuten das kirchliche Asyl zu versagen verpflichtet sei. Übrigens möge er überzeugt sein, daß ein ungerechter Bann zwar dem, der ihn verhängt habe, schade, aber nicht Demjenigen, welcher darunter leide, da allein der heilige Geist binde und löse. Ep. 251 nebst Anhang.

Ein andermal wandte Augustin sich mit der heilsamen Schärfe der Liebe (salubris mordacitas caritatis) gegen den Bischof Paulus, den er einst durch das Evangelium gezeugt, und der, nachdem er erst der katholischen Kirche viele Leute zugeführt, nun eine noch größere Anzahl durch sein verschwenderisches, weltliches Leben und durch seine einem Bischof nicht zustehenden Beschäftigungen (vielleicht trieb Paulus Handelsgeschäfte, lieh Geld auf Zinsen usw.) an der Kirche irre machte. Augustin kann die Klagen, die auch zu seinen Ohren dringen, nicht mehr anhören, und da Paulus seinen Mahnungen nicht Folge geben will, bricht er kurzerhand die Kirchengemeinschaft mit ihm ab und läßt sich durch die Bitten des bestürzten, aber Satisfaktion verweigernden Amtsgenossen nicht von seinem schroffen Vorgehen abbringen. Ep. 85.

In den zuletzt besprochenen Briefen lernen wir übrigens

den Bischof von Hippo nicht nur als Ankläger und Richter, sondern zugleich als Patron der kirchlichen Ordnung kennen. Als solcher tritt er uns in seinem Briefwechsel auch sonst mehrfach entgegen. So warnt er bei Gelegenheit eindringlich davor, durch Zänkereien um allerlei nicht überall gleiche, weder durch die heilige Schrift noch durch die Tradition festgelegte Riten und Gebräuche, z. B. das Fasten am Sabbath, den Frieden der Kirche zu stören. Seine in diesem Punkte liberale Anschauung, die er einst von Ambrosius gelernt, ist, daß man gut tue, sich ohne Widerspruch der an jedem Orte herrschenden Gewohnheit anzuschließen, Ep. 36. 54. In Ep. 59 erklärt er dem Bischof Victorinus, der auf den Primat von Numidien Anspruch machte, er werde nicht zu einem von diesem berufenen Konzil erscheinen; denn erstens passe es ihm sowieso schlecht, zweitens und vor allem sei das Einladungsschreiben aus mehreren Gründen zu beanstanden. Denn Victorinus habe auch die Mauretanischen Bischöfe geladen, was nicht ihm, sondern dem dortigen Primas zustehe; er habe ferner den Namen Augustins schon an dritter Stelle genannt, obwohl mancher Andere vor ihm den Altersvorrang besitze — „das muß die Andern beleidigen und Mißgunst erwecken" —; und endlich müsse der Adressat sich zunächst einmal mit dem alten Xantippus, der in dem Schreiben gar nicht erwähnt sei, über den Primat von Numidien auseinandersetzen. Ein andermal warnt er den Aurelius von Carthago, er möge nicht entlaufene Mönche zu Klerikern ordinieren, damit nicht das Volk anfange zu spotten: „Ein schlechter Mönch, aber ein guter Geistlicher," während im Gegenteil nicht einmal ein guter Mönch immer zum Geistlichen tauge, und er hilft einen diesbezüglichen Konzilsbeschluß herbeiführen, Ep. 60. Bemerkenswert ist es auch, daß er sich weigert, einen gewissen Presbyter einer fremden Diözese, mit dem Aurelius die Kirchengemeinschaft abgebrochen hatte, in Hippo zum Abendmahl zuzulassen; daß er denselben ersucht, einen gefaßten Konzilsbeschluß respektierend, keine außer-

kanonischen Schriften in der Gemeinde verlesen zu lassen; daß er es ablehnt, an eine ihm fremde Gemeinde einen Brief zu senden, es müßte denn ein Antwortschreiben sein; daß er sich über einen vom Konzil abgesetzten Bischof entrüstet, der sich mit Hilfe der weltlichen Gewalt seiner widerwilligen Gemeinde aufdrängen will, Ep. 64. Den letzten Beweis seiner Ordnungs- und Friedensliebe gab Augustin kurz vor seinem Tode. Damit nach seinem Abscheiden über die Wahl des Nachfolgers nicht auch in Hippo sich die Wirren erheben möchten, die er in anderen Gemeinden bei solcher Gelegenheit nicht selten zu seiner Betrübnis beobachtet hatte, ernannte er noch zu Lebzeiten unter Akklamation des Volkes einen zuverlässigen Nachfolger, den er jedoch, einer ihm früher unbekannt gewesenen Bestimmung des Nicaenums folgend, nicht etwa, wie der alte Valerius es mit ihm selber gemacht hatte, gleich zu seinem Mitbischof weihte. Ep. 213; vgl. auch Ep. 69.

Augustin bindet sich, wie wir sehen, aufs strengste an die Konzilsbeschlüsse, und nichts liegt ihm ferner, als sich eigenmächtig und rechthaberisch vorzudrängen. Er ist kein Feind der Würden und Autoritäten. Mit welcher Ehrerbietung behandelt er den Primas von Afrika, seinen Freund Aurelius! Nicht daß er ihm gegenüber seine Selbständigkeit irgendwie preisgäbe — er ist es vielmehr, der in der Regel den Älteren berät und beeinflußt —, doch legt er ihm gelegentlich strittige Fragen, mögen sie ihm auch selbst bereits spruchreif scheinen, zur Entscheidung vor, Ep. 64, 3. Ebensowenig hat er die oberhirtliche Gewalt, die kirchliche Souveränitätsstellung des römischen Bischofs angefochten. Daß er das Votum Roms in Fragen der kirchlichen Disziplin als ausschlaggebend betrachtete, ist uns schon entgegengetreten, vgl. Ep. 209. 251 Anh. Daß er den römischen Bischof auch für berufen hielt, das autoritative letzte und entscheidende Wort in Lehrkontroversen zu sprechen, zeigte sich im pelagianischen Streit. Die Devotion, mit welcher er in Ep. 177, 19 gemeinschaftlich mit Aurelius und einigen anderen Bischöfen

zum Papſte Innocenz ſpricht, kann kaum noch überboten werden. „Verzeihen möge deines Herzens ſüße Milde, daß wir einen längeren Brief geſchrieben haben, als dir vielleicht angenehm iſt. Wir haben nicht die Abſicht, mit unſerem Wäſſerlein deinen ſprudelnden Quell zu ſpeiſen, ſondern wir möchten uns bloß gern von dir beſtätigen laſſen, daß beide, wenn auch noch ſo verſchieden an Waſſerfülle, demſelben Brunnen entſpringen.“

Als ein Hüter der Ordnung und des Friedens hat Auguſtin nicht nur unter den Klerikern, ſondern auch unter den von ihm ſo eifrig protektionierten Mönchen gewaltet. Sie haben ihm keineswegs eitel Freude gemacht. Es kam vor, daß ihrer Einige auf unerlaubte Weiſe aus ſeinem Kloſter entwichen, Ep. 60. Aus dem Kloſter zu Hippo gingen neben manchen tüchtigen Biſchöfen und Presbytern ſo gefährliche und verdächtige Charaktere hervor wie jener Antonius von Fuſſala und der weit ſchamloſere Spes. Mit einem Seitenblick auf den Letztgenannten bemerkt Auguſtin, er habe kaum beſſere Menſchen gefunden als nach ſittlichem Fortſchritt ſtrebende Mönche; andrerſeits ſeien die in den Klöſtern gefallenen Mönche auch die ſchlechteſten Menſchen, die er irgend kennen gelernt habe, Ep. 78, 9, eine ſicherlich intereſſante Beobachtung. Er weiß, daß man auch die frommen Mönche vor Trägheit und Hochmut warnen muß, Ep. 48, 2.

Auch die von Auguſtin im Übrigen wegen ihrer keuſchen Liebe und ihres heiligen Wandels hochgeprieſenen Nonnen des Kloſters, dem anfänglich ſeine Schweſter als Oberin vorſtand, haben ihm einmal Verdruß gemacht, indem ſie ſich im Jahre 423 gegen ihre Vorſteherin, die Nachfolgerin der Schweſter Auguſtins, auflehnten und lärmend ihre Abſetzung forderten. Ob ſie irgendwelche begründete Beſchwerden vorbrachten, wiſſen wir nicht. Auguſtin verwies ſie in einem ſtrengen Schreiben zur Ruhe und nahm die Vorſteherin, unter deren Leitung das Kloſter herangeblüht war, in ſeinen biſchöflichen Schutz. Die Nonnen hatten ihn gebeten, perſönlich zu

kommen, um den Streit zu schlichten; das lehnt er ab. Wohl will er daheim in der Stille sein Herz vor Gott ausschütten im weinenden Gebet. Aber er fürchtet, daß seine Anwesenheit, statt den Sturm zu beschwichtigen, ihn nur noch vergrößern möchte, da er entschlossen ist, den Nonnen unter keinen Umständen ihren Willen zu tun. Um nicht in Traurigkeit zu ihnen kommen zu müssen, greift er, eingedenk des Paulus und der Korinther, zur Feder, Ep. 211, 1—4. Augustin tritt auch hier, wie wir sehen, unbedingt ein für Ordnung und Autorität; die unruhigen revoltierenden Geister sind von vornherein im Unrecht. Wir merken auch, daß er von der Wirksamkeit seines persönlichen Eingreifens keine sonderliche Meinung hat.

Mehr noch als die Fürsorge für Klerus und Mönchtum lag dem pflichtbewußten Bischof natürlich sein geistlicher Hirtenberuf am Herzen, die schwere Aufgabe, die ihm anvertraute Gemeinde zu schützen und zu mehren, zu erziehen und zu leiten; ohne sie wollte er, wie er einmal in einer Predigt sagte, nicht selig werden. Wie er sich bemühte, den ersten Teil dieser Aufgabe zu erfüllen, werden wir in einem besonderen Kapitel betrachten, hier soll an einigen Beispielen anschaulich gemacht werden, wie er es angriff, das katholische Volk von Hippo seelsorgerlich zu beeinflussen und autoritativ zu leiten, und welchen Erfolg er dabei hatte. Augustin besaß, wie wohl alle, jedenfalls die meisten Bischöfe seiner Zeit ein ausgeprägtes Hirtenbewußtsein. Ebensowenig wie seine Amtsbrüder dachte er daran, die Massen zur sittlichen und religiösen Selbständigkeit zu erziehen. Eine Herde, die sich willig vom Priesterhirten leiten ließ, war mindestens seit Cyprian das Gemeindeideal eines katholischen Bischofs. Von der geistigen Unmündigkeit und Leitungsbedürftigkeit seiner Gemeinde ist der Bischof von Hippo sehr durchdrungen. Einmal schreibt er von ihr, sie sei zum allergrößten Teil so schwach, daß die geringste Prüfung ihr gefährlich werden müsse. Eine kürzlich von ihm unternommene Reise habe bedenkliches

Ärgernis und Unruhe verursacht. Zeitweilig gab es auch, wie er in demselben Briefe erwähnt, in Hippo ausgesprochene Feinde Augustins, die unter seinen Freunden mit Verleumdungen hausieren gingen, Ep. 124, 2; vgl. Ep. 78, 6. Weil er das wußte, entschloß er sich nur ungern, seinen bischöflichen Sprengel zu verlassen. Es geschah nur, wenn ihn die Not und Gefahr der Kirche trieb, mit befreundeten Amtsbrüdern Rücksprache zu nehmen, wenn er auf den Konzilien durch Geist und Wort glaubte nützen zu können, oder wenn (was vielleicht nur ein einziges Mal vorgekommen ist) körperliche Erschöpfung ihn, den stets schwächlichen Mann, (vgl. Ep. 151, 13) nötigte, sich für eine kurze Weile seiner Amtsbürde zu entlasten. In solch einem erzwungenen Urlaub klagt er einmal, wie es ihn betrübe, daß er infolge seiner Schwäche nicht allen Anforderungen seines Amtes gewachsen sei, und versichert seinen Klerikern und dem ganzen Volke von Hippo, daß er sie niemals aus Lust und Laune, sondern stets nur unter dem Druck der Notwendigkeit verlassen habe, Ep. 122, 1. Gleichwohl setzte diese so sorgfältig behütete, schwache Gemeinde der überlegenen Leitung bisweilen störrischen Widerstand entgegen; statt sich mit dem gewohnten, freundlichen Applaudieren zu begnügen, versuchte sie hin und wieder, teils sich erinnernd an altkirchliche Traditionen, teils einem ungestümen Naturell nachgebend, in leidenschaftlichen Kundgebungen dem Bischof ihren Willen aufzuzwingen. Es ist sehr interessant zu beobachten, auf welche Weise ein so bewußter und prinzipieller Hierarch von der geistigen Bedeutung Augustins dem Trotz seiner Gemeinde und ihrem gelegentlich hervorbrechenden, sonst systematisch niedergehaltenen Souveränitätsgelüsten begegnete.

Als Augustin sein Presbyteramt angetreten hatte, fühlte er sich sogleich gedrungen, gegen eine in Afrika noch allgemein herrschende, in Italien an den meisten Orten längst abgestellte Unsitte Front zu machen. Er schrieb einen Brief an Aurelius von Carthago, den er zum Bundesgenossen in dem bevor-

stehenden Kampf zu gewinnen wünschte. Jetzt endlich müsse man die Worte des Apostels zu Herzen nehmen: Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid. Gegen die Unzucht trete die Kirche bereits mit anerkennenswerter Energie auf, indem sie keinen dieser Sünde Schuldigen zu Priesteramt und Sakramentsgemeinschaft zulasse; jetzt sei es Zeit, auch gegen das schändliche Fressen und Saufen vorzugehen, das in den Kirchen zu Ehren der seligen Märtyrer nicht nur an den Festtagen, sondern tagtäglich stattfinde. Möge man immerhin fortfahren, mit solchen, die innerhalb ihrer vier Wände schwelgen und prassen, gemeinsam Christi Leib und Blut zu genießen, obwohl Paulus gebiete, man dürfe nicht einmal mit ihnen essen; aber von den Heiligengräbern, den Sakramentsfeierstätten, den Bethäusern müsse die Schande der Völlerei unbedingt ferngehalten werden. Augustin wünscht, daß ein Konzilsbeschluß den Unfug bekämpfe, oder wenn dies nicht angängig sei, daß Carthago, Afrikas Metropole, unter Führung des Aurelius mit gutem Beispiele vorangehe. Doch möge man den Geist der Sanftmut und Milde walten lassen, nicht hart und rauh, gebieterisch und drohend, sondern durch Belehren und Ermahnen zu wirken suchen. So sei es überhaupt billig, mit der Menge zu verfahren, und Strenge nur den Verfehlungen Einzelner gegenüber am Platze.[1] Oder wenn man doch zu Drohungen greife, so solle man sich darauf beschränken, kummervoll mit der Schrift auf das künftige Gericht hinzuweisen. So werde man erst die Besseren und dann durch deren Einfluß allmählich auch die Masse gewinnen, Ep. 22, 2 – 6.

Was der reformeifrige Presbyter wünschte, geschah. Unter dem Vorsitze des Aurelius fand im Jahre 393 in Hippo ein Konzil statt, welches den Geistlichen die Teilnahme an Gelagen in der Kirche untersagte und bestimmte, daß auch

[1] Das ist ein Grundsatz, der zu denken gibt. Er ist ohne Frage weltklug, praktisch und bequem, und die Kirche hat meist nach ihm gehandelt. Aber ist er auch tapfer?

das Volk von ihnen möglichst zurückgehalten werden sollte. Ohne die Unterlage eines Konzilsstatuts oder den Vorgang Carthagos hatte Augustin sich nicht getraut, den Kampf zu beginnen, jetzt aber trat er im Einverständnis mit dem alten Valerius, der seinen Presbyter zärtlich liebte, sich selber aber, wie es scheint, in diesem Fall außer Schußweite hielt, gegen den heidnischen Unfug auf. Alsbald entstand im Volke ein Sturm der Entrüstung; man rief, es sei nicht zu ertragen, daß jetzt Feier und Freude verboten werden solle. Aber Augustin war entschlossen, nicht zurückzuweichen. Es traf sich, daß an einem der nächsten Tage in der Kirche der Spruch Mt. 7, 6 verlesen wurde: „Ihr sollt das Heilige nicht den Hunden geben und die Perlen nicht vor die Säue werfen"; so hielt er, wie er dem teilnehmenden Alypius berichtet, im Anschluß an diesen Text eine fulminante Predigt über die Hunde und die Schweine, die Hunde, welche hartnäckig gegen Gottes Befehle bellen, und die Schweine, welche unreinen, fleischlichen Begierden ergeben sind, Alles mit der Spitze gegen die Schlemmer und Säufer an heiliger Stätte. Diese Predigt wurde zwar von den wenigen anwesenden Zuhörern beifällig aufgenommen, stieß aber, als man sie draußen glossierte, auf heftigen Widerspruch. Da beschloß Augustin, an dem bevorstehenden Quadragesimatage einen entscheidenden Schlag zu tun. In sorgfältiger Vorbereitung legte er sich alle verwendbaren Schriftstellen zurecht und ließ, als der Festtag angebrochen war, auf die im Gotteshause zusammengeströmte Menge ein Hagelwetter von Bibelzitaten und Redegüssen niederbrausen. Er begann mit der Geschichte von der Tempelreinigung und bemerkte dazu, weit ärger als das Kaufen und Verkaufen im Tempel, das doch wenigstens auf dem Markte unanstößig, sei das schon an und für sich verwerfliche unmäßige Schwelgen und Trinken im Gotteshause. Wenn schon durch Ersteres, so mache man es erst recht durch Letzteres zur Mördergrube. Er ging über zu der Erzählung vom goldenen Kalbe und gab zu

bedenken, daß nach der Schrift das fleischliche Volk der Juden nur ein einziges Mal und zwar vor einem Götzenbilde ein trunkenes religiöses Gelage gefeiert, worauf Moses im Grimm die steinernen Gesetzestafeln zerbrochen habe. Sollte es jetzt nicht möglich sein, dem Volke des neuen Bundes bei so vielfach wiederholter Entweihung des Heiligtums die Herzen zu zerbrechen? Darauf hielt er der Menge mehrere Sprüche aus den Briefen Pauli vor, die er gleichfalls deutlich kommentierte, und raffte endlich, nachdem er die Schrift beiseite gelegt, alle Kräfte zusammen zu einer herzerschütternden freien Ansprache. Er stellte den Hörern die große Seelengefahr vor Augen, in welcher Herde und Hirte sich befänden, beschwor sie bei der Niedrigkeit, der Schmach, den Backenstreichen, dem bespieenen, dornengekrönten Haupte, dem Kreuze und Blute des Heilandes, sie möchten, wenn ihnen am eignen Heil so wenig gelegen sei, doch Mitleid mit ihm, dem Redner, haben. Er erinnerte sie, ganz persönlich werdend, an die unaussprechliche Liebe, die der greise Valerius gegen ihn hege, der ihm das schwere, verantwortungsreiche Predigtamt übertragen und oft ausgesprochen habe, daß durch Augustins Ankunft seine Gebete erfüllt seien. Zum Schlusse, schon beinahe weinend, rief er, er verlasse sich auf Gottes Barmherzigkeit, der gesagt habe, er werde seine Söhne, wenn sie sein Gebot mißachteten, heimsuchen mit Ruten- und Geißelschlägen, aber nicht ganz verstoßen (Ps. 89, 31 ff). Darauf brach die versammelte Menge in Schluchzen aus, und auch des Predigers Tränen flossen reichlich. Von guter Hoffnung beseelt, konnte er den Gottesdienst schließen.

Der folgende Tag, an welchem das Fest des Märtyrers Leontius gefeiert wurde, mußte die Krisis bringen. Beim Morgengrauen wurde gemeldet, daß einige Leute noch immer murrten, warum denn jetzt verboten sein solle, was bislang stets erlaubt gewesen. Augustin sagte sich darauf, daß er die am vorigen Tage gemachten Anstrengungen nicht überbieten konnte — alle Redepfeile waren verschossen —,

und faßte den Entschluß, wenn er in der Kirche auf Widerspruch stoßen würde, den Spruch Hes. 33, 9 zu verlesen, seine Kleider zu schütteln und wegzugehen.[1] Doch seine Befürchtungen trafen nicht ein. Jene immer noch unzufriedenen Gemüter zogen es vor nachzugeben, kamen vor Beginn des Gottesdienstes persönlich zu Augustin und ließen sich von ihm durch einige freundliche Worte umstimmen. Der siegreiche Presbyter aber ging in der Kirche noch einmal in ruhigen, sachlichen Ausführungen auf das strittige Thema ein. Denen, welche gegen die Neuerung protestierten und sagten: „Warum denn jetzt?“ konnte er ebenso kurz wie wahr erwidern: „Jetzt endlich“! Einst, als nach Beendigung der Christenverfolgungen die Heiden massenhaft in die Kirche strömten, sagte er, habe man ein Auge zudrücken müssen. Denn die an die ausgelassenen kultischen Feiern gewöhnte Menge sei damals noch nicht imstande gewesen, auf diese allzufest eingewurzelten Vergnügungen zu verzichten. So habe man sich zunächst damit begnügt, das Sakrileg des Götzendienstes zu beseitigen, und die götzendienerischen Lustbarkeiten in Feste zu Ehren der Heiligen umgewandelt. Jetzt aber, wo das Christentum unbestritten herrsche, sei es an der Zeit, ganz nach dem Willen Christi zu leben. Die überseeische Christenheit sei längst mit gutem Beispiel vorangegangen, soweit jene Unsitte überhaupt geherrscht habe, und wenn auch in der Basilika des heiligen Petrus die Reform noch nicht durchgedrungen sein möge, so solle man sich nicht nach der seinem Namen geweihten Kirche, sondern nach seinem Briefe richten, in welchem er Zuchtlosigkeit und Schwelgerei strafe.

---

[1]) Ich glaube nicht, daß Augustin mit diesen Worten seines Briefes an Alypius andeuten will, er würde eventuell sein Amt niedergelegt und Hippo verlassen haben. Das hätte er deutlicher aussprechen müssen. Er würde vielmehr lediglich die Kirche verlassen und sich damit für besiegt erklärt haben. Ein energischerer Charakter hätte in diesem Fall wahrscheinlich die Vertrauensfrage gestellt.

Am Nachmittage des kritischen Tages lief eine noch größere Menge im Gotteshause zusammen, aber Niemand machte den Versuch, dem Willen des Priesters zu opponieren. Vielmehr wechselten Psalmengesang und Schriftvorlesung in friedlicher Aufeinanderfolge. Noch einmal nahm Augustin auf Ersuchen des Bischofs das Wort, und da gerade aus der benachbarten donatistischen Basilika das Geschrei der poku-lierenden Häretiker herübertönte, bemerkte er, daß des Tages Schönheit um so heller leuchte, wenn man mit ihm die Nacht vergleiche, daß die weiße Farbe um so erfreulicher wirke, wenn man die schwarze daneben halte. So würde man die gegenwärtige geistliche Feier vielleicht weniger genießen, wenn man nicht von drüben den fleischlichen Spektakel vernähme. Man möge auch ferner nach geistlichen Mahlzeiten trachten, nachdem man einmal geschmeckt, wie freundlich der Herr sei. Bis zum Dunkelwerden blieb die große Schar Andächtiger betend und singend in der Kirche, und Augustin konnte sich rühmen, seine Gemeinde von einer Ärgernis erregenden Unsitte befreit zu haben. Ep. 29.

Man muß anerkennen, daß er die Sache mit Geschick angegriffen hat. Erst mußte ein Konzil den Boden bereiten, das vermutlich auf sein Betreiben in Hippo selbst abgehalten wurde. Darauf begann er in Predigten auf das Volk einzuwirken. Natürlich hatte er sich auf anfängliches Sträuben gefaßt gemacht, und es war ein feiner Schachzug, daß er ausgerechnet am Tage vor einer großen Heiligenfeier seinen Hauptschlag führte. Das von dem Redesturm, dem Pathos und den Tränen des Presbyters, auf den sie Alle stolz waren, erschütterte Volk vermochte nicht tags darauf in alter Unbefangenheit zu Ehren des Heiligen zu schmausen und zu zechen. Zögernd, ungewiß, was nun geschehen solle, versammelte man sich in der Kirche, und Augustin wußte das heiße Eisen zu schmieden. Er vollendete das Werk, indem er freundlich Lobsprüche austeilte und in der soeben noch mit Hunden und Schweinen ver-

endlich das kluge, friedliebende Entgegenkommen, das er dem Severus durch Rücksendung des jungen Subdiakonen bewies, wodurch er den zürnenden Freund, in dessen Hand er vertrauensvoll die letzte Entscheidung legte, entwaffnete und überwand. So hat denn das vorübergehende Mißverständnis der Freundschaft der beiden Männer keinen Eintrag getan, und einige Jahre später schrieb Severus jenen liebeglühenden Brief, welchen wir bereits kennen. Timotheus aber, „unser liebster Sohn und Mitdiakon", vermittelt gelegentlich den Verkehr der beiden Freunde, Ep. 110, 1.

Übrigens schweifte das wachsame Auge unsers Heiligen auch in die Nachbardiözesen hinüber. Mehr als einmal hat er das Verhalten katholischer Kollegen gerügt. Seine Briefsammlung lehrt uns besonders zwei Fälle kennen. Auxilius, ein noch jugendlicher Bischof, hatte einen gewissen Classicianus, als dieser seiner Meinung nach das kirchliche Asylrecht verletzte, ohne weiteres samt seinem ganzen Hause in den Bann getan. Der Betroffene wandte sich klagend an Augustin und versicherte, daß er die in die Kirche des Auxilius geflüchteten Leute, die sich eines Meineides schuldig gemacht hatten, durchaus nicht mit Gewalt abgeführt, sondern überredet habe, sich freiwillig dem Richter zu stellen. Der greise Bischof von Hippo stellt darauf den Amtsbruder in einem ebenso ernsten wie vorsichtigen und die Würde des episkopalen Amtes selbst bei einem offenbar noch unreifen Amtsträger respektierenden Schreiben zur Rede. Gesetzt, Auxilius, sagt er, habe mit Recht gegen jenen Classicianus den Bannstrahl geschleudert, so hätte er doch schwerlich über die unschuldigen Angehörigen und die Dienerschaft die gleiche Strafe verhängen dürfen. Oder sollte er sich auf besondere, Augustin unbekannt gebliebene Schriftstellen oder Traditionen berufen können? Dann möge er seine Begründung mitteilen, Augustin, der selbst niemals gewagt habe, in ähnlicher Weise vorzugehen, sei gern bereit, von dem Jüngeren zu lernen. Aber ist es nicht ein schrecklicher Gedanke, gibt er weiter zu bedenken, daß

möglicherweise ein infolge der Exkommunikation ungetauft sterbendes Kind in die Verdammnis wandern muß? Kann Auxilius die Verantwortung tragen? Endlich, sollte nicht überhaupt der Bannspruch aus ungerechter, jähzorniger Aufwallung entsprungen sein? Ihm, Augustin, wolle das so scheinen, und der Kollege möge bedenken, daß auch der Bischof ein Mensch sei und menschlichen Leidenschaften unterliege. In dem Fall möge er das Urteil widerrufen und die Hand zum Frieden reichen.

Dem Classicianus aber schreibt Augustin, er werde demnächst in dieser Sache einen Konzilsbeschluß herbeiführen und sich, wenn erforderlich, auch an den apostolischen Stuhl wenden, um festzustellen, ob wegen der Sünde eines Einzelnen dessen ganzes Haus mit dem Bann belegt werden dürfe, und ob man nicht meineidigen Leuten das kirchliche Asyl zu versagen verpflichtet sei. Übrigens möge er überzeugt sein, daß ein ungerechter Bann zwar dem, der ihn verhängt habe, schade, aber nicht Demjenigen, welcher darunter leide, da allein der heilige Geist binde und löse. Ep. 251 nebst Anhang.

Ein andermal wandte Augustin sich mit der heilsamen Schärfe der Liebe (salubris mordacitas caritatis) gegen den Bischof Paulus, den er einst durch das Evangelium gezeugt, und der, nachdem er erst der katholischen Kirche viele Leute zugeführt, nun eine noch größere Anzahl durch sein verschwenderisches, weltliches Leben und durch seine einem Bischof nicht zustehenden Beschäftigungen (vielleicht trieb Paulus Handelsgeschäfte, lieh Geld auf Zinsen usw.) an der Kirche irre machte. Augustin kann die Klagen, die auch zu seinen Ohren dringen, nicht mehr anhören, und da Paulus seinen Mahnungen nicht Folge geben will, bricht er kurzerhand die Kirchengemeinschaft mit ihm ab und läßt sich durch die Bitten des bestürzten, aber Satisfaktion verweigernden Amtsgenossen nicht von seinem schroffen Vorgehen abbringen. Ep. 85.

In den zuletzt besprochenen Briefen lernen wir übrigens

den Bischof von Hippo nicht nur als Ankläger und Richter, sondern zugleich als Patron der kirchlichen Ordnung kennen. Als solcher tritt er uns in seinem Briefwechsel auch sonst mehrfach entgegen. So warnt er bei Gelegenheit eindringlich davor, durch Zänkereien um allerlei nicht überall gleiche, weder durch die heilige Schrift noch durch die Tradition festgelegte Riten und Gebräuche, z. B. das Fasten am Sabbath, den Frieden der Kirche zu stören. Seine in diesem Punkte liberale Anschauung, die er einst von Ambrosius gelernt, ist, daß man gut tue, sich ohne Widerspruch der an jedem Orte herrschenden Gewohnheit anzuschließen, Ep. 36. 54. In Ep. 59 erklärt er dem Bischof Victorinus, der auf den Primat von Numidien Anspruch machte, er werde nicht zu einem von diesem berufenen Konzil erscheinen; denn erstens passe es ihm sowieso schlecht, zweitens und vor allem sei das Einladungsschreiben aus mehreren Gründen zu beanstanden. Denn Victorinus habe auch die Mauretanischen Bischöfe geladen, was nicht ihm, sondern dem dortigen Primas zustehe; er habe ferner den Namen Augustins schon an dritter Stelle genannt, obwohl mancher Andere vor ihm den Altersvorrang besitze — „das muß die Andern beleidigen und Mißgunst erwecken" —; und endlich müsse der Adressat sich zunächst einmal mit dem alten Xantippus, der in dem Schreiben gar nicht erwähnt sei, über den Primat von Numidien auseinandersetzen. Ein andermal warnt er den Aurelius von Carthago, er möge nicht entlaufene Mönche zu Klerikern ordinieren, damit nicht das Volk anfange zu spotten: „Ein schlechter Mönch, aber ein guter Geistlicher," während im Gegenteil nicht einmal ein guter Mönch immer zum Geistlichen tauge, und er hilft einen diesbezüglichen Konzilsbeschluß herbeiführen, Ep. 60. Bemerkenswert ist es auch, daß er sich weigert, einen gewissen Presbyter einer fremden Diözese, mit dem Aurelius die Kirchengemeinschaft abgebrochen hatte, in Hippo zum Abendmahl zuzulassen; daß er denselben ersucht, einen gefaßten Konzilsbeschluß respektierend, keine außer-

kanoniſchen Schriften in der Gemeinde verleſen zu laſſen; daß er es ablehnt, an eine ihm fremde Gemeinde einen Brief zu ſenden, es müßte denn ein Antwortſchreiben ſein; daß er ſich über einen vom Konzil abgeſetzten Biſchof entrüſtet, der ſich mit Hilfe der weltlichen Gewalt ſeiner widerwilligen Gemeinde aufdrängen will, Ep. 64. Den letzten Beweis ſeiner Ordnungs- und Friedensliebe gab Auguſtin kurz vor ſeinem Tode. Damit nach ſeinem Abſcheiden über die Wahl des Nachfolgers nicht auch in Hippo ſich die Wirren erheben möchten, die er in anderen Gemeinden bei ſolcher Gelegenheit nicht ſelten zu ſeiner Betrübnis beobachtet hatte, ernannte er noch zu Lebzeiten unter Akklamation des Volkes einen zuverläſſigen Nachfolger, den er jedoch, einer ihm früher unbekannt geweſenen Beſtimmung des Nicaenums folgend, nicht etwa, wie der alte Valerius es mit ihm ſelber gemacht hatte, gleich zu ſeinem Mitbiſchof weihte. Ep. 213; vgl. auch Ep. 69.

Auguſtin bindet ſich, wie wir ſehen, aufs ſtrengſte an die Konzilsbeſchlüſſe, und nichts liegt ihm ferner, als ſich eigenmächtig und rechthaberiſch vorzudrängen. Er iſt kein Feind der Würden und Autoritäten. Mit welcher Ehrerbietung behandelt er den Primas von Afrika, ſeinen Freund Aurelius! Nicht daß er ihm gegenüber ſeine Selbſtändigkeit irgendwie preisgäbe — er iſt es vielmehr, der in der Regel den Älteren berät und beeinflußt —, doch legt er ihm gelegentlich ſtrittige Fragen, mögen ſie ihm auch ſelbſt bereits ſpruchreif ſcheinen, zur Entſcheidung vor, Ep. 64, 3. Ebenſowenig hat er die oberhirtliche Gewalt, die kirchliche Souveränitätsſtellung des römiſchen Biſchofs angefochten. Daß er das Votum Roms in Fragen der kirchlichen Disziplin als ausſchlaggebend betrachtete, iſt uns ſchon entgegengetreten, vgl. Ep. 209. 251 Anh. Daß er den römiſchen Biſchof auch für berufen hielt, das autoritative letzte und entſcheidende Wort in Lehrkontroverſen zu ſprechen, zeigte ſich im pelagianiſchen Streit. Die Devotion, mit welcher er in Ep. 177, 19 gemeinſchaftlich mit Aurelius und einigen anderen Biſchöfen

zum Papſte Innocenz ſpricht, kann kaum noch überboten werden. „Verzeihen möge deines Herzens ſüße Milde, daß wir einen längeren Brief geſchrieben haben, als dir vielleicht angenehm iſt. Wir haben nicht die Abſicht, mit unſerem Wäſſerlein deinen ſprudelnden Quell zu ſpeiſen, ſondern wir möchten uns bloß gern von dir beſtätigen laſſen, daß beide, wenn auch noch ſo verſchieden an Waſſerfülle, demſelben Brunnen entſpringen.“

Als ein Hüter der Ordnung und des Friedens hat Auguſtin nicht nur unter den Klerikern, ſondern auch unter den von ihm ſo eifrig protektionierten Mönchen gewaltet. Sie haben ihm keineswegs eitel Freude gemacht. Es kam vor, daß ihrer Einige auf unerlaubte Weiſe aus ſeinem Kloſter entwichen, Ep. 60. Aus dem Kloſter zu Hippo gingen neben manchen tüchtigen Biſchöfen und Presbytern ſo gefährliche und verdächtige Charaktere hervor wie jener Antonius von Fuſſala und der weit ſchamloſere Spes. Mit einem Seitenblick auf den Letztgenannten bemerkt Auguſtin, er habe kaum beſſere Menſchen gefunden als nach ſittlichem Fortſchritt ſtrebende Mönche; andrerſeits ſeien die in den Klöſtern gefallenen Mönche auch die ſchlechteſten Menſchen, die er irgend kennen gelernt habe, Ep. 78, 9, eine ſicherlich intereſſante Beobachtung. Er weiß, daß man auch die frommen Mönche vor Trägheit und Hochmut warnen muß, Ep. 48, 2.

Auch die von Auguſtin im Übrigen wegen ihrer keuſchen Liebe und ihres heiligen Wandels hochgeprieſenen Nonnen des Kloſters, dem anfänglich ſeine Schweſter als Oberin vorſtand, haben ihm einmal Verdruß gemacht, indem ſie ſich im Jahre 423 gegen ihre Vorſteherin, die Nachfolgerin der Schweſter Auguſtins, auflehnten und lärmend ihre Abſetzung forderten. Ob ſie irgendwelche begründete Beſchwerden vorbrachten, wiſſen wir nicht. Auguſtin verwies ſie in einem ſtrengen Schreiben zur Ruhe und nahm die Vorſteherin, unter deren Leitung das Kloſter herangeblüht war, in ſeinen biſchöflichen Schutz. Die Nonnen hatten ihn gebeten, perſönlich zu

kommen, um den Streit zu schlichten; das lehnt er ab. Wohl will er daheim in der Stille sein Herz vor Gott ausschütten im weinenden Gebet. Aber er fürchtet, daß seine Anwesenheit, statt den Sturm zu beschwichtigen, ihn nur noch vergrößern möchte, da er entschlossen ist, den Nonnen unter keinen Umständen ihren Willen zu tun. Um nicht in Traurigkeit zu ihnen kommen zu müssen, greift er, eingedenk des Paulus und der Korinther, zur Feder, Ep. 211, 1—4. Augustin tritt auch hier, wie wir sehen, unbedingt ein für Ordnung und Autorität; die unruhigen revoltierenden Geister sind von vornherein im Unrecht. Wir merken auch, daß er von der Wirksamkeit seines persönlichen Eingreifens keine sonderliche Meinung hat.

Mehr noch als die Fürsorge für Klerus und Mönchtum lag dem pflichtbewußten Bischof natürlich sein geistlicher Hirtenberuf am Herzen, die schwere Aufgabe, die ihm anvertraute Gemeinde zu schützen und zu mehren, zu erziehen und zu leiten; ohne sie wollte er, wie er einmal in einer Predigt sagte, nicht selig werden. Wie er sich bemühte, den ersten Teil dieser Aufgabe zu erfüllen, werden wir in einem besonderen Kapitel betrachten, hier soll an einigen Beispielen anschaulich gemacht werden, wie er es angriff, das katholische Volk von Hippo seelsorgerlich zu beeinflussen und autoritativ zu leiten, und welchen Erfolg er dabei hatte. Augustin besaß, wie wohl alle, jedenfalls die meisten Bischöfe seiner Zeit ein ausgeprägtes Hirtenbewußtsein. Ebensowenig wie seine Amtsbrüder dachte er daran, die Massen zur sittlichen und religiösen Selbständigkeit zu erziehen. Eine Herde, die sich willig vom Priesterhirten leiten ließ, war mindestens seit Cyprian das Gemeindeideal eines katholischen Bischofs. Von der geistigen Unmündigkeit und Leitungsbedürftigkeit seiner Gemeinde ist der Bischof von Hippo sehr durchdrungen. Einmal schreibt er von ihr, sie sei zum allergrößten Teil so schwach, daß die geringste Prüfung ihr gefährlich werden müsse. Eine kürzlich von ihm unternommene Reise habe bedenkliches

Ärgernis und Unruhe verursacht. Zeitweilig gab es auch, wie er in demselben Briefe erwähnt, in Hippo ausgesprochene Feinde Augustins, die unter seinen Freunden mit Verleumdungen hausieren gingen, Ep. 124, 2; vgl. Ep. 78, 6. Weil er das wußte, entschloß er sich nur ungern, seinen bischöflichen Sprengel zu verlassen. Es geschah nur, wenn ihn die Not und Gefahr der Kirche trieb, mit befreundeten Amtsbrüdern Rücksprache zu nehmen, wenn er auf den Konzilien durch Geist und Wort glaubte nützen zu können, oder wenn (was vielleicht nur ein einziges Mal vorgekommen ist) körperliche Erschöpfung ihn, den stets schwächlichen Mann, (vgl. Ep. 151, 13) nötigte, sich für eine kurze Weile seiner Amtsbürde zu entlasten. In solch einem erzwungenen Urlaub klagt er einmal, wie es ihn betrübe, daß er infolge seiner Schwäche nicht allen Anforderungen seines Amtes gewachsen sei, und versichert seinen Klerikern und dem ganzen Volke von Hippo, daß er sie niemals aus Lust und Laune, sondern stets nur unter dem Druck der Notwendigkeit verlassen habe, Ep. 122, 1. Gleichwohl setzte diese so sorgfältig behütete, schwache Gemeinde der überlegenen Leitung bisweilen störrischen Widerstand entgegen; statt sich mit dem gewohnten, freundlichen Applaudieren zu begnügen, versuchte sie hin und wieder, teils sich erinnernd an altkirchliche Traditionen, teils einem ungestümen Naturell nachgebend, in leidenschaftlichen Kundgebungen dem Bischof ihren Willen aufzuzwingen. Es ist sehr interessant zu beobachten, auf welche Weise ein so bewußter und prinzipieller Hierarch von der geistigen Bedeutung Augustins dem Trotz seiner Gemeinde und ihrem gelegentlich hervorbrechenden, sonst systematisch niedergehaltenen Souveränitätsgelüsten begegnete.

Als Augustin sein Presbyteramt angetreten hatte, fühlte er sich sogleich gedrungen, gegen eine in Afrika noch allgemein herrschende, in Italien an den meisten Orten längst abgestellte Unsitte Front zu machen. Er schrieb einen Brief an Aurelius von Carthago, den er zum Bundesgenossen in dem bevor-

stehenden Kampf zu gewinnen wünschte. Jetzt endlich müsse man die Worte des Apostels zu Herzen nehmen: Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid. Gegen die Unzucht trete die Kirche bereits mit anerkennenswerter Energie auf, indem sie keinen dieser Sünde Schuldigen zu Priesteramt und Sakramentsgemeinschaft zulasse; jetzt sei es Zeit, auch gegen das schändliche Fressen und Saufen vorzugehen, das in den Kirchen zu Ehren der seligen Märtyrer nicht nur an den Festtagen, sondern tagtäglich stattfinde. Möge man immerhin fortfahren, mit solchen, die innerhalb ihrer vier Wände schwelgen und prassen, gemeinsam Christi Leib und Blut zu genießen, obwohl Paulus gebiete, man dürfe nicht einmal mit ihnen essen; aber von den Heiligengräbern, den Sakramentsfeierstätten, den Bethäusern müsse die Schande der Völlerei unbedingt ferngehalten werden. Augustin wünscht, daß ein Konzilsbeschluß den Unfug bekämpfe, oder wenn dies nicht angängig sei, daß Carthago, Afrikas Metropole, unter Führung des Aurelius mit gutem Beispiele vorangehe. Doch möge man den Geist der Sanftmut und Milde walten lassen, nicht hart und rauh, gebieterisch und drohend, sondern durch Belehren und Ermahnen zu wirken suchen. So sei es überhaupt billig, mit der Menge zu verfahren, und Strenge nur den Verfehlungen Einzelner gegenüber am Platze.[1] Oder wenn man doch zu Drohungen greife, so solle man sich darauf beschränken, kummervoll mit der Schrift auf das künftige Gericht hinzuweisen. So werde man erst die Besseren und dann durch deren Einfluß allmählich auch die Masse gewinnen, Ep. 22, 2 – 6.

Was der reformeifrige Presbyter wünschte, geschah. Unter dem Vorsitze des Aurelius fand im Jahre 393 in Hippo ein Konzil statt, welches den Geistlichen die Teilnahme an Gelagen in der Kirche untersagte und bestimmte, daß auch

[1] Das ist ein Grundsatz, der zu denken gibt. Er ist ohne Frage weltklug, praktisch und bequem, und die Kirche hat meist nach ihm gehandelt. Aber ist er auch tapfer?

das Volk von ihnen möglichst zurückgehalten werden sollte. Ohne die Unterlage eines Konzilsstatuts oder den Vorgang Carthagos hatte Augustin sich nicht getraut, den Kampf zu beginnen, jetzt aber trat er im Einverständnis mit dem alten Valerius, der seinen Presbyter zärtlich liebte, sich selber aber, wie es scheint, in diesem Fall außer Schußweite hielt, gegen den heidnischen Unfug auf. Alsbald entstand im Volke ein Sturm der Entrüstung; man rief, es sei nicht zu ertragen, daß jetzt Feier und Freude verboten werden solle. Aber Augustin war entschlossen, nicht zurückzuweichen. Es traf sich, daß an einem der nächsten Tage in der Kirche der Spruch Mt. 7, 6 verlesen wurde: „Ihr sollt das Heilige nicht den Hunden geben und die Perlen nicht vor die Säue werfen"; so hielt er, wie er dem teilnehmenden Alypius berichtet, im Anschluß an diesen Text eine fulminante Predigt über die Hunde und die Schweine, die Hunde, welche hartnäckig gegen Gottes Befehle bellen, und die Schweine, welche unreinen, fleischlichen Begierden ergeben sind, Alles mit der Spitze gegen die Schlemmer und Säufer an heiliger Stätte. Diese Predigt wurde zwar von den wenigen anwesenden Zuhörern beifällig aufgenommen, stieß aber, als man sie draußen glossierte, auf heftigen Widerspruch. Da beschloß Augustin, an dem bevorstehenden Quadragesimatage einen entscheidenden Schlag zu tun. In sorgfältiger Vorbereitung legte er sich alle verwendbaren Schriftstellen zurecht und ließ, als der Festtag angebrochen war, auf die im Gotteshause zusammengeströmte Menge ein Hagelwetter von Bibelzitaten und Redegüssen niederbrausen. Er begann mit der Geschichte von der Tempelreinigung und bemerkte dazu, weit ärger als das Kaufen und Verkaufen im Tempel, das doch wenigstens auf dem Markte unanstößig, sei das schon an und für sich verwerfliche unmäßige Schwelgen und Trinken im Gotteshause. Wenn schon durch Ersteres, so mache man es erst recht durch Letzteres zur Mördergrube. Er ging über zu der Erzählung vom goldenen Kalbe und gab zu

bedenken, daß nach der Schrift das fleischliche Volk der Juden nur ein einziges Mal und zwar vor einem Götzenbilde ein trunkenes religiöses Gelage gefeiert, worauf Moses im Grimm die steinernen Gesetzestafeln zerbrochen habe. Sollte es jetzt nicht möglich sein, dem Volke des neuen Bundes bei so vielfach wiederholter Entweihung des Heiligtums die Herzen zu zerbrechen? Darauf hielt er der Menge mehrere Sprüche aus den Briefen Pauli vor, die er gleichfalls deutlich kommentierte, und raffte endlich, nachdem er die Schrift beiseite gelegt, alle Kräfte zusammen zu einer herzerschütternden freien Ansprache. Er stellte den Hörern die große Seelengefahr vor Augen, in welcher Herde und Hirte sich befänden, beschwor sie bei der Niedrigkeit, der Schmach, den Backenstreichen, dem bespieenen, dornengekrönten Haupte, dem Kreuze und Blute des Heilandes, sie möchten, wenn ihnen am eignen Heil so wenig gelegen sei, doch Mitleid mit ihm, dem Redner, haben. Er erinnerte sie, ganz persönlich werdend, an die unaussprechliche Liebe, die der greise Valerius gegen ihn hege, der ihm das schwere, verantwortungsreiche Predigtamt übertragen und oft ausgesprochen habe, daß durch Augustins Ankunft seine Gebete erfüllt seien. Zum Schlusse, schon beinahe weinend, rief er, er verlasse sich auf Gottes Barmherzigkeit, der gesagt habe, er werde seine Söhne, wenn sie sein Gebot mißachteten, heimsuchen mit Ruten- und Geißelschlägen, aber nicht ganz verstoßen (Ps. 89, 31 ff). Darauf brach die versammelte Menge in Schluchzen aus, und auch des Predigers Tränen flossen reichlich. Von guter Hoffnung beseelt, konnte er den Gottesdienst schließen.

Der folgende Tag, an welchem das Fest des Märtyrers Leontius gefeiert wurde, mußte die Krisis bringen. Beim Morgengrauen wurde gemeldet, daß einige Leute noch immer murrten, warum denn jetzt verboten sein solle, was bislang stets erlaubt gewesen. Augustin sagte sich darauf, daß er die am vorigen Tage gemachten Anstrengungen nicht überbieten konnte — alle Redepfeile waren verschossen —,

und faßte den Entschluß, wenn er in der Kirche auf Widerspruch stoßen würde, den Spruch Hes. 33, 9 zu verlesen, seine Kleider zu schütteln und wegzugehen.[1] Doch seine Befürchtungen trafen nicht ein. Jene immer noch unzufriedenen Gemüter zogen es vor nachzugeben, kamen vor Beginn des Gottesdienstes persönlich zu Augustin und ließen sich von ihm durch einige freundliche Worte umstimmen. Der siegreiche Presbyter aber ging in der Kirche noch einmal in ruhigen, sachlichen Ausführungen auf das strittige Thema ein. Denen, welche gegen die Neuerung protestierten und sagten: „Warum denn jetzt?" konnte er ebenso kurz wie wahr erwidern: „Jetzt endlich"! Einst, als nach Beendigung der Christenverfolgungen die Heiden massenhaft in die Kirche strömten, sagte er, habe man ein Auge zudrücken müssen. Denn die an die ausgelassenen kultischen Feiern gewöhnte Menge sei damals noch nicht imstande gewesen, auf diese allzufest eingewurzelten Vergnügungen zu verzichten. So habe man sich zunächst damit begnügt, das Sakrileg des Götzendienstes zu beseitigen, und die götzendienerischen Lustbarkeiten in Feste zu Ehren der Heiligen umgewandelt. Jetzt aber, wo das Christentum unbestritten herrsche, sei es an der Zeit, ganz nach dem Willen Christi zu leben. Die überseeische Christenheit sei längst mit gutem Beispiel vorangegangen, soweit jene Unsitte überhaupt geherrscht habe, und wenn auch in der Basilika des heiligen Petrus die Reform noch nicht durchgedrungen sein möge, so solle man sich nicht nach der seinem Namen geweihten Kirche, sondern nach seinem Briefe richten, in welchem er Zuchtlosigkeit und Schwelgerei strafe.

---

[1]) Ich glaube nicht, daß Augustin mit diesen Worten seines Briefes an Alypius andeuten will, er würde eventuell sein Amt niedergelegt und Hippo verlassen haben. Das hätte er deutlicher aussprechen müssen. Er würde vielmehr lediglich die Kirche verlassen und sich damit für besiegt erklärt haben. Ein energischerer Charakter hätte in diesem Fall wahrscheinlich die Vertrauensfrage gestellt.

Am Nachmittage des kritischen Tages lief eine noch größere Menge im Gotteshause zusammen, aber Niemand machte den Versuch, dem Willen des Priesters zu opponieren. Vielmehr wechselten Psalmengesang und Schriftvorlesung in friedlicher Aufeinanderfolge. Noch einmal nahm Augustin auf Ersuchen des Bischofs das Wort, und da gerade aus der benachbarten donatistischen Basilika das Geschrei der poku-lierenden Häretiker herübertönte, bemerkte er, daß des Tages Schönheit um so heller leuchte, wenn man mit ihm die Nacht vergleiche, daß die weiße Farbe um so erfreulicher wirke, wenn man die schwarze daneben halte. So würde man die gegenwärtige geistliche Feier vielleicht weniger genießen, wenn man nicht von drüben den fleischlichen Spektakel vernähme. Man möge auch ferner nach geistlichen Mahlzeiten trachten, nachdem man einmal geschmeckt, wie freundlich der Herr sei. Bis zum Dunkelwerden blieb die große Schar Andächtiger betend und singend in der Kirche, und Augustin konnte sich rühmen, seine Gemeinde von einer Ärgernis erregenden Unsitte befreit zu haben. Ep. 29.

Man muß anerkennen, daß er die Sache mit Geschick angegriffen hat. Erst mußte ein Konzil den Boden bereiten, das vermutlich auf sein Betreiben in Hippo selbst abgehalten wurde. Darauf begann er in Predigten auf das Volk einzuwirken. Natürlich hatte er sich auf anfängliches Sträuben gefaßt gemacht, und es war ein feiner Schachzug, daß er ausgerechnet am Tage vor einer großen Heiligenfeier seinen Hauptschlag führte. Das von dem Redesturm, dem Pathos und den Tränen des Presbyters, auf den sie Alle stolz waren, erschütterte Volk vermochte nicht tags darauf in alter Unbefangenheit zu Ehren des Heiligen zu schmausen und zu zechen. Zögernd, ungewiß, was nun geschehen solle, versammelte man sich in der Kirche, und Augustin wußte das heiße Eisen zu schmieden. Er vollendete das Werk, indem er freundlich Lobsprüche austeilte und in der soeben noch mit Hunden und Schweinen ver-

glichenen Menge das Gefühl des Stolzes und der sittlichen Überlegenheit über die harmlos schwärmenden Ketzer erweckte. Eine schwierige Aufgabe hatte er vollbracht, einen entscheidenden Erfolg errungen, eine alteingewurzelte Gewohnheit, an welcher die ebenso träge wie leidenschaftliche Menge hing, im ersten Anlauf zerstört. Doch brachte er dies Kunststück offenbar nicht durch die Wucht einer unwiderstehlich wirkenden Herrschernatur zuwege, nicht durch Zwang, sondern durch Überredung, durch wohlberechnete Rhetorik, Pathos, Gefühlsergüsse. Zudem befand er sich in bemerkenswert günstiger Position. Er war der Angreifer, konnte in Ruhe seinen Feldzugsplan entwerfen; sein Angriff galt ferner einem so offenkundigen Mißstand, daß er von vornherein jedes ruhige Urteil, jedes ernste Gewissen auf seiner Seite haben mußte; und endlich hatte er die ergiebigste Gelegenheit, seine Beredsamkeit spielen zu lassen.

Später sollte sich zeigen, daß er, wenn diese günstigen Umstände nicht vorlagen, der plötzlich ausbrechenden Wildheit des afrikanischen Pöbels gegenübergestellt, nicht der Mann war, die Zügel in fester Hand zu behalten. Im Winter oder Frühling des Jahres 411 empfing Augustin edlen und erwünschten Besuch, das reiche und vornehme junge Ehepaar Pinianus und Melania, in Begleitung des Bischofs von Thagaste, Alypius. Die Ersteren hatten sich, das berühmte Vorbild der Großmutter Melania vor Augen, nach dem frühen Tode ihrer Kinder entschlossen, ihr Leben der Andacht, Enthaltsamkeit und Wohltätigkeit zu widmen. Vor der Zerstörung Roms durch Alarich waren sie mitsamt der hochbetagten Großmutter und der gleichfalls verwitweten und einem asketischen Leben geneigten Mutter Albina über Sizilien nach Afrika geflüchtet, und nachdem die alte Melania, dem Zuge ihres Herzens folgend, nach Jerusalem vorausgefahren, hatten sie den Alypius in Thagaste besucht und nicht unterlassen, der dortigen Gemeinde reichliche Geschenke zu machen. Auch Augustin hätten sie gerne kennen gelernt. Doch sah

sich dieser außer Stande, die Reise nach seiner Geburtsstadt zu unternehmen; denn den Regengüssen des rauhen Winters war seine schwächliche Natur nicht gewachsen, und außerdem waren die Verhältnisse in seiner Gemeinde derartig beunruhigend, daß er nicht wagen durfte, sie zu verlassen. So machte sich das Ehepaar selbst auf den Weg, die Leuchte von Hippo zu sehen, jedoch nicht bevor sich Pinianus von Augustin schriftlich hatte versprechen lassen, daß er ihn nicht wider seinen Willen zum Presbyter weihen, auch nicht zur Übernahme dieses Amtes zu bereden suchen werde. Das Volk von Hippo hatte ja bei Augustins eigener Priesterwahl und vielleicht auch noch bei andern Gelegenheiten bewiesen, daß man gut tat, sich von seinem allzugroßen Liebeseifer in Acht zu nehmen. Dennoch haben Pinianus und Melania ihre Reise zu bereuen gehabt. Was sich in Hippo zutrug, erfahren wir aus den beiden Briefen Augustins, Ep. 125 und 126.

Als der Bischof mit seinen Gästen die Kirche betrat, forderte die zum Gottesdienst versammelte Menge lärmend die Ordination des Pinianus zum Priester. Augustin trat sogleich vor, machte Mitteilung von seinem Versprechen und versicherte, daß er lieber selbst sein Amt niederlegen als wortbrüchig werden wollte. Aber nach einigem Zögern und Beraten hub der Tumult von neuem an, und Abgesandte des Volkes suchten Augustin zu überzeugen, daß er sein Wort nicht brechen werde, wenn er die Ordination nicht selbst vollziehe, sondern dafür einen andern Bischof bestelle. Doch der Bischof weigerte sich, diesen krummen Weg zu beschreiten. Inzwischen nahm der Aufruhr einen gefährlicheren Charakter an, nicht nur Pinianus selbst meinte, es gehe ihm ans Leben, sondern selbst Augustin begann blutige Gewalttat zu fürchten. Auch Alypius wurde Gegenstand der Wut der zügellosen Masse, denn man vermutete, daß er die vornehmen Besucher in Thagaste festzuhalten suche, und zwar um ihres Geldes willen. Die gröblichsten Be-

ſchimpfungen wurden ihm ins Geſicht geſchleudert. Auguſtin war ratlos; einen Augenblick dachte er die Kirche zu verlaſſen, dann wieder entſchloß er ſich zu bleiben, um ſeine Gäſte zu ſchützen, die er nicht wagen durfte, durch den wilden Haufen hindurchzuführen. In dieſer Not und Angſt erklärte ſich Pinianus zu Zugeſtändniſſen bereit. Ohne von Auguſtin beeinflußt zu ſein, erbot er ſich zu ſchwören, er werde in Hippo bleiben, wenn man ihm nicht zwangsweiſe die Bürde des geiſtlichen Amtes auferlege. Nun atmete der Biſchof auf und teilte der Gemeinde das Anerbieten mit. Deren „Betrübnis“ — wie er ſich in ſeinem Briefe etwas euphemiſtiſch ausdrückt — hatte ſogleich ein Ende, ſie erklärte ſich zufriedengeſtellt, doch müſſe Pinianus noch beſchwören, daß er, wenn überhaupt jemals, nirgendwo anders als in Hippo das Prieſtertum übernehmen werde. Der eingeſchüchterte Mann ſagte auch dieſes zu, doch bat er, dem geforderten Eide die Klauſel anhängen zu dürfen, er werde in Hippo bleiben, wofern nicht zwingende Umſtände ſeine Abreiſe nötig machten. Da fing, wie Auguſtin richtig vorausgeſehen, das Toben von neuem an, denn der Argwohn wurde rege. Nun entſchloß ſich der bedrängte Römer, die Klauſel fallen zu laſſen, ein Diakon las den formulierten Eid vor, das Volk rief fröhlich: „Deo gratias“!, und Pinianus ſetzte ſeine Unterſchrift unter das ihm vorgelegte Schriftſtück. Man kann ſich denken, wie ihm zumute war. Der erzwungene Aufenthalt in Hippo erſchien ihm als drohende Verbannung. Tags darauf reiſte er, begleitet von dem gleichfalls ſchwer gekränkten Alypius, nach Thagaſte zurück. Bei Erzählung des Vorgefallenen flammte der Zorn der Mutter Albina heftig auf, ſie machte Auguſtin brieflich die bitterſten Vorwürfe, daß er es nicht verhindert habe, ſie ſchalt auf das Volk von Hippo, das offenbar nur um des Geldes willen den Schwiegerſohn zum Dableiben genötigt habe, und fragte grollend, ob denn Auguſtin oder ſonſt Jemand in Hippo meine, daß man einen erzwungenen Eid

halten müſſe. Endlich ſuchte ſie den Pinianus noch auf die Weiſe loszueiſen, daß ſie an dem Wortlaut ſeines Schwures deutelte und auf allerlei Hintergedanken hinwies, die er bei der Eidesleiſtung gehabt habe. Auch Alypius fühlte ſich gedrungen, ſich wegen der Beſchimpfung, die er in Hippo über ſich ergehen laſſen mußte, zu beſchweren, und auch er war der Meinung, es ſei fraglich, wie man es mit dem gewaltſam abgenommenen Eide zu halten habe. Soweit der Tatbeſtand.

Mit ſeinen Briefen an Alypius und Albina (Ep. 125 f.) beabſichtigt Auguſtin ein Doppeltes. Erſtens ſucht er den Beiden klar zu machen, daß Pinianus unbedingt verpflichtet ſei, den geleiſteten und, wie Auguſtin hinzuzufügen wagt, ihm nicht abgenötigten, ſondern freiwillig angebotenen Eid zu halten und ſo bald wie möglich nach Hippo zurückzukehren. Denn ſelbſt den drohenden Tod vor Augen, ſchreibt er, darf man nicht meineidig werden, ſogar der heidniſche Römer Regulus hat das anerkannt und entſprechend gehandelt. Viel weniger darf ein Chriſt den mindeſten Zweifel hegen. Durchaus unerlaubt iſt es ferner, fährt er fort, wenn man an den Worten des Schwures zu drehen und einen andern Sinn unterzulegen ſucht, oder ſich auf verſteckte Hintergedanken beruft, die man beim Schwören gehegt, aber nicht auszuſprechen für nötig erachtet habe. Man muß ſich vielmehr als gebunden anſehen, den Eid ſo zu erfüllen, wie es der erwartet, vor dem man ihn abgelegt. Wer die Erwartung deſſen, der den Schwur abgenommen hat, täuſcht, wird ſelbſt dann meineidig, wenn er den Wortlaut des Schwures nicht verletzt.

Wer will leugnen, daß Auguſtin ſich mit dieſer ſtrengen Auffaſſung der Eidespflicht im Rechte befindet? Aber mehr als zweifelhaft kann man ſein, ob es ihm gelungen iſt, ſeine Verteidigung, die das Hauptthema der beiden Briefe bildet, mit Erfolg zu führen. Nicht nur ſich ſelbſt, ſondern ſogar das Volk von Hippo ſucht Auguſtin rein zu waſchen.

Offen mißbilligt er nur die gegen Alypius laut gewordenen Schmähungen. Aber mit keinem Worte tadelt er den brutalen Zwang, durch welchen man den Fremdling, den man als Gast hätte ehren sollen, seiner persönlichen Freiheit beraubt hatte.[1] In dem Fall freilich, meint er, würde man dem Volke einen Vorwurf machen müssen, wenn es jenen Eid so aufgefaßt hätte, daß Pinianus nun unter keinen Umständen Hippo vorübergehend verlassen dürfe. Aber — Gott sei Dank — an diese rigorose Auslegung hat man nicht einmal gedacht und Niemand sich über die schnelle Abreise des Römers entrüstet. Ja, es scheint, daß Augustin das Verhalten des Pöbels zu rechtfertigen glaubt, wenn er bemerkt, es habe doch um eines Werkes Gottes willen geschrieen, denn man könne doch nicht leugnen, daß die Priesterweihe ein Werk Gottes sei. Mit großer Entschiedenheit aber weist er den Vorwurf der Albina zurück, daß dem gewalttätigen Vorgehen der Menge nichts als Geldgier zugrunde liege. Das ist ja garnicht möglich, argumentiert er, denn dem Volke kommen die Schenkungen usw. des Pinianus nicht zugute, sondern lediglich der Kirche. Einzig und allein die Weltentsagung des reichen Mannes begeisterte die Leute von Hippo dermaßen, daß sie ihn, wie einst den Augustin selber, nicht von sich lassen wollten. Es war also eine durchaus uneigennützige Begeisterung. Wir müssen diese zuversichtlich vorgetragene Behauptung bezweifeln. Mag das Volk von Hippo einst bei der Priesterwahl Augustins uneigennützig gehandelt haben — wofern man es uneigennützig nennen will, daß man sich unter anderm gewiß auch im Glanze eines berühmten Namens zu sonnen gedachte —,

[1] Augustin scheint für das Anstößige solcher Vergewaltigung kaum ein Gefühl gehabt zu haben. In Ep. 173, 2 bemerkter: „Wie viele werden, damit sie sich zur Übernahme des bischöflichen Amtes bequemen, widerwillig festgehalten, abgeführt, eingeschlossen, bewacht!“ Dagegen findet er nichts zu erinnern, meint er doch durch einen Hinweis auf dies eigenartige Wahlverfahren den gegen die hartnäckigen Donatisten geübten Zwang rechtfertigen zu können.

jenem Tumult, welcher dem reichen Pinianus seinen Angstschwur auspreßte, scheint doch selbstsüchtige Berechnung zugrunde gelegen zu haben. Was Augustin scheinbar zum Lobe der Menge anführt, daß sie sich nicht mit dem bloßen Verbleiben des Pinianus in Hippo begnügen, sondern ihn, wenn nicht sogleich, so doch voraussichtlich später zum Presbyter haben wollte, muß uns stutzig machen. Das Vermögen der Geistlichen fiel der Kirche anheim, das Kirchenvermögen aber diente zum großen Teil der Versorgung der Armen. Augustin selbst gibt zu, daß sich unter den Tumultuanten wohl auch einige Arme und Bettler befanden, welche hofften, daß von dem Überfluß des Reichen etwas für ihren Mangel abfallen möchte — ein, wie er bemerkt, doch nicht unberechtigter Wunsch (!). Aber Augustin bedachte nicht, daß das Volk in dem aufgespeicherten Kirchenvermögen eine Art Versicherung gegen Armut erblicken mußte, ein für viele, zumal für solche, die befürchteten, dereinst unversorgte Witwen und Waisen zurückzulassen, in dieser bösen Zeit jedenfalls sehr wichtiger Punkt. Also konnte das Volk an dem Bestande des Kirchenvermögens nicht uninteressiert sein. Merkwürdig, wenn sie nicht gedacht hätten: Bleibt der Mann in Hippo, so gibt es Schenkungen, Stiftungen usw., und wird er — dahin werden wir ihn wohl noch bringen — Priester, so kommt Alles, was er hat, in den Versicherungsfonds. War Augustin wirklich so naiv, dies nicht zu sehen? Es scheint so, denn er läßt in dem Schreiben an Albina durchblicken, und in dem Briefe an Alypius sagt er's geradezu, daß Albina, wenn sie gegen das Volk den Vorwurf der Geldgier erhebe, in Wirklichkeit nicht das Volk meinen könne, — das wäre ja absurd! — sondern ihn selbst und den Klerus, dem das Geld wirklich zufallen werde. Der Hirt ist in diesem Fall unpraktischer als die Herde.

Damit geht Augustin zur Selbstverteidigung über. Wohlgemerkt, auch wenn er das Volk von Hippo nach Möglichkeit in Schutz nimmt, verteidigt er im Grunde genommen sich

selbst. Denn wenn er das lärmende Vorgehen desselben als durchaus verwerflich hingestellt hätte, müßte er selbst in einem traurigen Lichte dastehen, da er es nicht zu verhindern wußte. Direkt weist er jetzt den gegen ihn, wie er annimmt, versteckt erhobenen Vorwurf der Habgier zurück, indem er feierlich schwört, daß er am liebsten mit Geld und Geldgeschäften gar nichts zu tun hätte. Ferner legt er dar, daß er die dem Pinianus gemachte Zusage peinlich genau gehalten habe. Wir bezweifeln das nicht, müssen aber hinzufügen, nur zu genau. Nicht ohne Grund behauptet der sonst so milde Bindemann in seiner Augustin-Biographie, Augustins treffliche Bemerkung, daß die wahrhafte Erfüllung eines Schwures nicht allein nach seinem Wortlaut, sondern auch nach dem Sinn zu beurteilen sei, falle auf ihn selbst zurück. Denn er hatte zwar dem Pinianus nur versprochen, daß er ihn nicht wider Willen zum Presbyter weihen, auch ihm nicht zureden werde, das Amt zu übernehmen. Aber als der Römer sich dies Versprechen geben ließ, war er ohne Zweifel der Meinung, nun eine Garantie zu besitzen, daß man ihn auf keine Weise durch Zwang in Hippo festhalten könne, daß er unter dem Schutze des Bischofs vor jeder Vergewaltigung sicher sei. Auf diesen Glauben seines Gastes nahm Augustin keine Rücksicht, sondern begnügte sich damit, sein Versprechen dem Wortlaut gemäß einzulösen. Zu etwas Weiterem hielt er sich nicht für verpflichtet.

Ein andrer Vorwurf, den wir gegen Augustin erheben müssen, ist der, daß er das Unwürdige der Situation nicht tief genug empfand. Auch ohne durch ein Versprechen gebunden zu sein, hätte er diesen Gewaltauftritt um jeden Preis zu hindern suchen müssen; handelte es sich doch in diesem Fall nicht nur um eine jener nicht seltenen Zwangswahlen, sondern auch um eine grobe Verletzung des Gastrechts. Mag sein, daß er in der aufgeregten Stunde das Gefühl dafür verlor, was man zwar nicht ganz entschuldigen,

aber verstehen kann; soviel mußte ihm doch klar sein, daß hier ein zucht- und zügelloser Volkswille sich über seine bischöfliche Autorität hinwegzusetzen drohte. In diesem Augenblicke nachgiebig, unentschlossen, untätig sein, hieß das nicht sein episkopales Ansehen in Frage stellen? Warum, fragen wir, hielt er der Menge nicht eine wuchtige Rede? Er hatte doch die Macht seiner Beredsamkeit mehr als einmal erprobt. Warum, wenn er keinen andern Ausweg sah, drohte er nicht kurz und bündig, sein Amt niederzulegen, falls man nicht vom Lärmen ablasse? Die Drohung wäre am Platze gewesen und würde vermutlich gewirkt haben.

Es ist klar, Augustin hat in dieser drangvollen Lage sowohl dem Gaste gegenüber seine Pflicht nicht erfüllt, als auch beim spontanen Aufbrausen des Pöbelwillens seine bischöfliche Autorität nicht aufrecht zu erhalten vermocht, ja nicht einmal ernstlich versucht, es zu tun. Wir lernen den großen Bischof hier am besten in seiner Schwäche kennen. Offenbar überraschte ihn der Ausbruch der Volksleidenschaft. Er konnte sich nicht schnell genug fassen, diesmal war nicht er der Angreifer. Er selbst sagt, daß das schreckliche und anhaltende Geschrei ihn unsicher und unentschlossen gemacht habe. In all der Aufregung, dem anfänglichen fruchtlosen Hin und Her der Verhandlungen, meldete sich auch seine körperliche Hinfälligkeit.[1] Ein charakteristischer kleiner Zug verrät uns noch besonders deutlich, wie sehr es Augustin in dieser bösen Stunde an ruhiger Energie mangelte. Nachdem Pinianus die Eidesformel unterschrieben hatte, bat das Volk, auch Augustin möge seine Unterschrift hinzufügen. Dieser griff bereitwillig zur Feder und hatte schon angesetzt, als die Gattin des Römers widersprach. Der Bischof wußte nicht recht, was dieser Protest bezweckte, doch gab er dem Verlangen der jungen Melania nach, und so blieb auf dem merkwürdigen Dokument Augustins Unterschrift unvollständig, Ep. 126, 5.

[1] Vgl. Ep. 126, 5 „cum lassitudinem excusarem."

Es ist noch zu erwähnen, daß allem Anschein nach Pinianus trotz seines Eides nicht wieder nach Hippo zurückgekehrt ist. Wie er sich mit dem Schwure abgefunden hat, wissen wir nicht. Möglicherweise — dies wäre die erfreulichste Lösung gewesen — hat Augustin das Volk noch beredet, den sich Sträubenden von seinem Schwur zu entbinden, wofür sich dieser erkenntlich gezeigt haben dürfte. Ein derartiges friedliches Ende des Konfliktes ist wahrscheinlich. Denn mit einem Meineidigen würde der Bischof von Hippo schwerlich freundschaftliche Beziehungen unterhalten haben. Etwa acht Jahre später aber haben Albina, Pinianus und Melania ihm durch Hieronymus die besten Grüße übermittelt, Ep. 202, 2.

Ob das Volk von Hippo noch öfter in ähnlicher Weise dem Bischof seine Macht hat fühlen lassen, ist uns nicht bekannt. Im allgemeinen scheint die Herde doch gutwillig und folgsam und ihres berühmten Hirten froh gewesen zu sein. Sie bestand vermutlich zum allergrößten Teil aus unselbständigen, momentan hitzigen, aber im allgemeinen gutmütigen Elementen. Mit andauernder Opposition hat Augustin niemals zu kämpfen gehabt. Solch ein Kampf würde ihm, wie wir nach dem Bisherigen annehmen dürfen, sehr schwer geworden sein und ihn wohl zur baldigen Abdankung veranlaßt haben. In der Regel fand er für seine Predigt geneigte Ohren, selbst wenn er sich genötigt sah, zu schelten und zu strafen, und an die Bereitschaft zur Mildtätigkeit appellierte er kaum einmal vergebens. Schließlich hat er sich doch recht gut mit seiner Gemeinde eingelebt und ihr in schwerster Zeit Treue gehalten. Als die Sturmflut der Vandalen über Afrika hereinbrach und die Blüte der dortigen, endlich nach schweren Kämpfen geeinigten Kirche für immer vernichtete, stand er, ein müder Greis, fest auf seinem Posten. Dafür besitzen wir einen urkundlichen Beleg in einem an den Bischof Honoratus gerichteten Schreiben aus dem Jahre 429, Ep. 228.

Honoratus hatte bei Augustin angefragt, ob nicht die

Geiſtlichen, ſpeziell die Biſchöfe, auf Grund des Herrenwortes Mt. 10, 23: „Wenn ſie euch in einer Stadt verfolgen, ſo fliehet in eine andere“ ſich der Wut häretiſcher Barbaren durch die Flucht entziehen müßten, hatte auch hinzugefügt, er begreife nicht, welchen Nutzen es bringen könne, wenn der Prieſter, unfähig zu helfen, alle Greuel mitanſehe. Man kann Zweifel hegen, ob den Mann wirkliche Gewiſſensbedenken zu der Frage trieben. Auguſtin nimmt es an und gibt ſeinem Kollegen einen ebenſo wohlerwogenen, wie warmherzigen und tapferen Beſcheid. Allerdings iſt Chriſtus, ſagt er, auf den Armen ſeiner Eltern nach Ägypten geflohen, aber wohlgemerkt, ehe er ſeine Kirche gründete; ebenſo willigte Paulus ein, daß man ihn im Korbe von der Stadtmauer herablaſſe, aber zu einer Zeit, als die Verfolgung bloß ihm perſönlich galt, und an einem Orte, dem die geiſtliche Verſorgung durch andere Brüder nicht fehlte. Unter gleichen Umſtänden entwich der ehrwürdige Athanaſius aus Alexandrien. Jetzt aber, fährt Auguſtin fort, bricht eine allgemeine Drangſal ſo gut über die katholiſchen Laien wie über die Geiſtlichen herein, da kann es dem Klerus unmöglich erlaubt ſein, das Volk, das ſeiner zum Heil bedarf, das ohne ihn und die von ihm dargereichte geiſtliche Nahrung nicht leben kann, ſondern ſicherem Verderben anheimfällt, im Stich zu laſſen. Bei allgemeiner Flucht braucht ſelbſtverſtändlich der Prieſter nicht zurückzubleiben, ſonſt aber lautet die Loſung, auch wenn ſich Gelegenheit zum Fliehen bietet: Ausharren und das Leben für die Brüder laſſen! Ein Privatmann darf fliehen, wie es ihm beliebt, nicht aber ein Träger des geiſtlichen Amtes, ohne deſſen Ausrichtung Niemand Chriſt werden oder chriſtlich leben kann. Man darf über dem Wort vom Fliehen aus der einen Stadt in die andere doch nicht vergeſſen, was Jeſus vom Mietling ſagte, der, ohne der Schafe zu achten, beim Kommen des Wolfes die Flucht ergreift. Nach Auguſtins Auffaſſung ſind beide Bibelſtellen leicht in Einklang zu bringen.

Sollte aber ein Geiſtlicher, fährt er mahnend fort, nicht

durch Gewissensbedenken, sondern durch Furcht zur Flucht gedrängt werden, so erbitte er sich von Gott die Liebe, welche alle falsche Furcht verscheucht. Durch die Liebe mit seiner Gemeinde verbunden, kümmere er sich überhaupt weniger um Mord und Brand, Folter und Vergewaltigung der Keuschheit, als um die drohenden Gefahren der Seele. Welchen Segen kann er beim Hereinbrechen der äußersten Not stiften durch Zuspruch und Sakramentsausteilung! Wie Mancher wird dann zur Taufe eilen, Buße und Versöhnung suchen! Welch ein Verderben, wenn dann der geistliche Posten verlassen ist, und welch ein Fluch für den Flüchtling! Dürfen die Matrosen, darf vor allem der Steuermann auf dem Rettungsbote das gefährdete Schiff verlassen, während die Passagiere zurückbleiben? Aber könnte man es vielleicht aus dem Grunde der Geistlichkeit zur Pflicht machen zu fliehen, damit dem aus der Verfolgung überbleibendem Volke die geistliche Versorgung nicht fehle? Nein, denn bei dieser unterschiedslosen Drangsal darf man hoffen, daß wenn überhaupt Jemand, so auch mit den Laien einige Priester am Leben bleiben werden. Wenn aber die Verfolgungswut der Feinde sich künftig allein gegen die Geistlichen kehren sollte, wird es den nicht verfolgten Laien wohl möglich sein, ihre Seelenhirten zu verbergen. Oder wenn man es doch für nötig halten sollte, daß ein Teil der Geistlichen, um sich für künftige Zeiten aufzubewahren, entfliehe, o, möchte dann, ruft der alte Bischof aus, ein herrlicher, edler Streit unter den von gleicher Liebe beseelten Dienern Christi anheben! Nach Augustins Vorschlag würde dieser Wettstreit, in welchem ein Jeder seine Hand nach der Märtyrerkrone ausstreckt, am besten durch das Los entschieden werden. Niemand aber darf sich dann für so unentbehrlich und gottbegnadet halten, daß er sich des Bleibens weigert. Natürlich soll der Kleriker nicht durch sein Ausharren die Gemeinde in falsche Sicherheit wiegen und zum Bleiben veranlassen. Er male ihr vielmehr ruhig die drohende Gefahr vor Augen und mache ihr

klar, daß er nicht um seinet-, sondern um ihretwillen seinen Platz nicht verläßt.

Wir ersehen aus diesem Briefe, welch ausgeprägtes kirchliches Amtsbewußtsein Augustin besaß. Mit dem Aufhören der priesterlichen Tätigkeit muß seiner Meinung nach alles religiöse und sittliche Leben zugrunde gehen. Der Klerus leitet das göttliche Lebenswasser unter das Volk, ohne den Priester bleibt der Gemeinde nichts übrig, als geistlich zu verdursten. Möglich, daß Augustins Auffassung für seine Zeit wohlbegründet war. Der Höhe seiner klerikalen Selbsteinschätzung aber, das entnehmen wir weiter aus dem Schreiben an Honoratus, entspricht sein Pflichtgefühl. Mit der ihm eigentümlichen Klarheit und Sicherheit, die ihn selten verließ, erkannte und erfüllte er bis zuletzt die Aufgaben des Berufes, in den man ihn hineingedrängt hatte, und in dem er sich niemals völlig heimisch zu fühlen vermochte.

Andern mag hierbei der Ehrgeiz geholfen haben, ihm half die Liebe. Augustin liebte seine Gemeinde vom geringsten Almosenempfänger bis zum höchsten Beamten. Sehr häufig wendet er in seinen Briefen das Wort Pauli auf sich an: „Wo ist einer schwach, und ich wäre es nicht? Wo hat einer Ärgernis, und es brennt mich nicht?“ Stets hielt er sich gegenwärtig, daß er nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen (non tam praeesse, quam prodesse) berufen war, Ep. 134, 1. Seine stets dienstbereite Liebe dürfen wir nicht vergessen neben der Überlegenheit seines Geistes, der Macht seiner Beredsamkeit und dem Glanze seines Namens, wenn wir die episkopalen Erfolge Augustins verstehen wollen. Es ist keine Frage, daß das Volk ihn wieder liebte und sich darum mit stets wachsender Verehrung seiner Leitung fügte.

IV. Auguſtin als Kämpfer gegen Häreſie und Heidentum.

Ebenſoſehr wie ſein ſeelſorgerlicher Beruf an ſeiner Gemeinde lag dem Biſchof von Hippo die große Aufgabe am Herzen, die Bewohner ſeines Sprengels und ſeines Heimatlandes in einer Kirche und einem Glauben zu vereinigen, eine Aufgabe, zu der ihn nicht nur die Liebe zur Kirche, ſeiner geiſtlichen Mutter, drängen mußte, ſondern in welcher er auch den Tatendurſt, mit dem er in ſein Amt eintrat, aufs beſte befriedigen konnte. Es iſt bekannt, daß er, kaum zum Presbyter ordiniert, ſeinen ſchon früher begonnenen Kampf gegen die Manichäer mit verdoppeltem Eifer und durchſchlagendem Erfolge in Streitſchriften, Predigten und einer ſchneidigen Disputation gegen den Manichäerführer Fortunatus fortſetzte. Doch läßt ſich dieſe Fehde nicht vergleichen mit dem Kampfe, in welchen gleichzeitig einzutreten er ſich gezwungen ſah, dem ſchweren, wechſelvollen, Afrika, Hippo und Auguſtins Herz erſchütternden Kampfe gegen die Donatiſtenpartei.

In Hippo waren die Donatiſten damals, wie es ſcheint, in der Majorität. Neben dem katholiſchen reſidierte ein ſchismatiſcher Biſchof, dicht bei der katholiſchen erhob ſich die donatiſtiſche Baſilika. Das Verhältnis zwiſchen den rivaliſierenden Parteien aber war ein ſehr geſpanntes. Nicht nur die Gemeinde klaffte auseinander, auch das Familienleben war vielfach durch Uneinigkeit im Glauben zerriſſen, mochte man ſich auch hier und da an dieſen Mißſtand gewöhnt haben und, wie Auguſtin ſich ausdrückt, den Schmerz nicht mehr fühlen, nachdem die Wunde in Fäulnis übergegangen war, Ep. 33, 5.[1] Hatten die Katholiken im allgemeinen die

[1] Auch ein Vetter Auguſtins, namens Severinus, war Donatiſt. In Ep. 52 ſucht Auguſtin denſelben zur Großkirche hinüberzuziehen. Ob es ihm gelungen, wiſſen wir nicht.

Staatsgewalt, die allerdings zeitweilig lässig war, einzuschreiten, auf ihrer Seite, so besaßen die Donatisten Rückhalt an den Circumcellionen, jenen durch ihre wirtschaftliche Notlage erbitterten und durch religiösen Fanatismus bisweilen bis zum Wahnsinn entflammten Landleuten. Augustin selbst wäre diesen Wegelagerern einmal um ein Haar in die Hände gefallen. Ihr gewaltsames, bisweilen räuberisches und mörderisches Auftreten pflegten die donatistischen Führer öffentlich zu mißbilligen. Gleichwohl stellten sich schismatische Priester nicht selten an die Spitze der umherschweifenden Scharen, ohne daß sie deswegen zur Rechenschaft gezogen wurden. Besonders während des Regiments des Maurenfürsten Gildo, des zeitweiligen Oberbefehlshabers der afrikanischen Truppen, der unter dem Einflusse des berüchtigten donatistischen Bischofs Optatus von Timgad stand, schwoll den Donatisten sowie ihren wilden Parteigängern der Kamm und konnten sie sich ungestraft allerlei erlauben. Vgl. das Sündenregister in Ep. 185, 15 und 108, 18.

Daß Augustin, der für die Einheit der Kirche begeisterte, alle Häresie und Sektiererei verabscheuende Katholik, den Kampf aufnehmen mußte, liegt auf der Hand; aber wie hat er ihn geführt? Vor allem, wie sich von selbst versteht, durch Predigt und literarische Polemik, doch darauf, wie überhaupt auf die theoretische Seite des Kampfes, können wir nicht eingehen. Uns interessiert hier sein praktisches Verhalten gegenüber der feindlichen Partei, seine Annäherungsversuche, seine Kampfesmethoden, vor allem seine Stellungnahme zu den staatlichen Zwangsmaßregeln. Dafür geben uns seine Briefe das wertvollste Material an die Hand.

Augustin war noch Presbyter, als er aus eigenem Antrieb — Valerius befand sich gerade auf Reisen — schriftlich sich an den donatistischen Bischof Maximinus wandte in einem Briefe, der schon durch seinen Eingang merkwürdig ist, Ep. 23. Er beginnt nämlich damit, sich ausführlich zu rechtfertigen, warum er den Sektierer in der Aufschrift „lieber und geehrter

Herr Bruder“ nenne. „Geehrt“ z. B. bezeichnet er ihn nicht wegen seines bischöflichen Amtes, das er nicht anerkennt, sondern allein deswegen, weil — nicht besonders schmeichelhaft — auch Maximinus ein Mensch ist, nach Gottes Ebenbild geschaffen, vgl. Ep. 33, 1. Deutlicher hätte er es nicht ausdrücken können, welches Gefühl der Überlegenheit ihn gegenüber dem Donatisten beseelte. Aber warum griff er zur Feder? Er hatte den Maximinus früher als einen Gegner der Wiedertaufe rühmen hören, und da, wie er wußte, unter den Donatisten die verschiedensten Ansichten herrschten, hatte er geglaubt, daß der Bischof das Lob auch verdiene. Doch nun wurde gemeldet, daß dieser vermeintlich mild gesinnte Mann, den Augustin längst gern persönlich aufgesucht hätte, einen übergetretenen katholischen Diakon wiedergetauft habe. Zu solch abscheulichem Frevel, wie er es nennt, konnte der eifrige Priester nicht stillschweigen. Sofort reiste er an den betreffenden Ort, um Erkundigungen einzuziehen, konnte aber nichts Gewisses erfahren. So wendet er sich an den Bischof mit der dringenden Bitte, ihm mitzuteilen, was geschehen sei, und zugleich deutlich auszusprechen, ob er die Wiedertaufe billige oder verwerfe. Wenn Letzteres der Fall sei, möge er sein Licht nicht unter den Scheffel stellen und es ohne Menschenfurcht, in christlicher Freimütigkeit, mutig und fröhlich bekennen; so werde er rühmlich zur Beseitigung der unseligen Spaltung beitragen. Augustin spricht den Wunsch aus, und dies verdient besonders hervorgehoben zu werden, man solle nun endlich aufhören, sich gegenseitig mit törichten Vorwürfen zu belasten. Maximinus schweige von der vielberufenen „Macarianischen Verfolgung“ (diese fand statt unter Constans, im Jahre 348), und er selbst werde nichts sagen von dem Wüten der Circumcellionen. Könnte man den Zwist durch friedliche Verhandlungen beilegen! Maximinus werde doch seine Hand dazu bieten? Augustin beabsichtige die zu erwartende Antwort des Donatisten zugleich mit seinem eigenen Briefe, und wenn keine

Antwort erfolgen sollte, diesen allein, im Gottesdienst vorzulesen. Dadurch möge sich Maximinus nicht abschrecken lassen. Fern liege es ihm, dem Katholiken, die weltliche Gewalt in den Handel hineinzuziehen.[1] Wenn er die Korrespondenz verlese, werde kein Soldat zugegen sein. Es sei nicht seine Absicht, Jemanden gegen seinen Willen zu zwingen, sich einer fremden Gemeinschaft anzuschließen. Dem ruhig Forschenden werde die Wahrheit aufleuchten. „Auf unserer Seite wird man nicht mehr mit den weltlichen Gewalten schrecken; auf eurer Seite verschwinde der Schrecken der Circumcellionenscharen. Sachlich, vernünftig, gestützt auf die Schriftautorität, laß uns Verhandlungen pflegen, ruhig und friedlich bitten, suchen, anklopfen . . .; vielleicht können wir es mit Gottes Hilfe durch unsere gemeinsamen Bemühungen und Gebete erreichen, daß Afrikas entstellendes Gebrechen in unserer Gegend zu verschwinden beginnt."

Dieser Brief verrät starken Optimismus. Augustin ist überzeugt, daß die Wahrheit ohne Zwangsmittel siegen wird. Leidenschaftslos geführte Unterhandlungen mit den donatistischen Stimmführern scheinen ihm der beste Weg zum erwünschten Ziel der kirchlichen Einigung zu sein. Augustin reflektiert in dem Schreiben folgendermaßen: Antwortet der Donatist, daß er die Wiedertaufe ablehnt, so liegt der moralische Erfolg der katholischen Sache auf der Hand; antwortet er nicht — wahrscheinlich wird Maximinus dies für das Klügste gehalten haben —, so kann man ihm sein Schweigen als Mißtrauen in die Güte seiner Sache auslegen; verteidigt er die Wiedertaufe, so wird es nicht schwer fallen, den katholischen Standpunkt siegreich zu verfechten. In jedem Fall hofft der Presbyter, in der öffentlichen Meinung Boden zu gewinnen. Wir lernen Augustins Feldzugsplan kennen. Er beabsichtigt, durch schriftliche und mündliche, vor dem Forum der Öffentlichkeit freundschaftlich

[1] Augustin hätte dies tun können, da seit 373 die Wiedertaufe gesetzlich nicht zulässig war.

geführte Verhandlungen die Häupter der Schismatiker umzustimmen, oder, wenn ihm das nicht gelingen sollte, die donatistischen Massen an ihren Führern irre zu machen.

Den nächsten uns bekannten Versuch, mit einem Donatistenhaupte anzubinden, unternahm Augustin beim Beginn seines Episkopats. Und zwar wandte er sich diesmal an Proculejanus, den Konkurrenzbischof von Hippo selber, mit dem er bisher noch keine Fühlung gehabt hatte. Ep. 33. Er erfuhr nämlich, daß dieser, dem man auch sonst eine milde Gesinnung nachsagte, im Gespräch geäußert hatte, er sei bereit, in Gegenwart wohlmeinender und angesehener Zeugen sich mit ihm über den religiösen Zwiespalt zu bereden. Augustin griff sofort mit Freuden zu und bat, Proculejanus möge selbst die Zeugen bestimmen und nur zugeben, daß das Gespräch nachstenographiert werde, damit man um so ruhiger debattieren und sich im Lauf der Unterredung vergessene Äußerungen wieder vergegenwärtigen könne. Den hauptsächlichen Grund, weswegen Augustin das Protokoll wünschte, — es sollte natürlich verbreitet werden und für die Großkirche Stimmung machen — gibt er freilich nicht an. Übrigens ist er auch bereit, brieflich oder unter vier Augen mit dem Rivalen zu verhandeln; nur daß die Briefe oder das vereinbarte Resultat der Besprechung nachher dem Volke mitgeteilt werde. Augustin schließt mit einer fast flehentlichen Bitte und einem Appell an das Gewissen des Gegenbischofs.

Doch Proculejanus wollte von der projektierten Zusammenkunft nichts mehr wissen, ja, er weigerte sich, etwaige fernere Briefe Augustins anzunehmen, Ep. 35, 1. Trotzdem gab der jüngere, angriffslustige Gegner sein Vorhaben noch nicht auf, sondern bemühte sich, durch einen Mittelsmann, den Eusebius, vermutlich einen angesehenen donatistischen Laien, das Ohr des feindlichen Bischofs zu erreichen. Zwei Briefe hat er an jenen geschrieben. In dem ersten, Ep. 34, betont er wieder seine friedfertige Gesinnung, daß es ihm

fern liege, Jemanden wider seinen Willen zum Eintritt in die katholische Kirche zu nötigen. Er bittet den Eusebius, seinem Bischof noch einmal das Religionsgespräch nahezulegen. Wenn dieser sich ihm nicht gewachsen fühle, weil er nicht die gleiche wissenschaftliche Bildung besitze, möge er einen Amtsbruder zu Hilfe rufen, oder aber, wenn er das vorziehe, mit dem nichtstudierten Kollegen Augustins, dem Samsucius, der gerade anwesend sei, die Unterredung führen.

Man sieht, Augustin ist zum größten Entgegenkommen bereit. Doch außer dem ersehnten Zusammentreffen hat er in dem letzterwähnten Schreiben noch ein anderes Anliegen auf dem Herzen. Es hatte sich eine empörende Geschichte zugetragen. Der alte Valerius hatte über einen Jüngling, der seine verwitwete Mutter täglich prügelte, verdiente Kirchenstrafen verhängt. Darüber erbittert und schlimme Drohungen gegen das arme Weib ausstoßend — „jetzt gehe ich zu den Donatisten, dann werde ich dein Blut trinken," — war der Flegel zu den Schismatikern übergetreten und von ihnen alsbald, geschmückt mit weißen Kleidern, zur Wiedertaufe geführt. So hatte er auch seine geistliche Mutter, die Kirche, mißhandelt. Augustin hatte über diesen Fall ein behördlich beglaubigtes Dokument aufsetzen lassen, und es kam ihm nun noch darauf an, zuverlässig zu erfahren, ob die Wiedertaufe, wie einige Donatisten behauptet hatten, von Proculejanus selbst angeordnet war. Er hofft, dies durch die Vermittlung des Eusebius zu erfahren. Doch der Donatist verriet wenig Neigung, den Wunsch Augustins zu erfüllen. So wiederholte dieser in Ep. 35 noch einmal seine Bitte, fügte auch eine neue die schismatische Partei schwer kompromittierende Geschichte hinzu, die Eusebius gleichfalls an seinen Bischof weitergeben möge. Zu dergleichen, erklärt der Vorkämpfer der Katholiken, könne und dürfe er nicht stillschweigen. Er sei entschlossen, wenn man sich auf der Gegenseite nicht zu strenger Anwendung der Zuchtmittel bequeme, alle derartigen, die Donatisten belastenden Vor-

fälle in aktenmäßiger, beglaubigter Darstellung zu publizieren.

Noch eine andere Erzählung gibt er dem Eusebius zum besten. In einer Landgemeinde gelang es den Schismatikern, eine junge Catechumenin zur Wiedertaufe und zum gottgeweihten Leben in ihrer Genossenschaft zu bereden. Der Vater versuchte, seine Tochter durch strenge Behandlung und Schläge zum katholischen Glauben zurückzubringen. Doch wurde dem sogleich Einhalt geboten, und zwar von Augustin selbst, da er nur einen aus freier Wahl erfolgenden Übertritt zulassen wollte. Dennoch, so berichtet er weiter, sei er kürzlich von dem dortigen schismatischen Presbyter aufs frechste beschimpft worden. „Ihr seid Verräter (traditores) und Verfolger!“ habe der Mann hinter ihm drein gerufen. Er aber sei stillschweigend weitergegangen und habe seine Begleiter beruhigt. Was solle man nun mit solchen Gegnern anfangen? Frage man, wieso man denn ein Verräter oder Verfolger sei, dann sei es Donatistenart, zu antworten: „Nicht disputieren, wiedertaufen wollen wir! Wir wollen wie Wölfe mit listigen Bissen eure Schafe zerreißen, und ihr, wenn ihr gute Hirten seid, schweigt gefälligst still!“

Wir sehen, Augustin hat ein weiteres Kampfesmittel entdeckt. Wollen seine Gegner nicht disputieren, weichen sie einer friedlichen Verständigung und Versöhnung aus, verschließen sie sich der offenkundigen Wahrheit, so sorgt er durch dokumentarische Bekanntmachung der auf der feindlichen Seite ziemlich häufig vorfallenden Disziplinwidrigkeiten dafür, daß die mit ihrer Heiligkeit prahlenden Donatisten vor allem Volk ins Unrecht gesetzt werden. Er seinerseits suchte seine Kirche durch ernst geübte Zucht vor ähnlichen Mißständen zu bewahren. Noch immer aber lehnte er es entschieden ab, irgendwelchen Gewaltmaßregeln die Hand zu bieten. Sein Verhalten gegen jenes donatistische Mädchen ist anerkennenswert. Augustin ist so freiheitlich gesonnen, daß er nicht nur staatlichen, sondern sogar elterlichen Zwang ver-

wirft. Er erhofft Alles von dem Umschwung der öffentlichen Meinung, mit anderen Worten von dem Sieg der Wahrheit.

Um diesem Umschwung die Wege zu bahnen, knüpfte er übrigens nicht nur zu Bischöfen, sondern auch zu andern Donatisten, sei es Laien, sei es Klerikern niederen Ranges, bei denen er Bereitwilligkeit zur Verständigung voraussetzte, Beziehungen an. Einmal, ebenfalls in den ersten Jahren seines Episkopats, 397/98, ließ er sich mit solchen bei einer Durchreise durch ihren Ort in längere Verhandlungen über die Geschichte der Kirchenspaltung ein, hörte die Verlesung der von ihnen beigebrachten Aktenstücke geduldig an, widerlegte sie einige Tage später mit den eilig herbeigeschafften Dokumenten der eigenen Sammlung und suchte sie schließlich noch durch einen ausführlichen Brief, in welchem er alle seine Beredsamkeit spielen ließ, von der Schlechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen, Ep. 43.

Die Leute haben schwerlich den Mut besessen, sich von ihrer angestammten Partei loszusagen. Doch rühmten sie den Fortunius, Bischof von Tubursis, als einen freundlich entgegenkommenden Mann. Auf diese Empfehlung hin machte Augustin, als er auf einer Reise zur Bischofsweihe nach Cirta den genannten Ort passierte, dem Donatisten einen Besuch, wurde liebenswürdig aufgenommen und fand ihn zu einer freundschaftlichen Besprechung über die Kirchentrennung bereit. Wie es dabei hergegangen, schildert er in Ep. 44 jenen Männern, die die Bekanntschaft vermittelt hatten. Ein Übelstand war, daß sich viel neugieriges Volk zu der Versammlung drängte und sie durch Lärm und Zwischenrufe störte. Bei dem Gespräch trat bald die Überlegenheit der Person und Sache Augustins zutage, und vergeblich versteifte sich der Gegner auf das donatistische Lieblingsargument, daß sie als die Verfolgten offenbar im Rechte seien. Augustin nahm keinen Anstand, das gewaltsame Vorgehen gegen die Schismatiker (einschließlich etwaiger künftiger Verfolgungen) entschieden zu mißbilligen, doch be-

tonte er, daß nur die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten selig zu preisen seien. Man erzielte kein befriedigendes Resultat, doch kam man wenigstens überein, sich bei derartigen Disputationen nicht gegenseitig Gewalttaten vorzuwerfen, und versprach, dahin zu wirken, daß demnächst ein Religionsgespräch größeren Stiles von mindestens je zehn Bischöfen in dem gleichen versöhnlichen Sinne und zwar womöglich, wie Augustin wünschte, auf einem stillen Landgute stattfinden sollte. So schied man, nachdem der Donatist noch einen höflichen Gegenbesuch gemacht, in Freundschaft, und Jeder nahm von der Person des Gegners eine günstige Meinung mit. Indes kam die geplante Konferenz nicht zustande, und so blieb dieser verheißungsvolle Ansatz zu einer friedlichen Verständigung fruchtlos.

Zu ähnlichen Disputationen wie der mit dem würdigen Fortunius war dem debattierlustigen Bischof von Hippo doch die Lust vergangen. Er scheute den Tumult. Aus den nächsten Jahren 398 und 399 sind uns ein paar Schreiben erhalten, in welchen er zwei donatistische Bischöfe zu einem Wettkampf in Briefen auffordert und zugleich mit großer Schärfe die Fragen präzisiert, um die gestritten werden soll, und über die, wie Augustin weiß, die Gegner stolpern müssen, Ep. 49 und 51, vgl. Ep. 87. Besonders der zweite, an den störrigen Crispinus, Bischof zu Calama, gerichtete Brief ist das Muster einer kurzen, schneidigen Polemik. Die Beiden werden sich gehütet haben, sich mit dem überlegenen Feinde im Kampfe zu messen, obwohl sie sich anfänglich dazu bereit erklärt hatten.

In dem letzterwähnten Briefe findet sich ein Hinweis auf die Spuren, die der intrigante und grausame Donatistenführer, Bischof Optatus von Timgad, in Afrika zurückgelassen hatte — damit sind Brand- und Trümmerstätten gemeint —, Spuren, welche, wie Augustin höhnt, das heilige Andenken dieses Mannes verkündeten. Optatus starb etwa im Jahre 398 im Kerker; sein Gönner, der Maurenfürst

Gildo, hatte ihn in seinen Untergang verwickelt. Dies Ereignis war für die katholische Kirche von Bedeutung. Jedenfalls wird es schwerer ins Gewicht gefallen sein als die „Maximianische Spaltung", aus der die Katholiken, Allen voran Augustin, eben jetzt nach Kräften und nicht ohne Erfolg Kapital schlugen, vgl. Ep. 185, 17. Waren die Bemühungen des Bischofs von Hippo bis dahin, wie es scheint, ziemlich erfolglos geblieben, so hören wir nun von gelegentlichen Übertritten. Es kam jetzt vor, daß Grundbesitzer die von ihnen abhängigen Pächter zum Anschluß an die katholische Kirche veranlaßten, wobei sie vermutlich meist einen mehr oder weniger gelinden Zwang anwandten, vgl. Ep. 66, 2. Dagegen findet Augustin nichts mehr einzuwenden. Er selbst vielmehr sucht einen gewissen Celer, der einst mit den Donatisten sympathisiert hatte, und den er für die Großkirche gewonnen zu haben glaubte, dazu zu überreden, daß er seinen Leuten recht eindringlich die katholische Einheit empfehle, Ep. 56 f. An den römischen Senator Pammachius aber, dem es bereits gelungen war, seine afrikanischen Pächter zum Übertritt zu bewegen, richtet er ein äußerst schmeichelhaftes Schreiben, in welchem er ihn mit Liebesbeteuerungen, Glückwünschen und Lobeserhebungen überschüttet. Er ersucht ihn, diesen Brief auch anderen Senatoren vorzulesen, natürlich in der Absicht, auch diese zu ähnlichem Vorgehen anzuregen, Ep. 58.

Hiermit muß man nun Ep. 66 vergleichen, wo Augustin dem schon genannten donatistischen Bischof von Calama, Crispinus, heftige Vorwürfe entgegenschleudert, weil er dem Kaiser und Christo zum Trotz die Pächter eines ihm gehörigen Landgutes durch Geldspenden zur Wiedertaufe willig gemacht hatte. Augustin schreibt ihm, er sei in der Lage, auf Grund kaiserlichen Gesetzes seine Verurteilung zu einer Buße von zehn Pfund Goldes zu erwirken, doch wolle er nicht nach Menschenweise schrecken. Vielmehr läßt er pathetisch Christum als Ankläger vor den Wiedertäufer hin-

treten. Wenn der Donatiſt behaupten ſollte, fährt er fort, jene Bauern ſeien freiwillig zu ſeiner Partei übergegangen, ſo könne man ja die Probe machen, einen Disput veranſtalten, ihnen das Stenogramm ins Puniſche überſetzen laſſen und dann die Entſcheidung freiſtellen. Auguſtin erbietet ſich zu der gleichen Probe auch da, wo durch katholiſche Grundherren die ſektiereriſchen Pächter, nach Meinung der Donatiſten mit Gewalt, zum Übertritt veranlaßt waren. Über dieſen Brief wird Crispinus ohne Zweifel gelacht haben, zumal über die letzte, allerdings etwas ſonderbare Zumutung des disputierluſtigen katholiſchen Kollegen, wofern er nicht etwa in der Erwähnung der zehn Pfund Goldes eine Drohung erblickte. Damit hätte er wohl nicht ganz unrecht gehabt. Wir merken deutlich, wie Auguſtin mit der polizeilichen Maßregelung der Sektierer zu liebäugeln beginnt. Freilich zu ihrer praktiſchen Anwendung will er die Hand noch nicht bieten. An dem Grundſatz der Freiwilligkeit hält er noch feſt. Doch iſt er kein unparteiiſcher Richter mehr; die gewiß nicht bloß durch ſanfte Überredungskünſte geübte Propaganda großkirchlicher Gutsbeſitzer billigt er, während er ſich über die Propaganda des donatiſtiſchen Biſchofs entrüſtet.

Daß jetzt die Sache für die Katholiken in Afrika weſentlich günſtiger ſtand, beweiſen die Konzilsverhandlungen, die im Jahre 401 ſtattfanden, und in denen man bei dem herrſchenden Prieſtermangel trotz des römiſchen Widerſpruches ſich dafür entſchied, oder wenigſtens es den katholiſchen Biſchöfen nahelegte, die übertretenden donatiſtiſchen Geiſtlichen in ihren Würden zu belaſſen. Auguſtin war ein lebhafter Verfechter dieſer Praxis und ſprach in einem Briefe, für deſſen Bekanntwerden in Donatiſtenkreiſen er Fürſorge trug, ſeinen feſten Entſchluß aus, er werde keinen Schismatiker, der ſich der katholiſchen Kirche anſchließe, ſeines geiſtlichen Amtes oder ſonſtiger ihm zukommender Ehren berauben, Ep. 61, vgl. 142. Er konnte dieſen Standpunkt begründen durch einen Hinweis auf ſeine Sakramentslehre,

doch dürfte die strengere römische Ansicht dem natürlichen katholischen Empfinden näher liegen. Augustin wurde zu ihrer Ablehnung nicht nur durch seine Milde und Rücksichtnahme auf den Priestermangel, sondern vor allem durch die Erwägung bestimmt, daß man allein bei Anwendung dieser Methode Aussicht hatte, die katholische Werbearbeit erfolgreich fortzusetzen, vgl. Ep. 185, 44 ff. Erfolg um jeden Preis wurde mehr und mehr seine Devise.

So wundert man sich nicht, daß er seinen ursprünglichen Standpunkt verlassend endlich zur Empfehlung von Zwangsmaßregeln überging. Denn immer mehr trat es zutage, daß mit Güte und Überredung gegen die harten Stirnen und fanatisierten Gemüter der Donatisten im Großen nichts auszurichten war. Im Jahre 403 hatten sich die katholischen Bischöfe auf Grund eines in Carthago getroffenen Übereinkommens noch einmal bemüht, in friedlichen Religionsgesprächen die Gegner zum Aufgeben ihres Widerstandes zu bereden; kein Andrer als Augustin war die Seele dieses Unternehmens gewesen. Aber nirgends wollten sich die Gegner auf Unterhandlungen einlassen. Die Wölfe beschlossen, den Hirten keine Antwort zu geben, und die Schafe liefen nach wie vor in die Wolfshöhlen, Ep. 76, 4. Auf diese Weise war ihnen nicht beizukommen, und Augustin meint erzürnt, daß die Donatisten an störrischer Frechheit den Teufel selber noch übertreffen dürften, Ep. 89, 3. Sollte man sich also notgedrungen mit vereinzelten Übertritten begnügen? Der Bischof von Hippo war nicht gesonnen, dies zu tun. Dennoch hat er sich nur langsam und schwer für Polizeigewalt und Strafgesetze gewinnen lassen. Im Jahre 404 fand wieder ein Konzil zu Carthago statt, an welchem auch er teilnahm. Die versammelten Väter, durch neuerliche blutige Exzesse der Circumcellionen in Unruhe versetzt, beschlossen, wie Augustin später erzählt,[1] den Kaiser um Repressalien gegen

[1] Seine Darstellung in Ep. 185, der wir folgen, ist weder erschöpfend noch genau, doch kommt es hier nicht auf Einzelheiten an.

die Friedensstörer zu ersuchen. Sie baten ihn, er möge ein von Theodosius vor etwa zehn Jahren gegen die Häretiker erlassenes Strafgesetz (jeder häretische Kleriker zahlt zehn Pfund Gold) auf die Donatisten anwenden. Doch wünschte man, daß das Gesetz nur in dem Amtsbezirk derjenigen donatistischen Bischöfe durchgeführt werden sollte, welche das Unwesen der Circumcellionen duldeten. Die letztere Beschränkung war dem Einfluß Augustins und seines Anhangs zu verdanken, Ep. 185, 25; vgl. Ep. 87, 8; 88, 7. Doch ehe die Abgesandten den kaiserlichen Hof erreichten, wurde das Begehren der afrikanischen Bischöfe vom Kaiser, bei dem einer der von wütenden Donatisten grausam mißhandelten katholischen Bischöfe Schutz und Rache gesucht hatte, über Erwarten erfüllt. Die im Jahre 405 erlassenen strengen Gesetze bedrohten die donatistischen Laien mit Geldstrafen, die Geistlichen außerdem mit Verbannung, Ep. 185, 26.

Augustin wagte sie zunächst noch nicht direkt zu verteidigen, sondern schob der Obrigkeit die Verantwortung zu. „Wenn die Fürsten das Unrecht eures Schismas erfahren und gegen euch Gesetze erlassen, wozu sie die Macht besitzen und die Sorge sie treibt, so mögen sie tun, was sie wollen. Sie tragen das Schwert nicht umsonst", Ep. 87, 8; vgl. 88, 5. Doch nicht lange danach bat er selbst den Statthalter, jene Gesetze, die, wie er schreibt, in andern Teilen Afrikas bereits Wunderbares gewirkt hatten, nun auch in Hippo und den benachbarten Gegenden zu „heilsamem Schrecken" in Kraft treten zu lassen; man möchte sonst, wenn nichts geschehe, seiner, des Bischofs, Nachlässigkeit die Schuld geben, Ep. 86.[1] Freilich hatte er Anlaß genug, diese Bitte auszusprechen. Durch das kaiserliche Edikt war in der Umgegend von Hippo die Wut der Circumcellionen von neuem entfesselt worden. Als in früherer Zeit einmal donatistische Kleriker einen ihrer bisherigen Amtsgenossen, der Katholik geworden war, geschlagen, durch den

[1] Ich nehme an, daß Ep. 86 später geschrieben wurde als Ep. 87.

Dreck geschleift und eine Zeit lang eingesperrt hatten, da hatte es Augustin noch unterlassen, die gerichtliche Bestrafung der Schuldigen zu erwirken, Ep. 88, 6f.; vgl. 105, 3. Doch jetzt gab es Schlimmeres, nicht nur Schläge und Wunden; Kalk und Essig wurde denen in die Augen gegossen, die in die Hände der Räuber gefallen waren. In einem von den Geistlichen Hippos unterschriebenen Briefe, dessen Stil Augustins Autorschaft verrät, wird geklagt: Ihr, die ihr behauptet, unter den schrecklichen Gesetzen der katholischen Kaiser Verfolgung zu leiden, wohnt in Ruhe und Frieden auf eigenem und fremdem Besitztum, während wir von euren Leuten unerhörte Qual erdulden. Ihr behauptet, Verfolgung zu leiden, und wir werden von euren Bewaffneten mit Knüppeln und Schwertern umgebracht. Ihr behauptet, Verfolgung zu leiden, und unsere Häuser werden von euren Bewaffneten ausgeraubt und geplündert. Ihr behauptet Verfolgung zu leiden, und unser Augenlicht wird von euren Bewaffneten mit Kalk und Essig ausgelöscht! Ep. 88, 8; vgl. 111, 1. Früher hatte Augustin den Donatisten vorgeschlagen, man sollte doch aufhören, sich gegenseitig Verfolgungen und Bedrückungen vorzuwerfen.[1] Jetzt beginnt er eine andere Taktik zu befolgen, und immer wieder, z. B. in Ep. 105, rückt er den Gegnern die Schandtaten der Circumcellionen vor, obwohl sich das Verhältnis der Donatisten zu diesen ihren berüchtigten, willkommen-unwillkommenen Parteigängern kaum geändert hatte.[2] Man kann das ver-

[1] Auch Ep. 78, 8: Werfet ihr den Häretikern nur das Eine vor, daß sie keine Katholiken sind, damit ihr ihnen nicht gleichet, welche, da sie umsonst nach Gründen suchen, ihre Spaltung zu verteidigen, unsere Partei mit allerhand meist erdichteten persönlichen Verunglimpfungen herabzusetzen sich bemühen. Ferner noch Ep. 87, 4. 10.

[2] Das ersehen wir z. B. aus Ep. 108, 14. 18, wo Augustin anerkennend berichtet, daß Macrobius, der Nachfolger des Proculejanus, den Circumcellionen, die ihn beim Antritt seines bischöflichen Amtes in Hippo lärmend in die Stadt geleitet hatten, eine derbe Strafpredigt hielt, worauf die wilden Männer wütend abzogen.

ſtehen, denn ſolch einen Wutausbruch, ſolch eine Menge raſch aufeinander folgender Greuel hatte er noch nicht mit angeſehen, und außerdem begriff er, daß er das Einſchreiten der Staatsgewalt am bequemſten durch einen Hinweis auf dieſe Exzeſſe rechtfertigen konnte.

Die Greueltaten der bald lockerer, bald enger mit den Donatiſten verbündeten Circumcellionen haben ſicher mitgeholfen, Auguſtin endgültig in das Lager derer hinüberzudrängen, die in der Unterdrückung der Sekte durch ſtaatlichen Zwang das Heil erblickten. Doch den Ausſchlag gaben, wie er ſelbſt erzählt, Beſprechungen mit ſeinen Kollegen, von denen er darauf hingewieſen wurde, welchen unbeſtreitbaren Erfolg die Repreſſalien früherer Kaiſer gehabt hatten. Ganze ehemals donatiſtiſche Gemeinden waren auf dieſe Weiſe zu heftigem Abſcheu gegen die teufliſche Separation und zur glühenden Liebe der Kircheneinheit hinübergeführt, Ep. 93, 16 f. Auguſtin wollte den Erfolg. Man zeigte ihn, und er war gewonnen.

Nachdem er ſich aber einmal für die Zwangsexekution gegen Häreſie und Schisma hatte gewinnen laſſen, fühlte er ſich alsbald gedrungen, ſie theoretiſch zu rechtfertigen. Er tut es zunächſt in einem etwa aus dem Jahr 407 ſtammenden Schreiben an einen gewiſſen Feſtus, den er zu beſtimmen ſucht, nicht nur wie bislang in Briefen, ſondern mit wirkſameren Mitteln gegen die von ihm abhängigen in der Gegend Hippos anſäſſigen Leute vorzugehen, Ep. 89. Hier iſt nicht nur davon die Rede, daß ſelbſtverſtändlich die gewalttätigen Elemente der ſektiereriſchen Partei gezüchtigt werden müſſen, ſondern der Biſchof erklärt bereits, daß die Kirchenfeinde als ſolche, wegen des Sakrilegs der Häreſie ſtrafwürdig ſeien. Die Kirche befindet ſich, ſagt er mit einem ſpäter oft wiederholten Gleichnis, ſowohl Tobſüchtigen (phrenetici = Circumcellionen) als auch Schlafſüchtigen (lethargici = die übrigen ungelehrigen Donatiſten) gegenüber. Die Einen müſſen unſchädlich gemacht, die Andern aufgeweckt, der wütende ſowie der träge Widerſtand muß gebrochen werden.

Natürlich tut das Beiden weh. „Aber die gütige Sorgfalt läßt nicht nach, den Tobsüchtigen zu bändigen, den Schlafsüchtigen aufzuschrecken und Beide zu lieben.“ Auguſtin verhehlt ſich nicht, daß der Zwang auch Heuchler ſchaffen wird; doch meint er, ſich über dies Bedenken, das ihn nach Ep. 93, 17 früher beſtimmt hatte, alle Zwangsmaßregeln zu verwerfen, hinwegſetzen zu können mit der wenig ſtichhaltigen Reflexion, darüber ſtehe es nicht uns zu, zu richten, ſondern Gott. Mancher ſolcher vermeintliche Heuchler habe ſich übrigens in der Stunde der Not als ein beſſerer Chriſt erwieſen als alte Katholiken. Natürlich dürfe man ſich nicht damit begnügen, mit menſchlichen Schreckmitteln die Mauern der harten Gewohnheit zu ſtürmen, daneben müſſe mit Sprüchen göttlicher Autorität und Vernunftgründen Glaube und Erkenntnis gepflegt werden.

Mit Ausführlichkeit hat Auguſtin dieſe Gedanken in dem gleichzeitigen oder ein wenig ſpäteren Briefe an den Rogatianer (eine von den Donatiſten abgezweigte Sekte) Vincentius entwickelt. Mit Freude und Stolz weiſt er auf die großen durch das ſtrenge Vorgehen neuerdings erzielten Erfolge hin. Viele der Übergetretenen, Geretteten, darunter ehemalige wüſte Circumcellionen, ſchreibt er, die freiwillig, teils aus eigener Verſtocktheit, teils aus Furcht vor ihren gewalttätigen Glaubensgenoſſen, niemals gekommen wären, ſind jetzt überglücklich und dankbar für den einſt ſo verhaßten Zwang, Ep. 93, 1—3, 17 f. Beſonders aber bemüht er ſich zu zeigen, daß die Quelle jener verhältnismäßig milden Maßregelungen pflichtbewußte Liebe iſt, Liebe, wie ſie Gott beſitzt, der über Gute und Böſe nicht nur die Sonne ſcheinen und regnen läßt, ſondern ihnen auch Leiden und Strafen ſchickt, wie ſie Chriſtus übte, der den Saulus blendete und die Tempelſchänder geißelte, Liebe, wie ſie ſo manche Fromme des Alten und Neuen Teſtaments bewieſen haben, wie ſie jeder wohlmeinende Vater ſeinem Sohne beweiſt.[1]

[1] Auguſtin redet geradezu von einer Verfolgung aus Liebe

Es wäre Lieblosigkeit, ja es hieße, Böses mit Bösem vergelten, wollte man die Feinde der Kirche ruhig gewähren lassen. Warum dies eine Lieblosigkeit ist, hat Augustin in späteren Briefen (vgl. z. B. Ep. 173. 185. 204) ausgesprochen. Durch untätige Toleranz, durch übel angebrachte Schonung würde man Vielen, die vielleicht noch gerettet werden könnten, zur Hölle verhelfen.[1] So muß Augustin die Ansicht des Vincentius, daß man Niemanden zur Gerechtigkeit zwingen dürfe, bestreiten.[2] In diesem Zusammenhang bezieht er sich auch auf das später von ihm noch so oft verwertete harmlose Bibelwort, dem er damit einen gefährlichen Sinn unterschiebt, gefährlicher, als er selbst es ahnte: „Nötiget sie hereinzukommen," Luc. 14, 23; in diesem Zusammenhang ruft er aus: Dienen mögen die Könige der Erde Christo, indem sie Gesetze für Christus geben[3] — eine Forderung, die bekanntlich von der katholischen Kirche noch oftmals erhoben worden ist —; und er vergleicht die gegenwärtigen Könige mit den

---

und behauptet kaltblütig: Est iusta persecutio, quam faciunt impiis ecclesiae Christi, Ep. 185, 11. Immer, meint er, haben die Bösen die Guten und die Guten die Bösen verfolgt; die Einen, um zu schaden, die Andern, um zu helfen, die Einen grausam, die Andern maßvoll, die Einen in Leidenschaft, die Andern in Liebe, Ep. 93, 8.

[1] Außerhalb der kirchlichen Gemeinschaft stehend, behauptet Augustin mehrfach, muß selbst der Märtyrer, der um des Namens Christi willen stirbt, der ewigen Verdammnis anheimfallen, z. B. Ep. 173, 6; 108, 9. Er ruft den Donatisten zu: Wenn ihr nicht zur katholischen Einheit übertretet, seid ihr verloren, Ep. 185, 43. Warum das? Der Ketzer und Sektierer zerreißt die Kirchengemeinschaft, zerfleischt den Leib Christi. Es fehlt ihm also an Liebe; ohne Liebe aber keine Seligkeit. In so eigenartiger Weise verbindet der große Bischof mit dem Äußerlichen das Innerlichste.

[2] Die Behauptung des donatistischen Presbyters Donatus, weil Gott den Menschen die Willensfreiheit gegeben habe, darum dürfe man sie nicht zum Guten zwingen, imponiert unserem Bischof nicht. Er erklärt dagegen, daß man diejenigen, welche man liebe, nicht grausam ihrem eigenen Willen überlassen dürfe, sondern daß man sie, wenn man irgend könne, am Bösen hindern und zum Guten zwingen müsse, Ep. 173, 2 f.; vgl. Ep. 185, 22 f.

[3] Vgl. Ep. 185, 19 f. Hier sagt Augustin unter anderem, Nie-

Löwen, die den frommen Daniel nicht freſſen wollten, aber über ſeine Verleumder herfielen, Ep. 93, 4—9. 19.

Auch das vielleicht ein Jahr ſpäter Anno 409 verfaßte Sendſchreiben an die Donatiſten, Ep. 105, enthält allerlei Intereſſantes. Nicht nur verſichert Auguſtin den Gegnern ſeine Liebe, ſondern noch immer tritt er ihnen mit der Friedensgebärde entgegen. „Wenn ihr uns deswegen haßt, weil wir euch den katholiſchen Frieden predigen, ſo dienen wir doch dem Herrn, welcher ſpricht: Selig ſind die Friedfertigen.“ „Einige eurer Prieſter haben uns ſagen laſſen: Geht weg von unſerm Volke, ſonſt ſchlagen wir euch tot! Wieviel gerechter antworten wir ihnen: Geht ihr nicht weg, ſondern tretet friedfertig herzu, freilich nicht zu unſerem Volke, ſondern zum Volke deſſen, dem wir Alle angehören.“ Solche Ausſprüche in ſolcher Situation ſagen uns wenig zu. Nicht minder muß es uns peinlich berühren, wenn Auguſtin behauptet, daß ſich die katholiſche Kirche nicht auf menſchliche Gewalt verlaſſe, ſondern auf den, von welchem der Prophet geweisſagt habe: „Es werden ihn alle Könige anbeten,“ der das Herz des Königs in ſeiner Hand habe. Das Sendſchreiben gipfelt in dem bedeutungsvollen Satze: Welche ſchlimmere Todesgefahr (quae peior mors) könnte der Seele drohen als die Freiheit des Irrtums? Ep. 105, 10.[1]

---

mand werde ſo unſinnig ſein und chriſtlichen Königen empfehlen, ſich nicht darum zu kümmern, ob man in ihrem Reiche ſich zur Kirche Chriſti halte oder ſie bekämpfe, ob Jemand fromm ſei oder gottlos (sacrilegus). Soll denn der Ehebruch beſtraft werden, das Sakrileg (d. h. Schisma, Häreſie) dagegen ſtraflos bleiben? Ähnlich Ep. 204, 4. In Ep. 155, 10 aber ſchärft er dem Staatsbeamten ein, wieviel Arbeit er auch für das leibliche Wohlergehen der Bürger aufwenden möge, ſie nütze ihm nichts zur Seligkeit, wenn er nicht auch ſein Augenmerk auf die Förderung (d. h. die ſtaatliche) der wahren Gottesverehrung richte.

[1] Vgl. Ep. 185, 22, wo Auguſtin nach einem Hinweis auf die Bekehrungsgeſchichte des Paulus ausruft: So iſt es nichts mit ihrem beliebten Geſchrei: „Es ſteht frei zu glauben und nicht zu glauben. Wen hat Chriſtus vergewaltigt? Wem hat er Zwang angetan?“ Auguſtin hat die „Glaubensfreiheit“ ausdrücklich abgelehnt.

Die jetzt über die Donatisten heraufziehende Verfolgungszeit dauerte fast ohne Unterbrechung bis zur Vernichtung der sektiererischen Partei. Der Bischof von Hippo aber tat das Seinige dazu, das Fortbestehen der strengen Gesetze zu sichern. Als es in Afrika hieß, daß die Ermordung des Stilicho im Jahre 408 einen Systemwechsel herbeiführen werde, bat er in einem dringenden Schreiben den Olympius, den bigotten Nachfolger dieses berühmten Schirmherrn des römischen Reiches, die erlassenen Strafbestimmungen eilends zu bestätigen, Ep. 97, was dieser auch bereitwillig tat. Im Jahre 409 allerdings nach dem Abtritt des Mannes erließ der Kaiser Honorius unter dem Zwange der politischen Lage ein Toleranzedikt, welches den Donatisten noch einmal kurze Zeit gestattete, ihr Haupt zu erheben. Damals vermutlich hatte Augustin eine Auseinandersetzung mit dem jungen Nachfolger des Proculejanus, Macrobius, die sich, wie so manche frühere, um eine Wiedertaufe drehte, Ep. 106 – 108.[1] Sie würde

[1] Der erste dieser Briefe zeichnet sich durch seine wuchtige Prägnanz aus. Augustin legt darin seinem Gegenbischof die Frage vor, mit der er auch sonst den Donatisten unermüdlich zusetzte. Er lautet folgendermaßen: „Ich habe gehört, daß du einen unserer Subdiakonen wiedertaufen willst. Tu es nicht; verscherze nicht göttliches Leben und göttliche Gnade, verachte Christi Sakramente nicht, trenne dich nicht auf ewig vom Leibe Christi! Tu es nicht, ich bitte dich Bruder, ich bitte dich um deiner selbst willen. Achte doch ein wenig auf das, was ich sage. Felicianus hat den Primianus (das langjährige Haupt der großen Donatistenpartei) verdammt und ist ebenfalls von ihm verdammt worden. Lange Zeit war Felicianus Anhänger des von euch abtrünnigen Maximianus und vollzog viele Taufen in seinen Kirchen; jetzt ist er wieder in Gemeinschaft mit Primianus euer Bischof, und Niemand wird wiedergetauft. Mit welchem Recht unterwerft ihr denn uns Katholiken der Wiedertaufe? Diese Frage löse mir, und du magst mich selber taufen! Wenn du sie aber nicht lösen kannst, so hab Erbarmen mit einer fremden, Erbarmen mit deiner eigenen Seele! Behauptest du aber, es sei nicht wahr, was ich von Felicianus gesagt habe, so fordere von mir den Beweis. Wenn ich's nicht beweisen kann, dann tu, was du willst. Ja, ich sage, wenn ich's nicht beweisen kann, will ich nicht länger Bischof meiner Gemeinde bleiben; wenn ich's aber beweisen kann, dann sei du kein Feind deines Seelenheils. Wie wünschte ich, Herr Bruder, in Frieden mit dir zu leben!"

vermutlich einen weniger milden und — theoretischen Charakter angenommen haben, wenn Macrobius nicht unter dem Schutze des Toleranzedikts sicher gewesen wäre, vgl. Ep. 139, 2.

Doch schon nach Jahresfrist wurde der Erlaß, gegen welchen die katholischen Bischöfe sofort Protest erhoben hatten, von Honorius wieder aufgehoben. Jetzt ordnete er den Bitten der afrikanischen Abgesandten willfahrend ein Religionsgespräch an und schickte den Tribun Marcellin, um der Versammlung zu präsidieren und das Urteil zu sprechen. Augustins sehnlicher Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Zwar war er natürlich der Ansicht, durch seine Schriften die Gegner bereits hinlänglich widerlegt zu haben, doch war es für ihn immer noch ein ernstes Gewissensbedürfnis, vor dem Forum aller Urteilsfähigen öffentlich den Sieg über sie zu erringen. Darum legte er den größten Wert darauf, daß den beiden streitenden Parteien auf dem geplanten Religionsgespräche gleiche Bedingungen auferlegt und gleiche Rechte gewährt würden, daß strengste Parität herrschte. Es sollte dem gefällten Urteil wenigstens äußerlich der Stempel der Unparteilichkeit aufgeprägt sein. Auch sonst waren die katholischen Bischöfe zu Konzessionen bereit. Tatsächlich hatten die Katholiken natürlich den sicheren Sieg schon vor Beginn der Verhandlungen in den Händen. Allein die Persönlichkeit Marcellins, eines überzeugten Anhängers der Großkirche, der alsbald mit ihnen, speziell mit Augustin, vertraute Fühlung suchte, verbürgte hinreichend den glücklichen Erfolg. Auf die Geschichte des berühmten Religionsgespräches vom Jahre 411 und die Anteilnahme des Bischofs von Hippo daran gehen wir hier nicht ein. Die in den Tagen der umständlichen Vorverhandlungen im Namen sämtlicher katholischer Bischöfe Afrikas an Marcellin gerichteten Schreiben, Ep. 128 f., verraten formell und inhaltlich Augustins Feder und Geist. Es waren große Tage, doch die Advokatenkünste der donatistischen Stimmführer ließen in ihm nicht das Gefühl eines völlig ungetrübten Triumphes aufkommen.

Der Urteilsſpruch fiel, die Appellation der in allen Punkten für beſiegt erklärten Donatiſten fand beim Kaiſer kein geneigtes Ohr, und der Tribun begann alsbald von neuem ein Syſtem von Zwangsmaßregeln gegen die Kirchenfeinde zu organiſieren. Die Katholiken ihrerſeits, an ihrer Spitze Auguſtin, ſuchten aus dem Religionsgeſpräch nach Kräften Kapital zu ſchlagen, indem ſie für Verbreitung und öffentliche Vorleſung des Protokolls — Auguſtin verfertigte einen Auszug — Sorge trugen und den erfochtenen Sieg ausposaunten, vgl. Ep. 141. Jetzt ſchrumpfte die ſektiereriſche Partei raſch zuſammen. Zwar loderte noch hier und da, ſo auch in Auguſtins Diözeſe, der Grimm der Circumcellionen empor, doch die Hand des Richters griff energiſch zu. Der Biſchof von Hippo aber bot die ganze Autorität ſeines Amtes und Namens auf, etwaige Todesurteile zu hintertreiben. Denn einerſeits empfand er, wie bereits erwähnt, gegen die Todesſtrafe als ſolche die ſtärkſte Averſion, da ſie die letzte Möglichkeit der Seelenrettung zerſtörte, andrerſeits wollte er die Milde der katholiſchen Kirche in helle Beleuchtung rücken, ſowie den beſiegten Gegnern die nicht unerwünſchte Gelegenheit abſchneiden, aus dem Blute vermeintlicher Märtyrer neue Lebenskraft und Begeiſterung zu ſchöpfen.[1] Schon früher, als der Prokonſul Donatus im Auftrage jenes Olympius ſich anſchickte, mit blutiger Strenge die von den fanatiſierten Donatiſten begangenen Frevel zu ahnden, war ihm der Biſchof von Hippo mit beſchwörender Gebärde in den Arm gefallen, hatte ihn gebeten, doch womöglich ganz zu vergeſſen, daß ihm der Blutbann übertragen ſei, und ihn an die chriſtliche Liebespflicht, Böſes mit Gutem zu vergelten, erinnert. Er hatte erklärt, daß die Geiſtlichkeit, falls der Prokonſul bei ſeinem blutigen Vorhaben beharrte, es

[1] Es kann leider nicht bezweifelt werden, daß die zuletztgenannten Motive für Auguſtin die ausſchlaggebenden waren. Man merkt es den in Betracht kommenden Briefen an, daß ſie weniger von Liebe als von Berechnung diktiert ſind.

hinfort unterlaſſen müßte, die Übeltaten der Feinde zur Anzeige zu bringen.[1] Dieſe würden das bald gewahr werden und um ſo rückſichtsloſer ihrer Wut die Zügel ſchießen laſſen, Ep. 100.

Jetzt hatte er Anlaß, dieſelben Vorſtellungen dringender zu wiederholen. Im Jahre 412 ſtellte Marcellin einige Circumcellionen und donatiſtiſche Kleriker aus der Umgegend Hippos vor Gericht, und dieſe mußten bekennen, ein paar katholiſche Prieſter ermordet und verſtümmelt zu haben. Sofort ſchreibt Auguſtin dem Tribunen und beſchwört ihn, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wohl zu ſtrafen, aber nicht wiederum zu töten oder zu verſtümmeln. Er lobt ihn, daß er bei dem Verhör nicht das Folterpferdchen, Krallen und Flammen, ſondern bloß die Rute angewandt habe,[2] ebenſo gnädig möge nun auch das Urteil ausfallen. Bei der Unterſuchung muß man ja, räumt er ein, bisweilen ſcharf zufaſſen, iſt aber die Schuld ans Licht gebracht, laſſe man apoſtoliſche Milde walten! So wird Marcellin der Kirche, zu deren Nutzen er geſandt iſt, am beſten dienen. Er hüte ſich, die Leiden der katholiſchen Gottesknechte durch gleich ſchwer bemeſſene Strafe der Feinde ihres Glanzes zu berauben. „Hörſt du nicht den bittenden Freund, ſo höre den Biſchof, der dir rät. Ja, ich könnte, zumal bei dieſer Angelegenheit, ohne Anmaßung, da du ein Chriſt biſt, ſagen: Höre, wie ſich's ziemt, den Biſchof, der dir befiehlt.“ Ep. 133.

Ebenſo eindringlich und, wie er ſelbſt ſagt, nicht bloß bittend, ſondern als Biſchof mahnend, wendet er ſich in derſelben Sache an den Prokonſul Apringius, der, wie Auguſtin vermutet, das Endurteil zu fällen hatte. Er gibt ihm zu bedenken, daß es ſich hier nicht um die Verwaltung der Provinz handele, bei der die äußerſte Strenge angebracht

[1] Ob wirklich viele Biſchöfe außer Auguſtin das unterlaſſen haben würden?

[2] Rutenſchläge wurden, wie Auguſtin bemerkt, auch beim biſchöflichen Gericht häufig ausgeteilt.

sein möge, sondern um eine rein kirchliche Angelegenheit.[1] Auch vor einem Nichtchristen, bemerkt er, würde er mit aller Kraft dafür eingetreten sein, daß nicht das Leiden der gemordeten katholischen Gottesknechte durch das Blut der Feinde beschmutzt werde. Weil aber der Prokonsul ein Christ ist, kann er ihm, an seinen christlichen Gehorsam appellierend, zurufen: Beuge dich, hoher Herr (subdatur sublimitas tua), es beuge sich dein Glaube! Fürchte mit uns das Gericht Gottes, des Vaters, und lege Zeugnis ab für die Milde der Mutter! Jetzt endlich ist es geschehen, fährt er fort, daß die prahlerischen, sich als Märtyrer aufspielenden Gegner ihre eigenen Grausamkeiten bekannt haben. Die öffentliche Vorlesung der Gerichtsakten wird einen vorzüglichen Eindruck machen, aber dann darf am Schlusse nichts von einem blutigen Urteil verlauten. Lieber völlige Straflosigkeit als Hinrichtung. Die Milde der Kirche, die durch die Tat beweist, daß sie nicht Böses mit Bösem vergilt, sondern ihre Feinde liebt, wird die Gegner gewinnen, Ep. 134. In einem etwas späteren wieder an Marcellin gerichteten Briefe ist der Bischof noch einmal auf diese ihm so wichtige Angelegenheit zurückgekommen. Um des Gewissens willen und um die katholische Milde empfehlen zu können, wiederholt er seine Bitte, daß kein Todesurteil gefällt werde. Sollte der Prokonsul auf der Todesstrafe bestehen, so möge man wenigstens seine um Schonung bittenden Briefe den Akten beifügen und eine Frist gewähren, innerhalb deren die Gnade des Kaisers angerufen werden könne. Im Übrigen ersucht er um schleunige Zusendung der betreffenden Akten, damit sie in seinem Sprengel verlesen werden können, Ep. 139.

Mit den Donatisten ging es zu Ende. Ihre Gemeinden lösten sich auf. Ihr Kirchenvermögen eigneten sich die katholischen Bischöfe an, vgl. Ep. 185, 35 ff.[2] Durch den

[1] Apringius hätte das bestreiten können.

[2] Schwerlich werden diese sämtlich gedacht haben wie Augustin: Non res eorum, sed ipsos quaerimus, Ep. 185, 46.

blutigen Tod des Marcellin, der Augustin, wie bereits geschildert, außerordentlich nahe ging, und der ihm, wie sich aus Ep. 151, 13 erschließen läßt, Mut und Lust raubte, sich weiterhin an kirchenpolitischen Aktionen zu beteiligen, wurde ihre Lage nicht günstiger. Die Meisten gaben ihre Sache verloren und traten zur katholischen Kirche über. Sehr Viele gaben dabei die Erklärung ab — darauf weist Augustin wiederholt hin —, sie wären schon längst gern gekommen, doch hätten sie es bislang nicht gewagt, da sie die Rache der umherschweifenden Banden fürchteten. Andere verharrten mit äußerster Hartnäckigkeit, die einer besseren Sache wert gewesen wäre, bei ihrem Widerstande. Einige wurden auch vom Märtyrerwahnsinn ergriffen, der in Afrika seit Jahrhunderten zu Hause war und unter den Circumcellionen bereits die tollsten Blüten getrieben hatte, und gaben sich, da man es vermied, Todesurteile über sie zu sprechen, selbst den Tod, indem sie sich mit Vorliebe von den Felsen oder in Feuer und Wasser stürzten.[1]

Unter den Briefen Augustins befindet sich ein an einen solchen Fanatiker, namens Donatus, gerichtetes Schreiben, Ep. 173. Man hatte den bedauernswerten Mann, als er sich sträubte, nach Hippo zur Kirche zu kommen, auf ein Reittier gehoben, worauf er sich mit Macht zur Erde warf und erhebliche Verletzungen zuzog. Als man ihm zuredete, man dürfe ihn doch nicht irren und zugrunde gehen lassen, schrie er: Aber ich will irren, ich will zugrunde gehen! Trotzdem führte man ihn hin. Es half ihm nichts, daß er, um zu sterben, in eine Wassergrube sprang, er wurde wieder herausgefischt. Durch solche und ähnliche Vorfälle, die sich

[1] Der schriftkundige Bischof von Hippo aber erinnert daran, daß Satan Christum einst überreden wollte, sich vom Tempel herabzustürzen, und daß er den von ihm besessenen mondsüchtigen Knaben bald ins Feuer, bald ins Wasser zu werfen pflegte, woraus mit Evidenz hervorzugehen scheint, wer es ist, der die letzten Donatisten entflammt, sich gerade auf diese ominöse Weise das Leben zu nehmen, Ep. 185, 12.

ziemlich oft zugetragen haben müssen, wurde Augustin keineswegs in seiner Theorie der Zwangsbekehrung irre gemacht. Diese Schwäche lag ihm fern. Niemals hätte er eine sorgfältig durchdachte Theorie um ihrer bedenklichen praktischen Konsequenzen willen preisgegeben. Wohl beginnt sein Brief an jenen Donatus mit den Worten: „Wenn du sehen könntest den Kummer meines Herzens und meine Besorgnis um dein Heil, dann würdest du dich vielleicht deiner Seele erbarmen.“ Doch geht er alsbald dazu über, in der bekannten Weise unter starker Betonung der Liebespflicht den Zwang in Glaubensfragen zu rechtfertigen und dem unglücklichen Schwärmer das Verwerfliche des Selbstmordes klar zu machen. Uns scheint die vorwurfsvolle, lehrhaft gehaltene Epistel nicht sonderlich geeignet, das Herz eines verdüsterten Fanatikers zu gewinnen.[1]

Auf die dem Bischof natürlich sehr peinlichen donatistischen Selbstmorde nimmt auch der bereits mehrfach zitierte große Lehrbrief an den Statthalter Bonifacius Bezug, Ep. 185, 32 ff. Würde man nicht, argumentiert er hier, zwei Menschen aus einem brennenden Hause hinaustragen, wenn sie sich weigern sollten herauszukommen, ja selbst dann, wenn der Eine erklärte, er werde sich selbst umbringen, wenn man Gewalt anwende? Würde man nicht sogar in dem Falle zugreifen müssen, wenn von vielen Hausbewohnern alle bis auf einen entschlossen wären, sich in die Flammen zu stürzen, wenn man sie gewaltsam herausschaffte? Wieviel weniger darf man zaudern, wenn sich's um Rettung nicht des Leibes, sondern der Seele, um Rettung vom ewigen Verderben handelt!

Noch einmal, im Jahre 420, als alter Mann, sah sich Augustin genötigt, seine Feder gegen die aussterbende

[1] Wenn Augustin in Ep. 173, 7, vgl. 9 schreibt: „Lies die Akten (sc. des großen Religionsgespräches) oder laß sie dir vorlesen, und dann wähle nach Belieben“, so weiß ich nicht, ob diese Worte ganz ernst zu nehmen sind. Jedenfalls verleugnet er damit die Zwangstheorie nicht, sondern gibt höchstens einem einzelnen armen Schwärmer seine Freiheit zurück.

Donatiſtenpartei in Bewegung zu ſetzen, und zwar auch diesmal hauptſächlich aus dem Grunde, um den donatiſtiſchen Selbſtmördern den Märtyrerruhm zu entziehen. Er bemüht ſich nämlich zu beweiſen, daß Razis, der berühmte Selbſtmörder der Makkabäerzeit, keine edle Tat vollbrachte, als er ſich von der Mauer herabſtürzte, und daß er deswegen keineswegs von der Schrift gelobt werde, vgl. Ep. 204.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf dieſen großen Kampf, der mehr als irgendein andrer, der pelagianiſche nicht ausgenommen, den Biſchof von Hippo in Atem gehalten hat. In dieſem Streite hat Auguſtin Gedanken von größter dogmengeſchichtlicher Tragweite, ja weltgeſchichtlicher Bedeutung ausgebildet. In ihm hat ſich ſeine weiche Seele gehärtet und geſtählt, und der ſchwerſte Teil desſelben muß ſich, ohne daß wir es in den Schriften und Briefen nachweiſen können, in ſeiner eigenen Bruſt abgeſpielt haben. Doch wirkt die Betrachtung des Verlaufs dieſes Kampfes deprimierend. Mit dem optimiſtiſchen Glauben an die ſiegreiche Macht der Wahrheit ging der junge Biſchof hinein, aber ein nennenswerter Erfolg ſtellte ſich erſt dann ein, als die gepanzerte Fauſt des Staates entſcheidend eingriff. Die kaiſerlichen Strafgeſetze, nicht der Geiſt Auguſtins, haben den Donatismus bezwungen. Darüber hat ſich der Biſchof ſelbſt keiner Täuſchung hingegeben (vgl. Ep. 185, 15. 17. 29 f.), obwohl er ſich, wenn er weniger wahrhaftig und ſelbſtgefälliger in der Beurteilung ſeiner eigenen Leiſtungen geweſen wäre, leicht hätte täuſchen können, da ſeine eigene rührige Aufklärungsarbeit mit der richterlichen Exekutive Hand in Hand ging. Doch mag es ihn gefreut haben, als die Donatiſten von Cirta dankſagend ſchrieben, daß ſie von ihm für die katholiſche Kirche gewonnen ſeien, und daß er ſie durch ſein Wort umgewandelt habe, wie einſt Xenocrates den trunkſüchtigen Polemo. Gewiß freute ihn das, doch gab er in ſeinem Antwortſchreiben Gott die Ehre; Gott, der einſt durch den Mund des Heiden den Säufer nüchtern

machte, nicht Auguſtin, hat auch die Einwohnerſchaft Cirtas bekehrt, Ep. 144.

Man hat gegen den großen Biſchof vielfach ſchwere Vorwürfe erhoben, weil er den ſtaatlichen Zwang in Glaubensſachen nicht nur anfänglich zögernd guthieß, ſondern bald ſein eifrigſter Verfechter wurde und ſo, ein Zerſtörer der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, den theoretiſchen Unterbau ſchuf für Ketzerverfolgung und Inquiſition. Doch kann man zu ſeiner Rechtfertigung mancherlei vorbringen, und das Geringſte iſt noch dies, daß das Verhalten der Donatiſten die Geduld auch des Sanftmütigſten auf eine harte Probe geſtellt hätte. Denn die afrikaniſchen Sektierer legten nicht nur eine offenkundige Verranntheit an den Tag; ſchlimmer war, daß ſie ſich nicht dazu aufraffen konnten, das Tiſchtuch zwiſchen ſich und den räuberiſchen Circumcellionen zu zerſchneiden, und daß ſie damit in gröblicher Weiſe das erſte Erfordernis für eine proteſtierende Minorität, die ſittliche Makelloſigkeit, außer Acht ließen. Die beſte Verteidigung des heiligen Auguſtin aber iſt ſein Glaube. Ich halte es allerdings nicht für ausgeſchloſſen, daß der harte Satz: „Kein Heil außerhalb der Kirche", welcher ſo ſchlecht zu der Herzenstheologie und weltweiten Spekulation des Kirchenvaters paßt, ihm erſt im Verlauf des donatiſtiſchen Streites zur Gewißheit wurde, daß, ſchärfer ausgedrückt, der entſchiedenen Aneignung dieſes Satzes das Bedürfnis und der Wunſch vorhergeht und zugrunde liegt, den denkbar ſtärkſten Antrieb zur Bekämpfung des Schismas bis zur Anwendung der ſtaatlichen Machtmittel zu gewinnen. Mag ſein, jedenfalls hat er es wirklich geglaubt, daß die Trennung von der Kirche, dem lebendigen Leibe Chriſti, die Häretiker und Schismatiker ins ewige Verderben ſtürzen müſſe. Fügt man dieſem Glauben noch die innerhalb des Chriſtentums kaum beſtreitbare, für Auguſtin aber ſelbſtverſtändliche Theſe hinzu, daß die Liebespflicht den Vortritt hat vor dem Ideal der Freiheit, ſo hat man alle Vorausſetzungen beiſammen, unter deren Druck

Auguſtin ſchließlich zum Verfolger der Donatiſten werden mußte. Erinnern wir uns noch einmal daran, daß Auguſtin immer wieder auf die Liebe als die letzte Triebkraft zu dem ſchweren Werke der Bedrückung der Brüder hinweiſt. Dieſe Liebe aber, daran wird Niemand zweifeln, war echt, mögen ſpätere Ketzerrichter ſie auch hundertmal als heuchleriſche Maske benutzt haben. Es wäre nach Lage der Dinge eine tadelnswerte Charakterſchwäche geweſen, wenn Auguſtin vor der ultima ratio der Gewalt zurückgebebt hätte, nachdem er ſich überzeugt, daß bei der Halsſtarrigkeit der Gegner alle Überredungsverſuche, Schrift- und Vernunftgründe, verſchwendet waren. In Prinzipienfragen darf dem Gefühl eine Einſprache nicht geſtattet werden. Es war ohne Zweifel eine ſittliche Tat, eine Tat ſchwerſter Selbſtüberwindung, als er ſeine Zuſtimmung zur Vergewaltigung der Donatiſten gab, und es iſt ihm ebenfalls nicht negativ zu buchen, daß er ſich nun nicht zaudernd im Hintergrunde hielt, ſondern jene ſcharfe und klare Theorie, das Grunddogma der Inquiſition, ausbildete. Nur der Vorwurf der Beſchränktheit haftet hier an ihm, allerdings bei einem Manne von ſolch univerſaler Bildung, ſolch weitem Blick, bei dem Reformator der allen Schranken entrückten Religion des Herzens, ein ſehr ſchwerer Vorwurf. —

Noch ſtärker drängt ſich uns eine mit Verdruß und Mißbilligung gemiſchte Bewunderung auf, wenn wir an den zweiten großen Streit denken, welcher den Lebensabend Auguſtins weniger mit äußerer Unruhe als mit innerem Sturm erfüllte, den Streit gegen Pelagius und Genoſſen. Nirgends bekommen wir einen ſo tiefen Eindruck von der Großzügigkeit ſeines Charakters, als wenn wir die antipelagianiſchen Streitſchriften und Briefe leſen. Erſtaunlich iſt die in der Kirche ſeit Paulus unerhörte Schärfe und Konſequenz, mit welcher er den Gedanken von der Alleinwirkſamkeit der Gnade herausarbeitet, ergreifend iſt es zu ſehen, wie ſein Augenmerk einzig darauf gerichtet iſt, daß in dem verwickelten und traurigen Prozeß

der Weltgeſchichte, ſei's auch auf Koſten des größten Teils der Menſchheit, Gottes Ehre triumphiert. Niemals hat er ſeinen Fuß zurückgezogen, keine ſeiner, wie er ſelbſt deutlich empfand, ſchroffen und harten, zum Teil grauſamen und troſtloſen Lehren jemals gemildert. Nach dieſer Lehre iſt die durch Adams Übertretung vergiftete Menſchheit ein einziger Haufen von Sünde und Verderben, aus welchem die abſolute Prädeſtination Gottes nach ewigem Plan eine Anzahl Geretteter zum Heil ausſondert, indem ſein Geiſt Glaube und Liebe einflößt. Die Andern alle, unter ihnen die Heiden, die Ketzer und, wie Auguſtin immer wieder mit Nachdruck betont, die ungetauft ſterbenden Kinder, ſind verdammt[1].

Wenn wir nun bedenken, daß Auguſtin kein Mann war wie Calvin, daß er vielleicht von allen Lehrern der alten Kirche das zartfühlendſte Herz beſeſſen hat, daß er unter allen alten Kirchenvätern der größte Prediger der Liebe geweſen iſt, der Liebe, die, wie er ſagt, ſo ſehr über alle übrigen Gottesgaben hervorragt, daß ſie nicht nur göttlich, ſondern Gott genannt worden iſt, Ep. 188, 31, wenn wir das bedenken, dann ahnen wir eine Tragödie. Auguſtin hat ſelbſt über die weicheren Regungen ſeiner Seele, die ſich gegen die ſoeben ausgeſprochenen Gedanken ſträubten, das Todesurteil geſprochen, und je mehr ſie ſich ſträubten, um ſo rückſichtsloſer wurden ſie ignoriert. Der übermächtig gewordene und übermenſchliche Gottesgedanke trat einen Teil ſeines menſchlichen Mitgefühls zu Boden. Das Beſſere, jedenfalls nach Auguſtins Überzeugung Beſſere, zeigte ſich als des Guten Feind. Über die Seelennöte, die er aus-

[1] Um ſich Auguſtins Härte zu verdeutlichen, leſe man einen Satz wie den folgenden: Tam multos autem creando nasci voluit, quos ad suam gratiam non pertinere praescivit, ut multitudine incomparabili plures sint illis, quos in sui regni gloriam filios promissionis praedestinare dignatus est, ut etiam ipsa reiectorum multitudine ostenderetur, quam nullius momenti sit apud Deum iustum quantalibet numerositas iustissime damnatorum, Ep. 190, 12.

gestanden haben muß, bis die in heißer Glut religiösen Enthusiasmus aus seiner Seele geflossenen Gedanken einigermaßen dogmatisch erstarrt waren und sich wie eine Lavadecke über blühende Gefilde seines Geistes gelegt hatten, wissen wir nichts zu sagen. Vielleicht hat er davon auch seinen vertrautesten Freunden keine Mitteilung gemacht, vergeblich durchsuchen wir seine Briefe. Übrigens ist es bekannt, daß Augustin längst, ehe er von Pelagius etwas gehört hatte, mit diesen Gedanken im Wesentlichen im Reinen war. Doch ist es keine Frage, daß im pelagianischen Kampfe, zumal als Julians knochige Finger zugriffen, die alte Wunde immer wieder aufgerissen werden mußte. Es war Augustins Schicksal, daß er, seit Ciceros Hortensius den ersten Gährungsstoff in seine empfindsame Seele hineinbrachte, von einem Seelenkampfe zum andern und von einer Selbstüberwindung zur andern fortschreiten mußte. Er hat die heißersehnte Ruhe schwerlich jemals gefunden, es sei denn in solchen Stunden, in denen er betend in jenem Gottesgedanken schwelgte, der sein Glück, aber, wie uns jetzt aufdämmert, auch seine Qual war. Doch welches auch der Verlauf dieser Herzenstragödie gewesen sein mag, es ist kein Zweifel, daß uns im pelagianischen Streite Augustins Charakter in seiner imponierendsten Größe entgegentritt.

Ist der Donatismus im Grunde genommen vom Kaiser besiegt worden, so kann man dagegen Augustin als den Überwinder des Pelagianismus ansehen. Wäre er nicht auf seinem Posten gewesen, so würde die „neue Häresie" wahrscheinlich die Kirche überflutet haben. Hinter ihn stellte sich geschlossen die afrikanische Kirche, deren geistiger Führer er war, deren Konzilien er als Sprachrohr benutzte, das bisweilen schwerhörige Rom aufmerksam zu machen. Augustin war der Besieger der Pelagianer, allerdings nicht ohne Rom und den Kaiser. Erst nachdem es den Afrikanern gelungen war, im Jahre 417 beim ersten Anlauf den Papst Innocenz, und im Jahre 418 nach einigem Hin und Her seinen Nach-

folger Zosimus zur Verurteilung des Pelagianismus zu bestimmen, war der Sieg entschieden, mochten die Häretiker auch noch im Orient für eine Weile Rückhalt finden. Roma locuta, causa finita.

Da es dem Pelagianismus nicht glückte, in Afrika festen Fuß zu fassen (vgl. Ep. 157, 22), brauchte Augustin nicht wie im Donatistenkampf in den Staub der Arena hinabzusteigen, sondern konnte sich begnügen, aus der Ferne mit Schriften und Briefen zu streiten. Er durfte in diesem Kampfe im Wesentlichen seinem Herzensbedürfnisse gemäß Theoretiker bleiben. Daß er das scharfe Vorgehen von Papst und Kaiser gegen die Häretiker, die ruhelos in dem weiten Reiche umherirrten, billigte und nach Kräften beförderte, daß er seinen Freund Alypius, der als diplomatischer Vertreter der afrikanischen Wünsche mehrfach in Rom und am kaiserlichen Hofe weilte, mit seiner Teilnahme und seinen Ratschlägen geleitete, daß er bei sich bietender Gelegenheit auch selbst politisch hervorragende Persönlichkeiten wie den Comes Valerius in diesem Sinne zu beeinflussen suchte, versteht sich dabei von selbst. Da hier auf den Inhalt seiner Polemik, so interessant er sein mag, nicht eingegangen werden soll, bleibt nur noch wenig zu sagen.

Wir heben ein paar Stellen aus den Briefen Augustins heraus, aus welchen hervorzugehen scheint, wie er als Bischof gegen die Häresie des Pelagius vorgegangen sein würde, wenn sie sich auch in seiner Diözese eingenistet hätte. Unter den Schreiben, in denen der Bischof von Hippo Freunde und Bekannte, bald von ihnen um Rat gefragt, bald aus eigenem Antrieb, vor der neuen Ketzerei warnt, befinden sich auch zwei Briefe an den einflußreichen römischen Priester Sixtus, in dem man schon damals (anno 418) den künftigen Papst sah. Nachdem Augustin seine lebhafte Genugtuung darüber ausgesprochen, daß diese wichtige Persönlichkeit endlich entschieden im antipelagianischen Sinne Partei genommen hat, bemerkt er weiter, es sei nicht genug, daß man mit

heilsamer Strenge gegen die dreisten Wortführer der Häresie vorgehe, sondern man müsse auch Diejenigen aufspüren, die heimlich sich in die Häuser einschleichend und vorsichtig flüsternd pelagianische Propaganda trieben. Und auch auf die früheren Anhänger der Irrlehre, die jetzt nach ergangenem Urteilsspruch gänzlich verstummt seien, müsse man ein wachsames Auge haben, und erst dann dürfe man sich zufrieden geben, wenn man sie dahin gebracht, auch ihrerseits den Irrtum zu bekämpfen. Gegen Letztere brauche man allerdings nicht mit Schreckmitteln vorzugehen. Da sie schon eingeschüchtert seien, werde es genügen, wenn die Unterweisung in der Wahrheit durch die Furcht vor Strenge unterstützt werde; man möge sie also belehren — aber nicht zu lässig! Ep. 191, 2; 194, 2. Augustin spricht sich nicht aus, was mit den zuletzt erwähnten Leuten geschehen soll, wenn sie sich weigern, Belehrung anzunehmen, doch kann man aus der vielsagenden Andeutung, daß die Furcht vor Strenge bei dem Unterricht mitwirken werde, seine Meinung erraten. Augustin empfiehlt eine inquisitorische Seelsorge.

Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht auch der Schluß eines von Augustin im Greisenalter abgefaßten längeren Lehrbriefes an den Carthager Vitalis, welcher den von Augustin selbst in einer früheren Periode seines Denkens geteilten Standpunkt vertrat, daß man zwar den Fortgang des frommen Lebens, nicht aber seinen ersten Anfang, den Glauben, auf Gottes Verursachung zurückzuführen habe. Ich vermute, daß auf den Carthager der folgende Satz einen stärkeren Eindruck gemacht hat als das ganze übrige Schreiben: „Wenn du leugnest, daß es einen Zweck hat, für Diejenigen welche, nicht glauben wollen, zu beten, daß Gott ihnen den Glauben schenke, . . so muß auf andere Weise dafür gesorgt werden, daß du diesem Irrtum nicht nachhängst, oder wenigstens nicht noch andere Leute verführst", Ep. 217, 30. Das ist eine unmißverständliche Drohung, und man sieht, daß der alte Bischof noch nicht

vergessen hat, was er im Verlauf der donatistischen Wirren lernte. Obwohl die Pelagianer bürgerlich achtbare Persönlichkeiten und keineswegs wie die Donatisten mit Banditen verbündet waren, hielt es Augustin für die Pflicht der Kirche, mit Drohungen und Strafen gegen sie einzuschreiten.[1] Daß es ihm übrigens am liebsten gewesen wäre, wenn die Häretiker sich ohne Anwendung von Kirchenbann, Landesverweisung und dergl. gutwillig hätten zur Anbequemung an die neue Kirchenlehre bestimmen lassen, glauben wir ihm gerne.

Auch die Manichäer hat Augustin nicht nur in Schriften und Disputationen die Überlegenheit seines Geistes fühlen lassen, sondern von den gegen sie erlassenen Strafgesetzen unbedenklich Gebrauch gemacht, allerdings, wie es scheint, noch nicht in den ersten Jahren seiner Amtsführung. Aber schon im Jahre 404 stellte er einen Mitbürger, den Manichäer Felix, vor die Alternative, entweder die Stadt zu verlassen, oder sich in einer Disputation zu verantworten,[2]

[1] Wenn Augustin dem Felix anheimstellt, die widerspenstigen Häretiker mit heilsamer Strenge zu schrecken, wenn er dem Vitalis droht, so hat er natürlich nicht bloß die kirchliche Exkommunikation im Auge, deren Verhängung über die Pelagianer er ausdrücklich billigt (vgl. Ep. 196, 7), sondern auch die sonstigen bürgerlichen Strafen (Verbannung, Güterkonfiskation), die den aus der Kirche verstoßenen Ketzer erwarteten.

[2] Wahrscheinlich ist nämlich der manichäische Presbyter, an welchen der kurze, herausfordernde Brief, Ep. 79, gerichtet ist, kein andrer als der bekannte Felix. Der Schluß dieses Schreibens lautet: „Geh nicht hausieren mit der eitelen Rede, wir machten euch groß (d. h. als Märtyrer), wenn wir zu hindern suchen, daß euer pestilenzialisches Gift sich schleichend unter den Leuten verbreitet. Der Apostel macht nicht Diejenigen groß, welche er Hunde nennt, wenn er spricht: „Nehmt euch in Acht vor den Hunden"; auch nicht Diejenigen, von denen er schreibt, ihre Lehre schleiche umher wie der Krebs. Darum verkündige ich dir im Namen Christi: Kannst du und willst du, so löse die Frage, in welcher dein Vorgänger Fortunatus versagte ... Kannst und willst du aber nicht, so mach dich davon und höre auf, des Herrn Wege zu verwirren, schwache Seelen zu umgarnen und vergiften, du möchtest sonst auf eine Weise, die du dir nicht träumen läßt, an den Pranger gestellt werden." Aus diesen Worten spricht der helle Zorn. Einem manichäischen Gotteslästerer gegenüber versteht Augustin keinen Spaß.

und hätte sich der Gegner nach mehrtägigem Wortgefecht nicht besiegt gegeben, wäre ihm die Verbannung nicht erspart geblieben. Als aber der Subdiakon Victorinus als heimlicher Manichäer entlarvt war und, obschon er behauptete, kein „Eingeweihter", sondern nur „Hörer" zu sein, zugeben mußte, für den Irrwahn Propaganda getrieben zu haben, da hat der Bischof von Hippo den alten Mann, entrüstet über seine Heuchelei, sofort aus der Stadt verjagt, obwohl dieser demütig bat, man möge ihn doch in der kirchlichen Lehre unterweisen. Damit noch nicht zufrieden, hat er ferner den Bischof, in dessen Sprengel der Alte zu Hause war, ersucht, er möge ihn absetzen und nur dann wieder in die Kirchengemeinschaft aufnehmen, wenn er sich bereit finden lasse, seine ehemaligen Glaubensgenossen in der ganzen Provinz anzugeben, Ep. 236; vgl. auch Ep. 222, 3. Das Mißtrauen Augustins war in diesem Fall gewiß nicht unberechtigt; aber was sollen wir dazu sagen, daß er den zur Buße bereiten Geistlichen zur Denunziation seiner bisherigen Glaubensbrüder zu zwingen sucht? Diese Handlungsweise ist sicherlich eines Augustin nicht würdig, und es widersteht uns, sie zu rechtfertigen durch den Hinweis auf jene caritas, die die verlorenen Seelen möglichst aller Ketzer in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzubringen strebt.

Auch mit den Arianern hat sich Augustin an seinem Lebensabend noch herumschlagen müssen, und zwar lernen wir aus seiner Korrespondenz die Händel kennen, in die er mit dem Arianer Pascentius, einem vornehmen Steuereinnehmer, verwickelt wurde. Es wiederholte sich hier dasselbe, was Augustin schon im Kampfe mit den Donatisten erlebt hatte. Der eitele, auf Augustins Weltruf neidische Arianer wollte erst disputieren.[1] Als er aber in der Vor-

[1] Pascentius, dem die nüchterne Schärfe der Kritik des Bischofs gar nicht behagte, bemerkte im Verlauf der Unterredung wegwerfend, das Augustin verherrlichende Gerücht habe, wie er sich überzeuge, weit übertrieben. Darauf erwiderte dieser lächelnd,

verhandlung eine Probe davon erhalten hatte, wie Auguſtins geübte Dialektik an unüberlegte Äußerungen anknüpfend den Gegner im Kreiſe herum zu treiben wußte, weigerte er ſich, die Schreiber zur Verhandlung zuzulaſſen, obwohl er ſich erſt dazu bereit erklärt hatte. So wurde aus einer ernſthaften Auseinanderſetzung eine Komödie. Auf zwei mahnende, ebenſo würdevolle wie überlegene Briefe des Biſchofs, in deren erſtem er unter anderem bemerkt, es ſei gewiß nicht ſchwer, den Auguſtin zu beſiegen — geſchweige ihn zu überſchreien und nach dem Urteil abhängiger Schmeichler den Sieg über ihn davonzutragen — und es liege auch nicht viel daran, denn beſſer als einen Menſchen zu beſiegen ſei es, ſich freiwillig von der Wahrheit beſiegen zu laſſen, antwortete der hochfahrende Mann mit einer ebenſo groben wie beleidigenden Epiſtel. Darauf entgegnete Auguſtin, der in dem Handel ſtets eine vollendete Selbſtbeherrſchung bewahrte, unter anderem ruhig und ſchneidend, wenn er ſich ſo benommen hätte wie der Arianer, ſo würde ihm dieſer ſicherlich mit Entrüſtung den Vorwurf der Perfidie ins Geſicht geſchleudert haben — vielleicht die einzige Stelle in Auguſtins Briefen, der die Abſicht perſönlich zu verletzen nicht fremd iſt.[1] Drohen konnte Auguſtin dieſem Häretiker übrigens nicht. Es war die Zeit der Reichsüberſchwemmung durch die germaniſche Flutwelle, und der Kurs der Arianer ſtand hoch. Ep. 238—241; vgl. auch Ep. 170 und 171.

Von größerem Intereſſe für uns ſind die Briefe, in welchen Auguſtin ſich mit dem ausſterbenden, wenn auch im Innern Afrikas zunächſt noch ziemlich feſtgewurzelten (vgl.

---

das habe er ja gleich geſagt und ſei erfreut, daß nicht das Gerücht, ſondern er ſelbſt Recht behalte, Ep. 238, 8.

[1] Im erſten Briefe, Ep. 238, 7, hatte er den Pascentius noch wegen einer ſehr viel harmloſeren Bemerkung um Entſchuldigung gebeten. Allerdings war es ihm dabei wohl weniger um die Verzeihung des Arianers zu tun, als darum, dieſen, der ſelbſt in ganz andrer Weiſe als Auguſtin während des Geſprächs ausfällig geworden war, durch Sanftmut zu beſchämen.

besonders Ep. 46) Heidentum auseinandersetzt. Wir werden von vornherein nicht erwarten, in ihnen den Geist der Sanftmut und Milde zu finden. War es einem damaligen gutkatholischen Christen unmöglich, gegen Sektierer und Andersgläubige Toleranz zu beweisen, so kann davon dem verhaßten Heidentum gegenüber vollends nicht die Rede sein. Augustin aber war seit seiner Taufe ein gutkatholischer Christ, oder vielmehr er wollte es sein und glaubte es zu sein, obschon er in den ersten Jahren nach seiner Bekehrung dem Plotin näher stand als Christo.

Als er sich damals, etwa fünfunddreißig Jahre alt, mit einigen Freunden in seiner Vaterstadt Thagaste beschaulich niedergelassen hatte, machte oder erneuerte er die Bekanntschaft mit dem alten heidnischen Grammatiker Maximus, der im benachbarten, noch fast ganz heidnischen Madaura wohnte. Uns sind zwei außerordentlich charakteristische Briefe der beiden Männer erhalten. Der Heide, offenbar ein Vertreter der stoisch-platonischen Popularphilosophie, legt in dem Seinigen eine Art Glaubensbekenntnis ab. Nach seiner Meinung ist Niemand so toll, nicht felsenfest zu glauben an den einen, höchsten, ewigen Gott, der zwar keine natürliche Nachkommenschaft besitzt, aber gleichwohl der große und herrliche Allvater ist. Da Niemand seinen eigentlichen Namen weiß, verehrt man unter mancherlei Bezeichnungen seine über die Welt hin ausgegossenen Kräfte (virtutes); gleichsam die Glieder des in allen Religionen gleichen Gottes, dem im Grunde genommen allein alle Anbetung gilt. Schändlich aber ist es und nicht zu ertragen, zürnt der Philosoph, daß man jetzt die altehrwürdigen Göttergestalten Jupiter, Minerva, Venus zurücktreten läßt hinter sogenannten Heiligen obskuren Namens und barbarischen Geschlechts, in Wirklichkeit lauter Bösewichtern, den Göttern und Menschen verhaßt. Augustin möge doch mitteilen, und zwar ohne die Künste seiner berühmten Beredsamkeit walten zu lassen, ohne seine beliebte chrysippeische Beweisführung und nervenspannende, alles ins Ungewisse

herabziehende Dialektik, was das für ein Gott ist, den das Christentum für sich mit Beschlag belegt und in der Abgeschlossenheit verehrt, während die heidnischen Gottesdienste, Gebet und Opfer vor Aller Augen stattfinden, Ep. 16.

Augustins Antwort ist wenig befriedigend. Auf die offenbar ernst gemeinte und scharf gestellte Frage des Philosophen, wie sich der Christengott zu dem allumfassenden, auch von den Heiden anerkannten Weltgott verhalte, den man eigentlich meine, wenn man dem bunten Götterpantheon Verehrung und Opfer darbringe, auf die Frage also nach der prinzipiellen Besonderheit des Christentums geht Augustin nicht mit einem Worte ein. Hat er die Bedeutung dieses Problems nicht begriffen? Das ist doch nicht anzunehmen. Es scheint eher, daß er nichts Rechtes zu antworten wußte. Das ist kein Wunder, denn seine eigene Gottesspekulation hatte ja auch kein höheres Ziel erreichen können, als die platonische Gottesidee des absoluten, geistigen Seins, des vollkommenen Guten. Er hätte vielleicht sagen können, daß das Christentum das in Christo verkörperte ethische Ideal schärfer präzisiere als Liebe und strenge Sittlichkeit, während die heidnisch-philosophische Idee des Guten unbestimmt und vieldeutig blieb, doch vermied er eine solche prinzipielle Auseinandersetzung lieber ganz. Was sollte er machen? Er zog den Brief des Maximus ins Lächerliche, tat so, als könne er ihn durchaus nicht ernst nehmen. Seine Hauptfrage übergehend, nahm er einige Einzelheiten zum Anlaß, über das Heidentum die Schale seiner Verachtung auszuschütten. Hatte der heidnische Grammatiker beiläufig erwähnt, daß die Gottheit, wenn nicht auf dem Olymp, so doch sicherlich auf dem Forum zu Madaura gegenwärtig sei, so erinnerte er ihn an das, was die heidnische Göttersage vom Olymp erzählte, sowie an die Götterbilder, welche auf jenem Forum aufgestellt waren, nämlich ein paar drohende Marsstatuen, deren feindseliger Wille durch das gegenüber aufgerichtete Standbild eines Menschen mit erhobenem Finger unschädlich

gemacht werden ſollte. Solche Götter nenne nun Maximus Teile und Glieder des einen großen Gottes! Er möge ſich ſeiner lächerlichen Spöttereien ſchämen. Vollends töricht ſei es, wenn der Heide an barbariſch klingenden Namen puniſcher Heiliger Anſtoß nehme, die übrigens kein Katholik anbete. Barbariſche Namen gebe es auch im heidniſchen Kult, und wenn man ſpotten wolle, möge man den Gott Stercutius, die Göttin Cloacina zur Zielſcheibe erwählen. Nicht den mindeſten Grund habe der Gegner, mit dem öffentlichen heidniſchen Gottesdienſt zu prahlen. Auch da gebe es Geheimtuerei genug, und wegen der bachantiſchen Aufzüge, die man zu Madaura ſehen könne, an denen ſich ſogar der Magiſtrat beteilige, ſolle man dort lieber an die eigene Bruſt ſchlagen. Übrigens liege es auf der Hand, daß Maximus ſelber den heidniſchen Kultus verachte und ſich höchſtens Spaßes halber daran beteilige. Kurz wenn er eine ernſthafte Diskuſſion wünſche, dann möge er einen ernſthaften Brief ſchicken. Dies Schreiben, Ep. 17, iſt ein wichtiges Dokument, es beweiſt, daß Auguſtin ſchon wenige Jahre nach ſeinem Übertritt zum katholiſchen Chriſtentum mit einer Miſchung von Geringſchätzung und Abſcheu auf das Heidentum niederblickte.

Weniger bemerkenswert ſind die zwiſchen Auguſtin und dem heidniſchen Philoſophen Longinianus gewechſelten, nicht ſicher zu datierenden Briefe, Ep. 233 – 235. Diesmal iſt der Biſchof der Angreifer und fragt den Heiden, auf welche Weiſe er den von ihm anerkannten höchſten Gott verehre (alſo auch hier will er nicht über den Gottesbegriff, ſondern lediglich über den Kultus debattieren) und was er von Chriſto denke. Longinianus erwidert mit einem von Schmeichelei triefenden, geſchraubten Schreiben, in dem er ſich als Neuplatoniker verrät, es vorſichtig vermeidet, über Chriſtus irgendein Urteil zu fällen, und den Biſchof um ſeine Belehrung bittet. Dieſer nimmt den nichtsſagenden Brief des furchtſamen Philoſophen nicht ohne Befriedigung entgegen

und benutzt eine Unklarheit in demselben, um dem Gegner näher auf den Leib zu rücken, und versucht ihn durch scharf gestellte Fragen aus seiner vorsichtigen Reserve herauszulocken. Damit bricht die Korrespondenz leider ab. Auch des Bischofs Briefe sind achtungsvoll und freundlich. Wie ist das möglich, fragt man sich, da Longinianus ein Heide ist? Die Antwort ist nicht schwer. Man fühlt, daß Augustin sich der Hoffnung hingibt, den Heiden zu gewinnen.

Aus der ersten Zeit des Episkopats Augustins stammt vermutlich sein Brief an die Heiden von Madaura, Ep. 232. Die dortigen Stadtväter hatten ihn um sein hilfreiches Eingreifen zugunsten eines unglücklichen Mitbürgers ersucht. Der Bischof erfüllt die Bitte und ergreift zugleich die Gelegenheit, die Heiden zur Bekehrung zu rufen. Sie hatten ihn in ihrem Schreiben „Vater" genannt und „im Herrn" ewiges Heil gewünscht. Augustin bemerkt, dieser Briefeingang habe erst eine frohe Hoffnung in ihm erweckt, ihn nachher aber, nachdem er sich überzeugt, daß er nur spöttisch oder schmeichlerisch gemeint sein konnte, um so mehr mit Verdruß erfüllt. Zwar seien jetzt, nachdem die weltlichen Gewalthaber mit Strafgesetzen eingegriffen, überall die Göttertempel zerfallen, zerstört, geschlossen oder in andern Gebrauch übergegangen, die Götterbilder zerbrochen, verbrannt, eingeschlossen, vernichtet, aber was helfe das, solange das Herz noch ein Götzentempel sei? Darum warnt er die Heiden vor dem künftigen göttlichen Gericht, das sicherlich nicht ausbleiben werde, da es von der untrüglichen Schrift, deren sämtliche übrige Weisjagungen bereits eingetroffen, vorausgesagt sei. Mit Unwissenheit könne sich jetzt, da der Name Christi auf Aller Lippen sei, Niemand mehr entschuldigen. Möchten sie sich ihm, dem göttlichen Lehrer, der selber das erhabenste Vorbild der Demut sei, mit dem Bekenntnis ihrer Sünden demütig zu Füßen legen. Auch dieser Brief ist relativ friedlich gehalten. Augustin scheint zu hoffen, daß sein Überredungsversuch wirksam sein werde. Er schreibt

warm und eindringlich. „Wisset, Teuerste, daß ich in unaussprechlicher Herzensangst zu euch rede. Denn ich weiß, einen wieviel schwereren Stand ihr einst vor Gott haben werdet, wenn meine Worte von euch abprallen.“ „Wacht doch endlich auf, liebe Brüder und Väter! Diese Gelegenheit euch zu schreiben hat mir Gott gegeben.“ Möglich, daß dieser Brief, der wohl in die Anfangsjahre des augustinischen Episkopats zu verlegen ist, auf die Heiden von Madaura einigen Eindruck gemacht hat.

Anfänglich mißbilligte Augustin die tumultuarische Zerstörung oder Profanierung heidnischer Tempel und Statuen, den fanatischen Radikalismus des christlichen Pöbels. Diese Mißbilligung hat er in Predigten ausgesprochen, wir können sie auch aus folgendem kurzen Schreiben herauslesen, das etwa um das Jahr 399 angesetzt wird, und das auch noch aus einem andern Grunde interessant genug ist, um in seinem vollen Wortlaut mitgeteilt zu werden, Ep. 50. Es ist gerichet an die heidnischen Vorsteher der Stadt Sufeta. „Euer berüchtigtes und schändliches Verbrechen, eure unerhörte Grausamkeit, bringt Himmel und Erde in Aufruhr. Eure Straßen und Tempel sind mit Blut bespritzt und hallen wieder von Menschenmord. Bei euch wird das römische Gesetz zu Grabe getragen und die Scheu vor gerechtem Gericht mit Füßen getreten. Ehrerbietung und Furcht vor den Kaisern sind hin. Ihr habt das unschuldige Blut von sechzig Brüdern vergossen; und wenn Einer von euch Mehrere umbrachte, so hat er Ruhm geerntet und einen Ehrenplatz im Magistrat bekommen. Wohlan, jetzt zur Hauptsache! Ihr schreit um euren Hercules; gut, wir wollen ihn euch wiedergeben. Metall ist da, an Steinen fehlt es nicht, ebensowenig an den erforderlichen Marmorsorten, Künstler gibt es genug. Euer Gott soll mit allem Fleiß ausgemeißelt, gedrechselt und verziert werden. Roten Farbstoff schaffen wir ebenfalls zur Stelle, damit mag er angemalt werden, dann können eure heiligen Gelübde wieder erschallen. Ja,

wenn ihr um euren Hercules jammert, wollen wir das Geld zusammenbringen und euch einen Gott wiederkaufen. Dann gebt ihr auch die Seelen wieder her, die eure Hand ins Jenseits befördert hat! Ich sage es noch einmal; wie wir euch euren Hercules wieder herbeischaffen werden, so sollt auch ihr uns die vielen Seelen wieder zurückgeben!"

Das ist ein Brief voll Hohn und Grimm, der in Augustins Korrespondenz seinesgleichen nicht hat. Nicht ohne Bestürzung werden ihn die heidnischen Übeltäter gelesen haben. Gerade die von Augustin geübte Zurückhaltung, die rätselhafte Kürze, macht ihn so beunruhigend. Da muß etwas zwischen den Zeilen gesucht werden. Man könnte meinen, diesen Brief habe der Führer einer Strafexpedition geschrieben, etwa als Antwort auf ein Gesuch der Bürger um Schonung. In dem Falle würde man aus ihm den kaum unterdrückten Schrei nach blutiger Rache heraushören. Aber auch aus der Feder Augustins geflossen, behält er einen gefährlichen Klang. Man kann mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß der Bischof, als er diesen Brief niederschrieb, sich bei der kaiserlichen Obrigkeit um strenge Bestrafung der Schuldigen bemühte. Behalten wir die mühsam gezügelte Leidenschaft dieses lakonischen Briefchens im Auge. Ein sanftmütiger Heiliger war Augustin so wenig wie Paulus trotz seines, wie mir scheint, weicheren Herzens.

Noch einmal sah sich Augustin vor die Frage gestellt, wie er sich heidnischen Ausschreitungen gegenüber verhalten sollte. Im Jahre 407 hatte der Kaiser Honorius ein neues strenges Edikt erlassen, welches die radikale Beseitigung alles heidnischen Kultus bezweckte. Trotzdem veranstaltete die heidnische Bevölkerung von Calama, wo Augustins Freund Possidius auf dem Bischofsstuhle saß, im Sommer 408 ein ausgelassenes Götterfest. Lärmend zog eine Schar von Tänzern an der christlichen Kirche vorbei, und als die Kleriker einzuschreiten versuchten, flogen Steine gegen das Gotteshaus. Der Bischof traf jetzt Anstalten, dem kaiserlichen

Gesetze auch in Calama Eingang zu verschaffen; dadurch entfesselte er den Tumult von neuem, und diesmal begnügte sich der heidnische Pöbel nicht damit, Pflastersteine zu werfen, sondern steckte die kirchlichen Gebäude in Brand. Ein Christ kam in dem Tumult ums Leben, die Andern, unter ihnen Possidius, wußten sich zu verbergen oder zu fliehen. Natürlich ließ das Strafgericht nicht lange auf sich warten. Der Urteilsspruch war vom Gutachten der Bischöfe abhängig, wofern er nicht überhaupt in ihrer Hand lag. Um das drohende Unheil nach Möglichkeit abzuwenden, appellierte der gebildete Heide Nectarius an die Milde des einflußreichen Bischofs von Hippo, der vor kurzem die Stadt besucht, die Christen getröstet, die ängstlichen Heiden ermahnt und ihren Bitten wenigstens ein offenes Ohr entgegengebracht hatte. Nectarius berief sich dabei auf seine Vaterlandsliebe, die kein Maß und Ziel kenne und keinen höheren Wunsch hege, als die Vaterstadt blühend und unversehrt zurückzulassen. Er bemühte sich nicht, das Verbrechen zu beschönigen, doch bat er, Augustins Menschenfreundlichkeit möge den unschuldigen und unbeteiligten Bürgern Schonung, den Schuldigen wenigstens Befreiung von der Todesstrafe erwirken. Schadenersatz werde man bereitwillig leisten, Ep. 90.

Augustin antwortet reserviert. Er beginnt damit, den alten Heiden zu ermahnen, seine anerkennenswerte Vaterlandsliebe endlich einem besseren Vaterlande, dem Himmelreich, zuzuwenden. Daran schließt sich eine Vorlesung über die wahre Blüte des irdischen Vaterlandes. Sie besteht nicht in der Freiheit, straflos zu sündigen — eine Dornenblüte! — sondern wie schon Cicero lehrte, in Rechtschaffenheit, Keuschheit usw., und vor allem, wie jetzt die christliche Kirche allenthalben verkündet, in der Frömmigkeit der Bürger.[1] Dagegen muß das Heidentum mit seinem sittenlosen Götzendienst (Jupiters Ehebrüche!) zum Ruin der Gesellschaft führen.

[1] Meines Erachtens ist es unberechtigt, Augustin auf Grund dieses Briefes einen Mangel an Patriotismus vorzuwerfen.

Darauf geht Augustin auf den häßlichen Vorfall selbst ein und bemerkt, daß er als Bischof natürlich zu Nachsicht und Milde geneigt sei. Man denke nicht daran, dem Zorn in der Rache freien Lauf zu lassen; dennoch, und zwar hauptsächlich um der wahren Wohlfahrt der Schuldigen selbst willen, dürfe die heilsame Zucht nicht vernachlässigt werden. Was die Missetäter anlange, fährt er fort, so gebe es unter den Heiden von Calama eigentlich überhaupt keine Schuldlosen, da Niemand das Verbrechen zu hindern gesucht habe. Aber möge man denen, die nicht durch Rat oder Tat mitgeholfen, immerhin verzeihen, den Andern müsse ihre verdiente Strafe werden. Leben und notwendigen Unterhalt beabsichtige man ihnen nicht zu rauben, aber die Möglichkeit weiter zu sündigen müsse ihnen beschnitten werden. Am Schadenersatz dagegen sei den Christen, bei denen die Gewohnheit herrsche, zu dulden und sich gegenseitig auszuhelfen, nicht gelegen, Ep. 91.

Man begreift, daß sich Nectarius mit diesen unbestimmten Zusicherungen nicht beruhigen mochte. Er sandte deshalb nach einiger Zeit einen zweiten Brief, Ep. 103. Er beginnt mit einschmeichelnden Worten und beteuert, Augustins Erinnerung an die himmlische Gottesstadt zu Herzen genommen zu haben. Aber darüber darf man doch, meint er, die irdische Heimat nicht zu kurz kommen lassen. Was ist damit gedient, fragt er, wenn man den Schuldigen das nackte Leben läßt? Der Tod macht allem Leiden ein Ende, aber ein dürftiges Leben ist endloses Elend. Sonst zielt die preiswürdige Wirksamkeit der Bischöfe doch darauf ab, der Armut abzuhelfen. Wenn Augustin geneigt ist, den am wenigsten Schuldigen Verzeihung zu gewähren, warum nicht Allen? Ist ihm doch die Lehre der Philosophen von der Gleichheit aller Sünden gewiß nicht unbekannt.[1] Zum Schlusse sucht der Heide das Mitgefühl des Christen zu wecken. Er bittet und beschwört, er läßt seine Tränen fließen. Er weist hin auf die Angst der Bewohner

[1] Dieser unkluge Hinweis auf ein stoisches Philosophem konnte natürlich nur Augustins Entrüstung erregen, vgl. Ep. 104, 13ff.

von Calama, den Jammer der Mütter, Frauen und Kinder, der sich erheben werde beim Anblick ihrer Angehörigen, deren Glieder (beim peinlichen Verhör) von der Folter zerrissen.

Was wird dieser Appell an das Herz des Bischofs ausrichten? Gar nichts. Es lag Augustin wenig daran, von seinen heidnischen Gegnern als großmütig gepriesen zu werden. Keinen Augenblick trübten Gefühlswallungen die ruhige Sachlichkeit seines Urteils. In einem ausführlichen Antwortschreiben, Ep. 104, zerpflückt er, der Meister der Polemik, den Brief des Heiden. Er stellt seine Übertreibungen zurecht. Um der Gefolterten willen, sagt er, wird Niemand jammern, denn man wird die Folter zu verhindern wissen. Es ist sein Wunsch, daß die Nachforschung nach den Anstiftern des Verbrechens, die vielleicht ohne peinliches Verhör nicht würde durchgeführt werden können, unterbleibe. Er beabsichtigt auch nicht zu befürworten, daß man den Schuldigen ihre gesamte Habe entziehe, sondern man soll sie nur soweit züchtigen, daß ihnen die Möglichkeit weiter zu freveln, z. B. neue silberne Götzenbilder anzufertigen, genommen wird. Augustin wünscht ihnen nicht einmal eine so schwere Strafe, daß die in diesem entarteten Zeitalter längst vergessene Verfügung des Konsuls Ruffinus, Niemand, auch kein Reicher, dürfe mehr als zehn Pfund Silber besitzen, bei ihnen durchgesetzt worden wäre. Aber freilich Strafe und Züchtigung muß sein. Indem er zu strafen beabsichtigt, nicht um Rache zu nehmen, sondern um die Gottlosen zu bessern, liebt er — davon ist er fest überzeugt — die heidnische Bevölkerung von Calama mehr als Nectarius, der mit seiner Vaterlandsliebe so groß tut. Was schadet es auch den Leuten, wenn ihr Luxus verkürzt wird? Welche Torheit zu behaupten, daß ein bedürftiges Leben ein endloses Elend mit sich bringe! Dieser Phrase stellt der Bischof ernst die christliche, von den edelsten Philosophen geteilte Anschauung vom ewigen Leben und vom göttlichen Gericht über die Gottlosen gegenüber. Überhaupt zielt sein Brief mit dieser und mancher anderer

Ausführung darauf ab, dem Heiden das Christentum nahe zu bringen. Wozu, sagt er, die Zeit verlieren mit Verhandlungen über die den Leuten von Calama aufzuerlegende Buße? Gott wird das fügen, wie es ihm gut dünkt, und wie er es am besten weiß. Und wenn er eine noch härtere Bestrafung herbeiführen sollte, als Augustin selbst sie ins Auge gefaßt hat, so wird auch das gut und heilsam sein. Jetzt gilt es vor allem einig zu werden über den wahren Weg zur Seligkeit, und darüber wünscht er sich mit Nectarius noch des Näheren auseinanderzusetzen. Auf mancherlei Wegen streben die Menschen zur Seligkeit, aber nur einen Weg gibt es, der wirklich dahin führt; das ist Christus, der gesagt hat: „Ich bin der Weg", belehrt er den greisen Heiden. Also selbst in diesem Fall kann es Augustin nicht unterlassen, seinem seelsorgerlichen Herzensberuf nachzugehen. Er wird wenig Erfolg gehabt haben.

Am schlechtesten gefällt uns in dem Briefe ein Passus, den wir nicht stillschweigend übergehen dürfen. Augustin erklärt nämlich, wenn man bei den Heiden wahre Reue voraussetzen dürfte, könnte man ihnen allenfalls verzeihen. Aber wahre Reue gebe es nur in der wahren Religion. Darum habe er den Christen, die bei jenem Schadenfeuer keine Hilfe leisteten, sondern wohl gar einigen Raub für sich beiseite brachten, Verzeihung (d. h. Straflosigkeit) gewährt, nachdem er sich von der Aufrichtigkeit ihrer Reue überzeugt. Ihnen genüge eben zur Zurechtweisung ihr Glaube, der ihnen das künftige Gericht vor Augen stelle. Und der Bischof deutet an, daß man auch den Heiden vielleicht Straflosigkeit erwirken könne, wenn sie sich bereit finden sollten, ihren Haß gegen die Wahrheit aufzugeben, Ep. 104, 9. 15; vgl. 103, 4. Uns würde es mehr zusagen, wenn Augustin, falls er überhaupt bei Zuteilung der Strafe mit verschiedenem Maßstab messen wollte, umgekehrt verfahren und gegen die Christen mit doppelter Strenge eingeschritten wäre, nach dem Grundsatz: Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert.

Wenn er meint, daß es wahre Reue (d. h. aufrichtiges Bedauern) nur in der wahren Religion geben könne, so läßt er sich durch seinen Haß gegen das Heidentum zu offenbarer Ungerechtigkeit fortreißen.

Wir erwähnen noch, daß der Bischof von Hippo jetzt aus seiner Billigung der das Heidentum verfolgenden Strafgesetze kein Hehl macht. So sagt er in dem ersten Briefe an Nectarius, Gott selbst habe die Zerstörung der Tempel nicht nur vorausgesagt, sondern sogar befohlen, Ep. 91, 3. In einem andern Schreiben aber gibt er Anweisung, man möge doch nicht das Material der zerstörten Tempel, Statuen, Haine zum Privatgebrauch benutzen, damit offenbar werde, daß man sie nicht aus Habgier, sondern Frömmigkeit zerstöre, Ep. 47, 3. In dem großen Brief an den Donatisten Vincentius aber sagt er gradezu: „Wer von uns, wer von euch, lobt nicht die von den Kaisern gegebenen Gesetze gegen die heidnischen Opfer? Und doch ist in ihnen eine weit strengere Strafe angeordnet (d. h. als gegen die Donatisten), denn solche Gottlosigkeit wird mit dem Tode bestraft", Ep. 93, 10.[1] Hierzu ist jedoch zu bemerken, daß Augustin, wie uns früher bereits klar geworden ist, jedes auf Grund eines heidnischen Opfers etwa gefällte Todesurteil durch seine bischöfliche Interzession zu hintertreiben gesucht haben würde. Ich denke, wir dürfen ihm zutrauen, daß er für einen verurteilten Heiden mit dem gleichen Eifer eingetreten wäre, wie für einen schuldig befundenen Donatisten.[2]

---

[1] Auch den von ihm häufig herangezogenen Erlaß Nebukadnezars, daß Jeder, welcher sich unterstehe, den wahren Gott zu lästern, mitsamt seinem Hause sterben solle, nennt Augustin fromm und löblich, Ep. 185, 8.

[2] Als Argument, um die Einwendungen des donatistischen Bischofs zum Verstummen zu bringen, ist der Hinweis auf die auch von den Donatisten gutgeheißenen kaiserlichen Erlasse zur Ausrottung des Heidentums durchschlagend. Denn was dem Heiden recht ist, muß dem Häretiker billig sein. Hat die Kirche, woran Augustin nicht zweifelt, das sittliche Recht, den Staat aufzufordern, ihr sein Schwert zu leihen, so wäre es eine wunderliche In-

V. Auguſtins Selbſtbeurteilung.

Nicht erſt die Nachwelt hat dem großen Biſchof ſeinen verdienten Kranz geflochten. Schon ſeine Zeitgenoſſen hoben ihn mit enthuſiaſtiſcher Verehrung und Bewunderung auf die Schultern. Vor ſeiner imponierenden, durch einen Heiligenſchein verklärten Geiſtesgröße beugte ſich das Zeitalter. Der ſtärkſte Beweis für den gewaltigen Eindruck ſeiner Perſönlichkeit iſt die Tatſache, daß man ſich ſeine Gnaden- und Prädeſtinationslehre, die wohl ziemlich allgemein als etwas Fremdartiges, ſei es als neue Offenbarung, ſei es als unheimliche Neuerung, empfunden wurde, verhältnismäßig ſo willig gefallen ließ. Wurde das Nicaenum durch einen Kaiſer und geſchickte Diplomaten, ſo wurde die ſtrenge Gnadenlehre durch die Wucht einer einzigen Perſönlichkeit der Kirche aufgezwungen.

Wir können uns vorſtellen, mit welchen Lobeserhebungen Auguſtin ſchriftlich und mündlich überſchüttet wurde. Ein paar Beiſpiele ſtatt vieler. Im Jahre 427 erwidert der Abt Valentin aus Hadrumetum auf einen Brief des alten Biſchofs von Hippo unter anderem Folgendes: Wir haben dein verehrungswürdiges Schreiben und das Buch deiner Heiligkeit mit ſo zitterndem Herzen empfangen, daß wir, wie einſt der ſelige Elias am Eingang der Höhle ſein Angeſicht vor der vorüberziehenden Herrlichkeit Gottes verbarg, unſere beſtürzten Augen verhüllten . . . Deine Weisheit iſt wie die Engel Gottes . . . Wir wurden von dem herrlichen Buche bald ſo fortgeriſſen, daß, wie einſt die Apoſtel den Herrn, der nach ſeiner Auferſtehung mit ihnen ſpeiſte, nicht zu fragen wagten, wer er wäre, ſo auch wir weder fragen wollten noch mochten, ob es wirklich von deiner Heiligkeit

konſequenz, dieſes Schwert nicht gegen alle der Kirche gefährlichen und mißliebigen Bewegungen zu benutzen. Auguſtin jedenfalls iſt für prinzipielle Klarheit.

ſtammte, Ep. 216. Und nicht erſt im hohen Alter erntete Auguſtin ſchwere Garben lobpreiſender Bewunderung. Im Jahre 394 ſchreibt ihm, dem noch jugendlichen Presbyter, der berühmte Paulinus: Ich leſe jetzt deine Bücher, an ihnen erquicke ich mich, aus ihnen ſchöpfe ich Nahrung, eine Nahrung, die nicht vergeht, ſondern ewiges Leben wirkt . . . O du wahres Salz der Erde, welches unſer Herz vor weltlicher Fäulnis bewahrt! O du helles Licht, würdig auf den Kandelaber der Kirche geſtellt zu werden, welches, geſpeiſt mit dem Öl der Freude, vom ſiebenarmigen Leuchter weithin über die katholiſchen Städte ſeinen Glanz ausgießt . . . Dein Mund iſt ein Bach lebendigen Waſſers, eine Ader des ewigen Quells; denn in dir iſt Chriſtus ein Brunnen geworden, der ins ewige Leben quillet. Danach ſehnt ſich und dürſtet meine Seele, und mein Land begehrt, trunken zu werden von den fruchtbaren Wellen deines Stromes uſw., Ep. 25.

Welchen Eindruck mögen ſolche und ähnliche Lobeshymnen der Freunde und Bekannten auf Auguſtin gemacht haben, auf ihn, der einſt, wie wir aus den Bekenntniſſen wiſſen, ein von ſtarkem Ehrgeiz erfüllter Knabe und Jüngling geweſen war, und der damals wohl ſtets mehr nach Beifall und Anerkennung als nach Sinnenluſt gedürſtet hatte? Als er in Mailand ſeinen Rhetorenberuf von ſich warf, glaubte er dieſe Jugendkrankheit beſiegt zu haben. Er ahnte noch nicht, daß gerade Demut und Weltentſagung ihn zu den höchſten Staffeln der Ehre und des Ruhmes emporheben würden. Als dies dennoch und zwar unerwartet ſchnell geſchah, mußte ſich bald herausſtellen, daß der alte Feind noch lebte. Wir bemerkten früher ſchon, daß Auguſtin in dem zehnten Buch der Konfeſſionen darüber klagt, er biete den Lobſprüchen ein noch allzu geneigtes Ohr. Seine Briefe laſſen dieſe Selbſtanklage als nicht unberechtigt erſcheinen. Nur dürfen wir natürlich nicht erwarten, in ihnen Ausſprüche eines naiven Selbſtbewußtſeins, unreflektierter Eitelkeit finden zu können.

Es iſt auffällig, daß, wenn Auguſtin in ſeinen Briefen

auf das Lob, welches man ihm so reichlich spendete, zu sprechen kommt, er es selten mit einigen ernsten und kurzen Worten zurückweist (wie z. B. in Ep. 55, 38). Er setzt sich vielmehr mit Vorliebe ausführlich damit auseinander. Er geht nicht unwillig darüber zur Tagesordnung über, sondern fühlt sich gedrungen, dabei zu verweilen, vgl. z. B. Ep. 261, 1 f. Psychologische Betrachtungen, wie man sich dem Lobe gegenüber zu verhalten habe, sind ein beliebter Gegenstand seiner Reflexion.

Interessant ist in dieser Hinsicht besonders der Schluß von Ep. 22 an Aurelius von Carthago. Der erst kürzlich zum Presbyter Geweihte schreibt dem befreundeten Bischof, es sei wirklich schwer, den rechten Mittelweg zu gehen, und einerseits übertriebene Lobeserhebungen abzulehnen, andrerseits bei den Ehrenbezeugungen, die man um seiner Stellung willen nicht ablehnen dürfe, niemals an sich selbst, sondern lediglich an den Nutzen Derer zu denken, welche sie darbringen. Wie schwach ist doch, klagt er, der Mensch, daß er sich durch noch so unmotivierte üble Nachrede niederdrücken läßt, dagegen sich immer wieder freuen muß, so oft er sein eigenes Lob vernimmt! Erst wenn man diesem Feinde Krieg angesagt hat, fühlt man seine Kraft und die Schwierigkeit des Kampfes. Der zu Gott erhobene Geist muß, darüber ist sich Augustin klar, dahin gelangen, ungerechtfertigtes Lob abzuweisen. Ungerechtfertigt aber ist das Lob nicht nur, wenn man die gerühmten Eigenschaften nicht besitzt, sondern auch dann, wenn diese Eigenschaften natürliche Vorzüge sind, die man zwar besitzt und vielleicht in noch höherem Maße als der Lobredner weiß, aber die man womöglich mit Tieren, jedenfalls mit gottlosen Menschen gemeinsam hat — Augustin denkt an körperliche Kraft und Schönheit, sowie Geistesgaben —, vor allem aber auch dann, wenn man gepriesen wird, als habe man die preiswürdigen Eigenschaften sich selbst zu verdanken, während sie in Wirklichkeit Gottes Gaben sind. Empfängt man aber, fährt er fort, berechtigtes Lob,

welches Gott die gebührende Ehre gibt, so muß man zunächst dem, der es gespendet, Glück wünschen, weil er Gefallen am Guten hat; sodann darf man auch sich selber Glück wünschen, doch ja nicht deswegen, weil man einem Menschen gefällt, sondern allein deswegen, weil Gott verliehen hat, was des Lobes würdig ist. Dieses, schreibt Augustin, halte er sich täglich vor und könne doch nicht leugnen, im schweren Kampf mit dem gefährlichen Feinde häufige Wunden zu empfangen. Der Freund möge inständig für ihn zu Gott flehen.

Wir ersehen hieraus, in welchem Sinne Augustin lobende Episteln beantwortet haben wird. So gratuliert er bald darauf einem gewissen Antonius, der seine Frömmigkeit gerühmt hatte, herzlich, weil aus dem Briefe hervorgehe, daß sein Absender die Tugend und das Gute liebe. Ob er, Augustin, dieses bereits in dem Maße sein eigen nennen könne, wie der freundliche Briefschreiber meine, wisse Gott allein. Das Lob solle auf ihn jedenfalls als ein starker Ansporn wirken, dahin zu streben, daß er einst wirklich so werde, wie er nach Ansicht des Antonius jetzt schon sei. Dazu möge dieser durch sein Gebet mit behilflich sein, Ep. 20. Kann Augustin es hier dahingestellt sein lassen, ob er das Lob des Anderen wirklich verdiene, kann er ein wenig später die ihn hoch beglückenden Lobeserhebungen des Paulinus bescheiden ablehnen, Ep. 27, 3,[1] so sieht er sich in dem nächsten Falle

[1] Doch bemerkten wir schon früher, daß der Enthusiasmus, mit welchem Augustin die angebotene Freundeshand des Paulinus ergreift, zum Teil wohl in den hochtönenden Lobpreisungen wurzelt, mit denen der gefeierte Mann ihn erfreut hatte. Übrigens ist Augustins Ablehnung charakteristisch durch die Art, wie sich Freude und Stolz und Bescheidenheit aufs liebenswürdigste vermischen. „Ich kann dir nicht mehr geben, als daß ich mich dir ganz zu eigen gebe. Wenn dir das zu wenig ist, so habe ich doch nicht mehr. Aber du selbst hast gemacht, daß es mir nicht zu wenig zu sein scheint, da du mich in deinem Briefe mit so reichen Lobsprüchen beehrt hast, so daß ich, wenn ich noch glaubte, zu gering zu sein, um mich dir in die Arme zu werfen, deine eigene Glaubwürdigkeit in Zweifel ziehen würde. Ich muß mich schämen, soviel Gutes

genötigt, das Lob, das er nicht glaubt zurückweisen zu dürfen, und das diesmal weniger seiner Person als seinen schriftstellerischen Leistungen gilt, von sich ab und Gott zuzuschieben. Denn wenn sein verehrter Freund und alter Bekannter, der greise und fromme Bischof von Mailand Simplicianus, einige Jahre später eine seiner Schriften so außerordentlich rühmte, so konnte er diesen heiligen Mann doch nicht dadurch herabsetzen, daß er das Lob anzweifelte. Er bemerkt vielmehr: „Wenn dir gefällt, was ich schreibe, so weiß ich, wem es gefällt, denn ich weiß, wer in dir wohnt. Ja, der Geber aller geistlichen Gaben hat durch dein Urteil meine Folgsamkeit (sc. Augustins Folgsamkeit gegen Gottes Geist, der ihn zum Schreiben trieb und ihm die Wahrheit enthüllte,) bestätigt. Was meine Bücher auch enthalten mögen, das deines Entzückens wert ist, in meiner Arbeit sagte Gott: „Es werde!“ und es ward, in deiner Anerkennung aber sah Gott, daß es gut ist,“ Ep. 37.

In eine ähnliche Zwangslage, dargebotenes und nun nicht etwa bloß seine Schriftstellerei, sondern vor allem seine Person überhoch erhebendes Lob nicht recht abweisen zu können, sah sich Augustin später einmal durch die intime Vertrautheit seines Freundes Severus versetzt. Denn er muß zugeben, daß dieser ihn nicht mit schmeichlerischer Absicht, sondern in lautester Liebe preist. Aber, fragt er sich, heißt das nicht sich selbst loben, wenn man bemerkt, daß der Andere einen in aufrichtiger Meinung gelobt habe? Doch nicht, denn auch die aufrichtigste Meinung kann sich irren. Aber Augustin sieht wohl, daß hier die Sache noch komplizierter liegt. Denn Severus ist nicht nur aufrichtig, sondern sein vertrautester Freund, der ihn kennt so gut wie er sich

von mir zu glauben, aber noch mehr widersteht es mir, dir nicht zu glauben. Ich weiß, was ich tun will, ich will nicht glauben, daß ich so bin, wie du meinst, da ich es nicht so befinde; aber ich will glauben, daß du mich liebst, denn das fühle und greife ich mit Händen. So bin ich, denke ich, weder eingebildet auf mich, noch undankbar gegen dich.“

ſelbſt. Da muß er freilich deſſen Lob ſo empfinden, als habe er ſich ſelbſt gelobt. Das aber iſt, bemerkt er weiter, peinlich, und wäre das Lob noch ſo wohl begründet; viel mehr, wenn es trotz genauſter Bekanntſchaft auf Irrtum beruht, was ja ſehr wohl möglich iſt, da man ſich auch über ſich ſelbſt täuſchen kann. Nein, er will's nicht haben, daß Severus ſo hoch über ihn urteilt, nicht nur deshalb, damit der Gute ſich nicht täuſche, ſondern auch deshalb, damit dieſer nicht läſſig werde in ſeinen Gebeten um den ſittlichen Fortſchritt des Freundes, Ep. 110. Wir ſehen, das iſt eine zwar feine, aber ſehr gewundene Ablehnung des in der Tat höchſt übertriebenen Lobes, das Severus dem Vielbewunderten geſpendet hat. Was veranlaßt Auguſtin, müſſen wir fragen, ſo zu betonen, daß der in dem heiligen Simplicianus wohnende Gott dieſen nicht irren laſſen könne, und daß Severus als allernächſter Freund ihn kenne wie ſeine eigene Seele — eine Ausſage, die obendrein in Widerſpruch ſteht zu der ſonſt mehrfach aufgeſtellten Behauptung, daß Niemand einen Andern ſo genau kennen lernen könne, wie man ſich ſelbſt bekannt ſei? Vgl. Ep. 130, 4; 147, 11 u. ö. Geht Auguſtin nicht abſichtlich in die Sackgaſſe hinein, in welcher er dem Lobe nicht mehr recht ausweichen kann?

Noch einer der letzten, wenn nicht der letzte Brief, den wir aus der Feder des Biſchofs beſitzen, bewegt ſich in denſelben Geleiſen, die wir ſoeben nachgegangen ſind, und erinnert in ſeiner Lebhaftigkeit an das Schreiben, in welchem er einſt dem Paulinus als Gegengabe ſich ſelbſt angetragen hatte. Ein vornehmer Abgeſandter der Kaiſerin Placidia, welcher um den Frieden zwiſchen ihr und dem aufrühreriſchen Bonifacius zu vermitteln, nach Afrika gekommen war, namens Darius, hatte, durch ein kurzes Schreiben Auguſtins veranlaßt, dieſem den Zoll ſeiner Bewunderung zu Füßen gelegt. „O drei- und viermal, nein tauſend- und abertauſendmal würde ich glücklich ſein, wenn es mir vergönnt wäre, dein engelhaftes (sidereus) Geſicht zu ſchauen, den Klang deiner er-

habenen (divina) und Erhabenes redenden Stimme zu vernehmen und entzückt von dem Wohllaut deiner Reden deines Geistes Früchte zu genießen! Ich würde meinen, unsterbliche Aussprüche zu vernehmen, nicht nur vom Himmel herab, nein selbst in den Himmel versetzt" usw. Sodann hatte er um Antwort und Übersendung der Konfessionen gebeten und dem Leidenden allerlei Medikamente geschickt, Ep. 230. Augustin aber entgegnet dem schönrednerischen Briefschreiber, er habe seine Epistel mit einer Freude gelesen, die mit Worten gar nicht auszudrücken sei. „Du wünschtest in meiner Antwort zu vernehmen, daß ich deinen Brief gern empfangen habe. So vernimm es denn; allein ich kann es in meinem Schreiben nicht zum Ausdruck bringen, weder in diesem noch in einem andern, es sei nun kurz oder noch so lang. Denn nicht mit wenigen und nicht mit vielen Worten läßt sich aussprechen, was überhaupt mit Worten nicht ausgesprochen werden kann. Ich bin allerdings nicht sonderlich beredt, so viel ich auch rede; aber ich behaupte, auch der Beredteste könnte nie und nimmer in einem Briefe, und sei er noch so schön und lang, die Gefühle schildern, die dein Brief in meiner Seele geweckt hat, auch dann nicht, wenn er sie in meinem Geiste schauen könnte so gut wie ich selber. Nicht mehr kann ich sagen, als daß mich dein Brief erfreut hat, ja sehr erfreut. Die Wiederholung dieses Wortes soll mehr sein als eine bloße Wiederholung, gleichsam ein ewiges Da capo (quasi perpetua dictio). Da es ein solches nicht gibt, hat man statt dessen die einfache Wiederholung gewählt; wenigstens will mir das so scheinen." Gefreut habe ihn der formvollendete Stil, gefreut auch das Lob, in Anbetracht dessen wie und von wem es gespendet sei. Es sei ihm als einem Diener Christi gespendet, und darüber dürfe man sich freuen, nicht in einer Gesinnung, die nur um des Lobes willen das Gute tue — Horaz nenne das die aufblähende Gefallsucht —, sondern die nur darum nach dem Vorbilde Pauli (1. Kor. 10, 32 f.) Gutes tuend Jedermann zu gefallen suche, damit Jeder-

mann durch die Macht des Guten, die er anerkennen und loben müsse, gehoben und gebessert werde.[1] Vor allem aber freue er sich, den Darius nun seinen Freund nennen zu dürfen. Beiläufig erwähnt er noch — und es scheint das halb ein Dank zu sein, halb eine Bitte —, daß seine Schriften durch die Empfehlung und das Ansehen des Darius einen noch größeren Einfluß und weitere Verbreitung gewinnen würden. Er übersendet ihm deshalb eine Abschrift nicht nur der Bekenntnisse, sondern auch verschiedener anderer Schriften und bittet, Darius möge ihm gelegentlich sein Urteil über dieselben mitteilen, Ep. 231.

Allein dieser Brief, von dessen überschwenglichem Inhalt der trockene Auszug allerdings kaum eine Vorstellung machen kann, würde beweisen, daß Augustin nicht nur ein starkes Selbstbewußtsein besaß, nicht nur von der Wichtigkeit seiner literarisch-theologischen Mission durchdrungen war, sondern daß er auch überzeugt war, eine nicht geringe Stufe der Heiligkeit erklommen zu haben, und daß es ihm wohl schwer geworden wäre, ruhmlos und unbekannt zu leben. Sonst hätte er seinem Lobredner nicht so enthusiastisch antworten können. Wohl ermahnte er den ehemaligen Prokonsul Donatus, Ruhm und Ehre nicht in den Lobeskundgebungen der Leute, sondern in seinen eigenen Taten zu suchen. Denn die wackere Tat sei durch eigenen Glanz, durch eigenes Gewicht wertvoll, auch wenn sie des Beifalls der Menge entbehre, Ep. 112, 2. Dennoch besaß er lebenslang die Schwäche, des Beifalls und der Anerkennung zumal der vornehmen und berühmten Männer (Paulinus, Darius) bedürftig zu sein. Gewiß hat er diese ihm selbst bekannte Schwäche ernsthaft bekämpft — wie mir

[1] Auch in diesem Briefe betont Augustin, daß er schwerlich alles Lob des begeisterten Verehrers verdiene, daß es ihm ein Sporn sein werde, sich künftig seiner würdig zu machen, und daß, wenn er es auch teilweise verdienen möge, doch aller Ruhm und alle Ehre dafür Gott gebühre. Was Augustin an sich sei, das möge Darius aus den Konfessionen ersehen. Ipse fecit nos, et non ipsi nos; nos autem perdideramus nos, sed qui fecit, refecit.

ſcheint, in den früheren Jahren ſeiner kirchlichen Amtsführung mit größerem Ernſte als in den ſpäteren —, aber die Kunſt ſeiner Dialektik hat ihr in nicht unbedenklichem Maße Vorſchub geleiſtet. Er redete ſich ein, nicht um ſeiner ſelbſt, ſondern um der Leute willen ſei Anerkennung und Lob wünſchenswert, und man könne es unbedenklich annehmen, wenn man es nur von ſich auf Gott abſchiebe, und ſo hat er in dem Kampfe keinen entſcheidenden Sieg errungen, vielmehr ſich an die von Weihrauchdüften ſüße Luft mehr und mehr gewöhnt.

Nächſt der Liebe hat Auguſtin keine Tugend mehr geprieſen als die Demut. Beſaß er dieſe von ihm ſo ſehr verherrlichte Tugend ſelbſt? Gewiß iſt er davon felſenfeſt überzeugt, ſeinen Geiſt, ſein Streben, alles, was er an Tugend und Erkenntnis ſein eigen nennen konnte, überhaupt ſein Alles, Gott zu verdanken, und dieſer Gedanke hat auch ſein Gefühlsleben ganz durchdrungen und erfüllt;[1] gewiß iſt er, deſſen im Tode brechenden Augen, wie Poſſidius erzählt, die ſieben Bußpſalmen ſuchten, ſich bewußt, das Ziel der Vollkommenheit nicht erreicht zu haben, gewiß lag er ſtets vor Gott im Staube. Andererſeits aber weiß er ſehr wohl, was er geleiſtet, welche große Lebensarbeit er vollbracht, vielmehr Gott durch ihn vollbracht hat, daß er durch Gottes Gnade ſittlich und intellektuell weit fortgeſchritten iſt. Es klingt doch einigermaßen ſelbſtbewußt, wenn er in Erinnerung an ſeine einſtige Hingabe des väterlichen Erbteils dem Hilarius ſchreibt: Ich habe dieſe Vollkommenheit, von welcher der Herr zu dem reichen Jüngling redete, leidenſchaftlich geliebt (vehementer adamavi), und, freilich nicht aus eigener Kraft, ſondern durch Gottes Gnade unterſtützt, nach ſeinem Wort gehandelt. Und es wird mir darum nicht geringer angerechnet werden, weil ich nicht reich geweſen bin; das waren ja die Apoſtel auch nicht, die zuerſt

[1] Schon als Presbyter ſchreibt er die ſchönen Worte: At enim melior est qui maioribus et pluribus, quam qui minoribus et paucioribus donis Dei dives est; quis negat? Sed rursus melius est, vel de parvo Dei dono gratias ipsi agere, quam sibi agi velle de magno, Ep. 27, 4.

all das Ihre hingaben. Auf die ganze Welt leistet vielmehr Verzicht, wer auf das, was er hat und zu haben wünscht, Verzicht leistet. Wie weit ich jedoch auf diesem Wege zur Vollkommenheit fortgeschritten bin, das weiß ich zwar besser als irgendein andrer Mensch, aber Gott weiß es noch besser als ich selbst, Ep. 157, 39. Und dieser Eindruck wird doch nicht ganz verwischt, auch wenn wir beachten, wie klar sich Augustin darüber ist, daß man besser tut, demütig im Besitz irdischer Schätze zu bleiben, als sie hochmütig wegzugeben, Ep. 31, 6.

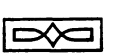
Ich wage auch nicht ohne Vorbehalt zu behaupten, daß die von Augustin in seinen Briefen sehr häufig, mir scheint allzuhäufig, abgegebene Versicherung, er wünsche sehr, sich selbst von den Adressaten, die er theologisch berät, belehren zu lassen, denn es liege ihm fern, alles besser wissen zu wollen oder sich für irrtumslos zu halten, er möge überhaupt lieber lernen als lehren, er gehöre zu der Zahl Derjenigen, welche schreiben, während sie fortschreiten, und fortschreiten, während sie schreiben ꝛc., als ein Beweis für die Demut des Bischofs angesehen werden darf. Und nicht anders kann ich Aussagen beurteilen wie die, was Gutes und Wahres in seinen Schriften enthalten sei, das möge man Gott, was irrig und fehlerhaft, ihm selber zurechnen, Ep. 19; 27, 4 ꝛc., und sonstige demütig klingende Wendungen, wie sie sich besonders in der Korrespondenz mit Hieronymus finden. Ohne Frage hat Augustin, der wohl wußte, daß für einen Lehrer die Versuchung zum Hochmut besonders groß ist, Ep. 266, 2 f., sich selber jedesmal, wenn er so schrieb, innerlich mit Ernst zugeredet: Bescheiden, sei bescheiden! Denn für eine bloße Phrase dürfen wir solche Wendungen nicht halten, ja ich meine, nicht einmal Redensarten wie exiguitas mea, infirmitas mea u. dergl. Aber den unreflektierten Ausdruck einer sein Gefühlsleben gleichmäßig beherrschenden Demut können wir in ihnen nicht erblicken. Es ist mehr als fraglich, ob, wie Augustin sich einmal ausdrückt, Ep. 27, 4, Herz und Mund dabei immer zusammenstimmten. Auch der Umstand endlich,

daß der Bischof immer wieder — er vergißt es fast nie — auffordert, man möge für ihn beten, ist natürlich nicht als ein Argument für seine Demut zu verwerten, einerlei ob man annimmt, daß dieser so oft ausgesprochene Wunsch stets einem wirklichen Herzensbedürfnis entsprang, oder daß es sich da zumeist um eine fromme Angewöhnung handelte.

Noch eins kommt hinzu. Wenn Augustin auch die Überlegenheit des Hieronymus an Schriftkunde, die des Ambrosius an theologischer Autorität (Ep. 147, 39) zugab, so können wir doch kaum ein einzigmal nachweisen, daß er sich irgendwann in einer Sache von Belang von Andern hätte belehren oder korrigieren lassen. Denn daß er dem Hieronymus in der Septuagintafrage nachgab, will nicht viel sagen, und er tat es wohl nur, um dem gereizten Gelehrten, mit dem er sich versöhnen wollte, auch sachlich einen kleinen Schritt entgegenzukommen. Nicht viel mehr hat es zu bedeuten, wenn er sich in Ep. 148 Vorwürfe macht, weil er einen gewissen, anthropomorphistischen Vorstellungen huldigenden Kollegen, ohne genügende Rücksicht auf seine bischöfliche Würde zu nehmen, zu scharf angegriffen habe, und seine Verzeihung nachsucht. Er offenbart hier sein Friedensbedürfnis, seine warmherzige und entgegenkommende Gesinnung. Doch bleibt er sich, indem er dem Gekränkten die Hand zur Versöhnung hinstreckt, bewußt, sachlich durchaus im Rechte gewesen zu sein. Am ehesten käme hier noch die Preisgabe seiner ursprünglichen Toleranzidee zugunsten des Zwangsverfahrens gegen die Häretiker in Betracht, wobei die von seinen katholischen Amtsbrüdern geltend gemachten Gründe von entscheidender Bedeutung waren. Doch darf nicht übersehen werden, daß Augustins eigene innere Entwicklung den Demonstrationen der übrigen Bischöfe schon weit entgegengekommen war. Im Allgemeinen, das ist klar, hat Augustin nur aus eigenstem Impuls seine früheren Meinungen und Schriften revidiert und korrigiert und sich

nicht von Andern Buße predigen lassen, sondern aus innerem Antrieb seinen Fehlern in seinem Gewissen nachgeforscht.

Augustin kann mit Recht von sich sagen, daß ihm nichts ferner liege, als seine eigene Person herauszustreichen, Ep. 143, 2 (quam non sim acceptor personae meae). Niemand kann bezweifeln, daß er aufrichtig bestrebt ist, wie er sagt, sich selbst ein wahrhaftiger und strenger Richter zu sein, Ep. 143, 4. Viel eher könnte man meinen, daß er zu hart und streng und zu argwöhnisch gegen sich selbst gewesen sei. Andrerseits läßt es sich nicht wegleugnen, daß ihn, den von Haus aus ehrgeizigen Mann, trotz ernstesten Bemühens demütig zu bleiben, die allzureichlich strömende Fülle bewundernden Lobes hin und wieder zu einer gewissen Selbstbespiegelung verführt hat, und daß er nach solchen Lobeserhebungen halb widerwillig dürstete. Man merkt es der Demut des Heiligen an, daß er sie seinem Herzen mit Gewalt aufgezwungen hat. Aber er hat sich diese Tugend doch wirklich innerlich angeeignet; so dürfen wir wenigstens dann urteilen, wenn wir annehmen, daß sie einem Manne von starkem Selbstbewußtsein und ausgesprochenem Überlegenheitsgefühl überhaupt zugänglich ist, vorausgesetzt daß er sich nicht als Verdienst anrechnet, was Gabe und Geschenk ist, und sich nicht selbst überschätzt. Diese Voraussetzungen aber treffen bei Augustin unbedingt zu. Daß er Alles, was er weiß, will, hofft und liebt, ja Alles, was er ist, Gott verdankt, hat er hundertmal mit dem Herzenston der Überzeugung ausgesprochen, und wir haben nicht den geringsten Anlaß, den Vorwurf der Selbstüberschätzung gegen ihn zu erheben. Augustin wußte nicht nur, daß er gering war und Gott groß, sondern fühlte sich gedrungen, dieser Wahrheit einen noch weit schärferen Ausdruck zu geben und zu betonen, daß er nichts sei und Gott Alles. Nihil sum, nisi quod expecto misericordiam Dei, Ep. 52, 4.



VI. Charakterſkizze Auguſtins.

Wir können jetzt den Verſuch wagen, eine Charakterſkizze Auguſtins zu zeichnen.

Unter den bedeutenden Perſönlichkeiten der Religionsgeſchichte gibt es zwei verſchiedene Charaktertypen, auf der einen Seite Diejenigen, die erſt durch eine Bekehrung geworden ſind, was ſie waren, auf der andern Diejenigen, welche keine Bekehrung — wenigſtens keine Bekehrung im Vollſinne des Wortes — erlebt haben, in deren Leben es vielleicht manche Wandlung und manchen Ruck gegeben haben mag, aber deren Werden im allgemeinen ſtets ein organiſches Wachstum war, ohne daß Natur und Glaube in ernſthafte Kolliſionen gerieten. Man kann vielleicht von den gebrochenen und den ungebrochenen Charakteren reden, nur daß die erſtere Bezeichnung keinen Tadel, auch nicht den Vorwurf der Schwäche einſchließen darf. Die Einen gleichen dem Felſen, den eine fremde Hand aus dem natürlichen Erdreich hinaushebt, um ihm ſodann eine neue Form und Geſtalt zu geben, die Andern dem Baume, der ſich unter dem Einfluß von Sonnenlicht und Feuchtigkeit, welche er mit ſeinen ihm zu dieſem Zweck verliehenen Organen auffängt und verarbeitet, naturgemäß entfaltet.

Zu den ungebrochenen Charakteren zähle ich Luther. Wohl fehlte es in ſeinem Leben nicht an Kriſen und ſozuſagen kleinen Brüchen; aber bald wuchs ſich das Verrenkte wieder zurecht. Aus den von ihm in naiver Selbſtverſtändlichkeit angeeigneten und mit ſeiner Natur verſchmolzenen Glaubenselementen und aus den elementaren Erlebniſſen ſeiner ſtarken Seele läßt ſich ſeine religiöſe Entwicklung und ſein religiöſer Charakter befriedigend erklären. Wollen wir dagegen den Apoſtel Paulus verſtehen, ſo müſſen wir zunächſt verſuchen, aus den vorhandenen Fragmenten die Geſtalt des Phariſäers Saulus zu rekon-

ſtruieren, ſodann uns eine möglichſt deutliche Vorſtellung verſchaffen von den Faktoren, unter deren wuchtigem Anprall das Alte zuſammenbrach, und endlich uns bemühen, nachzuempfinden, wie aus den gleichſam in Rohſtoff verwandelten Urkräften der Perſönlichkeit unter der beſtimmenden Direktion der neuen Lebensmächte der neue Menſch und religiöſe Charakter Paulus entſtand.

Auch Auguſtin gehört zu den gebrochenen Charakteren. Eine ſorgfältige Analyſe ſeines Weſens würde dies ſelbſt dann dartun können, wenn wir nichts von ſeiner Jugend und Bekehrungsgeſchichte wüßten. Er iſt zunächſt natürlich in dem Sinne ein gebrochener Charakter, wie man das mehr oder weniger von allen Aſketen ſagen kann, die in ihren Jugendjahren mit klammernden Organen hingen an der Welt und ihrer Luſt, um ſich ſpäter, dieſes Lebens überdrüſſig und nach beſſeren Freuden verlangend, blutend loszureißen, und denen dann die natürlichen phyſiſch-pſychiſchen Regungen des alten Menſchen verdächtig oder widerwärtig wurden. Gewiß iſt dies eine oder die Hauptbruchſtelle im Charakter des Heiligen. Seine Erbſünden- und Rechtfertigungslehre, die er ſich ja nicht äußerlich angelernt hat, ſondern die ihm emporwuchs zwar in Anlehnung an die abendländiſche Lehrtradition, jedoch ihre Lebenskraft ziehend aus ſchweren und ſeligen Erfahrungen, kann dies beweiſen. Beweiſend dafür iſt der ganze Peſſimismus ſeiner Weltbeurteilung, die bei dem Bewunderer der Schönheit des Univerſums ſo ſeltſam anmutet, ſeine aſketiſche Stellungnahme zur Ehe und den natürlichen verwandtſchaftlichen Beziehungen; beweiſend ſind auch Tatſachen wie die, daß Auguſtin, in dieſer Hinſicht ein Mann von erſtaunlicher Konſequenz, das ſinnliche Wohlgefallen an dem Wohllaut der Töne beargwöhnte, daß er den Regungen des Appetits, mehr noch dem Gefühle des Behagens nach erfolgter Sättigung, direkt zürnte.

Aber dieſe Betrachtungen führen noch nicht in die Tiefe ſeines Weſens. Der Biſchof von Hippo — Regius iſt kein

Durchschnittsakt — sei es auch in noch so großem Maßstabe —, sondern eine ausgeprägte Individualität und ein komplizierter Charakter. Man ist noch weit davon entfernt, ihn zu verstehen, wenn man in seinem Wesen zunächst bloß beachtet die Mischung aus den beiden Elementen, den absterbenden Resten der irdischen und der siegreich vordringenden himmlischen Liebe.

Suchen wir jetzt nach den unveränderlichen Grundzügen seiner Eigenart. Der uns aus den Konfessionen bekannte Charakter des Jünglings bildete und entwickelte sich durch das Zusammenwirken, das Ineinander-, teilweise auch Gegeneinanderwirken der drei Hauptelemente Geist, Gefühl, Sinnlichkeit. Von diesen drei Faktoren bedürfen die beiden erstgenannten, die in ihren Grundlinien, ihrer formalen Struktur, trotz aller Krisen und Wandlungen des Lebens unverwischbar bleiben, der genaueren Bestimmung.

Augustins Geist ist ebenso großzügig wie feinsinnig. Er ist ebenso geschickt zur Spekulation, zum Aufsteigen bis zu den letzten abstrakten Begriffen, wie zur Innenschau, zur eindringenden Zergliederung seelischen Geschehens. Darüber ließe sich allerlei sagen; doch da wir bei der Betrachtung der Briefe des Bischofs dieser Seite seines Wesens keine Aufmerksamkeit schenken konnten, verweilen wir hierbei nicht länger. Augustins Denken, bemerken wir weiter, verläuft mit Vorliebe dialektisch, und es besitzt eine federnde Elastizität. Klare Schlußfolgerungen, scharfe Antithesen, dazu ein augenscheinliches Gefallen an feinem Gedanken- und Wortspiel sind ihm eigentümlich. Darum ist er ein Meister der Polemik. Das können wir auch in den Briefen oft genug beobachten.[1] Wichtiger für Augustins Charakter ist die folgende, mit der vorigen verwandte Eigenart seines Geistes. Wohl kannte er kein höheres Glück als dies, unter sich lassend die Nebel-

[1] Viele Briefe verraten im Stil noch den ehemaligen Lehrer der Rhetorik, so wenig Augustin, der Bischof, von dieser Kunst auch wissen will, vgl. Ep. 118, 34.

wolken sinnlicher Vorstellungen, zu ruhen in der stillen Intuition der geistigen Wahrheit, seines Gottes. Dennoch ist sein Denken im Grunde genommen nicht intuitiv, sondern reflektierend. Selten beobachtet man bei dem Heiligen ein frisches Hervorquellen der Gedanken, aber immer wieder sehen wir, wie er mit den Gedanken arbeitet, sie hin und her wendet, die Probleme von allen Seiten beleuchtet. Mit dem starken Vorwiegen des Denkens im Seelenleben Augustins überhaupt, vor allem aber mit der reflektierenden Beschaffenheit des Denkens hängt es zusammen, daß seiner Natur die Frische der Unmittelbarkeit fehlt. Eine Hülle von Reflexion liegt über seinem Wesen. Kaum daß wir einmal den elementaren Ausbruch einer Empfindung beobachten können. Nicht nur, wenn er tadelt und schilt, auch wenn er in den weichen und oft etwas überschwenglichen Herzenstönen der Liebe redet, ja im Gedanken an die Konfessionen müssen wir hinzufügen, auch wenn er betet, hat er seine Gefühle und Worte stets am Zügel und läßt sie nach einem bestimmten Ziele laufen. Stets müssen wir nach seinen Absichten fragen. Auf einer einsamen Insel, von aller Welt abgeschnitten, hätte Augustin seine Bekenntnisse schwerlich geschrieben, oder wenn doch, so würde es mit der Absicht geschehen sein, sich selbst einen Spiegel vorzuhalten, oder sich mit ihnen in Stunden der Lauheit zu neuer Gebetsglut anzuregen. Reflektierende, versonnene Naturen, wie unser Bischof eine ist, pflegen sich ferner beobachtend und prüfend viel mit sich selbst zu beschäftigen, wievielmehr Augustin, dessen einwärts gekehrter Blick eine unvergleichliche Schärfe besaß! Eine naheliegende Folge ist, daß solche Gemüter eine gewisse ängstliche, oft übertrieben bescheidene Selbsteinschätzung an den Tag legen, die gleichwohl vielfach mit Dünkel und Gefallsucht verbunden zu sein pflegt. Es ist ein Beweis für Augustins kraftvollen Genius, daß er, der Grübler, wie es scheint, niemals an sich selbst und seiner geistigen Bedeutung gezweifelt hat. In welcher Umgebung er sich auch befand, stets dominierte sein Geist,

ſtets war er ſich ſeiner Überlegenheit bewußt. Dagegen waren Ehrbegier und Gefallſucht allerdings Fehler, denen er bei ſeiner geiſtigen Weſensart ſchwer entrinnen konnte.[1] Das war die Schlinge auf ſeinem Wege. Auguſtin ſelbſt hat dieſen ſeinen Feind genau gekannt. Als Jüngling befand er ſich völlig in ſeiner Gewalt. Nach ſeiner Bekehrung hat er ihm den Krieg erklärt, ohne daß er, wie wir aus den Briefen erſehen haben, jemals dahin gelangte, völlig über ihn Herr zu werden.

Wenden wir uns der Gefühlsſeite unſers Heiligen zu. Es liegt auf der Hand, daß er eine außergewöhnlich empfindſame Natur iſt. Er iſt nicht ſo ſehr den mächtigen Wallungen der Leidenſchaft unterworfen, obgleich auch dieſe ihm nicht fremd geweſen zu ſein ſcheinen; beſſer jedenfalls iſt ihm die ganze Skala der Luſt- und Leidempfindungen vertraut, von der wortloſen Verzückung myſtiſchen Genießens, vom enthuſiaſtiſchen Überſtrömen der eigenen Seele in die Freundesſeele bis zum Gefühl des dumpfen Druckes und des ſchneidenden Wehs. Er erlebt das Auf- und Niederſpielen der Empfindungen auf dieſer Skala, ſeine Seele ſcheint ſich ſtets in leiſe zitternder Bewegung zu befinden, ſein Gemüt iſt ein feingeſtimmtes Inſtrument, dem die ſchnell wechſelnden Gefühle zarte Harmonien und grelle Diſſonanzen entlocken. Auguſtin iſt vor allem ein Virtuos der Freundſchaft. Er verſteht ſich wie einer auf den freundſchaftlichen Austauſch von Gedanken und Stimmungen, auf das geiſtig-ſeeliſche Geben und Nehmen — am beſten vielleicht auf das Nehmen. Denn zu wie vielen Menſchenherzen beſaß er den Schlüſſel, wie viele hat er aufgeſchloſſen! Wie viele fühlten ſich von ihm angezogen und an ihn gefeſſelt![2] Zum größten Teil gilt dies

[1] Hier iſt nicht der unbändige, alle Hinderniſſe ſtürmende Ehrgeiz der zum Herrſchen geborenen Kraftnatur gemeint.

[2] Man denke daran, daß wir eine ganze Anzahl von Männern kennen, die von Auguſtin erſt zum Manichäismus, darauf wieder zur katholiſchen Kirche hinübergezogen wurden. Überall hin folgten ſie ihm, der ſie mit Banden der Sympathie umſtrickt hatte.

Alles, speziell das über die Freundschaft Gesagte, auch von dem Bischof Augustin.

Es sind in einem Charakter mancherlei Kontraste und Widersprüche möglich, und Augustins Charakter ist, wie wir schon sagten, ein ungewöhnlich komplizierter. Aber das ist nicht möglich, daß solch eine zum Spekulieren und Grübeln gravitierende Gemütsart, solch eine Sensibilität wie die Augustins, gepaart ist mit einem robusten, energischen, rasch entschlossenen Willen. Augustin war von Haus aus kein Mann der Tat, des Entschlusses. Aus den Bekenntnissen läßt sich der Satz allerdings kaum erweisen, wenn auch nicht übersehen werden darf, daß sein langjähriges Schwanken und Zaudern, welches dem entscheidenden Schritte der Weltentsagung voraufging, eine Stütze für diese Behauptung abgeben kann, und wohl auch noch darauf hingewiesen werden darf, daß er weder in Carthago, noch in Rom mit seinen Studenten fertig werden konnte. Die Briefe des Bischofs aber haben uns gezeigt, wie er in einer Reihe von Fällen, wo es galt durchzugreifen, resolut zu handeln, sich zu entschließen, sich nicht auf der Höhe gezeigt, wo nicht versagt hat. Nicht selten hat er auch den sicheren Blick und den festen Griff des Praktikers vermissen lassen. Der Beweis für den Mangel des Charakters unsers Heiligen an natürlicher, praktischer Energie ist damit erbracht.

Ein Geist und ein Gefühl, wie Augustin sie besaß, schließen sich nicht leicht zur harmonischen Einheit eines Charakters zusammen. Dafür sind die beiden Seiten seines Wesens zu outriert, es ist, als forderte eine jede den ganzen Menschen für sich. Da sind Spannungen und Verwicklungen unvermeidlich. Doch der eigentliche Gährungsstoff der Jugend des heiligen Augustin war seine hitzige Sinnlichkeit. Sie war es hauptsächlich, die seine Jugendjahre so unruhig, schwermütig und qualvoll machte. Versteht sich, nur darum konnte sie solches Gähren und Brausen hervorrufen, weil sie zusammentraf mit dem Geist und Gefühl eines Augustin.

In der sogenannten Bekehrung Augustins handelt es sich nun fast ausschließlich um die Ausscheidung dieses unruhigen, mehr und mehr verhaßt gewordenen Elements. Durch das Feuer der Buße, dessen Glut die Gefühle des Überdrusses und Ekels steigerten, wurde es ausgebrannt, natürlich nicht völlig radikal, wie Augustin selber noch manchmal zu seiner Betrübnis erfahren mußte, immerhin so radikal, wie das nur irgendeinem Heiligen geglückt ist. Der Augustin, der seine ersten Dialoge schreibt, der mit seiner heißgeliebten Mutter in mystisch-metaphysischen Betrachtungen schwelgt, ist fast ganz Geist und Gefühl. Auf die Wandlungen, die inzwischen und gleichzeitig in dem Gedankeninhalt des Geistes Augustins vorgegangen waren und vorgingen — er suchte und fand und suchte den geistigen Gott —, braucht hier nur hingedeutet zu werden.

Doch Augustin, der Verfasser der Soliloquien, der intellektualistische Mystiker, unterscheidet sich noch erheblich von Augustin, dem Bischof, und das keineswegs bloß als Theologe, sondern auch, worauf es uns hier ankommt, als Charakter. Neue positive, den Bruch, die Bekehrung vollendende Faktoren müssen noch in Wirksamkeit treten, um den Charakter des großen Mannes endgültig zu formen. Welches sind diese Faktoren?

Es sind die von Augustin mit Inbrunst angeeigneten und gepflegten Tugenden der Demut und Liebe, dazu die ihm auferlegte Dienstpflicht gegen die große katholische Kirche. Indem er sich darin übte, sich demütig vor Gott und Menschen zu beugen, und zwar nicht nur mit Worten und Gebärden, sondern in Aufrichtigkeit und Wahrheit, entstand jene eigentümliche, schillernde, aus Stolz und Bescheidenheit zusammengewobene Selbstbeurteilung, die wir kennen lernten. Tiefer und völliger hat die Schwestertugend der Demut, die Liebe, das Wesen des Heiligen durchdrungen. Das schmalere Bett des freundschaftlichen Empfindens wurde immer mehr verbreitert und vertieft, die Liebe, welche dort fließt, ist kein

Bach, sondern ein rauschender Strom. Augustins Liebe macht einen reineren und echteren Eindruck als seine Demut. Das ist kein Wunder, denn der Demut fehlte in der Seele des Bischofs die Naturgrundlage, während das christliche Liebesideal einen natürlichen Verbündeten fand in seinem gefühlvollen und hingebenden Gemüte. Augustins Wesen wird so sehr von Liebe beherrscht, daß wir nur selten — etwa einem Manichäer oder den Heiden gegenüber — eine Wallung seines Temperaments, seines afrikanischen Blutes wahrnehmen können. Doch müssen wir uns gegenwärtig halten, daß die Verwandlung von Freundschaft in Liebe — soweit sie überhaupt erfolgte — nichts weniger als einen natürlichen Wachstumsprozeß darstellt. Sondern die Liebe trat als neue Herrin, erobernd in Augustins Seelenleben ein und riß an sich, assimilierte sich mit Gewalt den größten Teil des sympathetischen Empfindens des Heiligen. Bisweilen aber treten in seiner Seele, wie wir beobachtet haben, Liebe und Freundschaft, so angelegentlich er ihre Identität betont, doch noch auseinander. Dann muß, wie wir sahen, die Freundschaft dem stärkeren und heiligeren Affekte weichen. Diese Diskrepanz bezeichnet deutlich eine Bruchstelle im Charakter des heiligen Augustin.

Doch dürfen wir, nachdem wir dermaßen die Liebe des großen Bischofs hervorgehoben, nun wiederum nicht vergessen, daß Augustin eine reflektierte, durchgeistigte Persönlichkeit ist. Bei all seinem Feuer bleibt er stets besonnen, nachdenklich. Sein Liebesempfinden, so tief und mächtig es sein mag, wird dennoch gedämpft durch Überlegungen, geleitet durch Absichten. Das kündet sich schon dadurch an, daß es nicht so sehr dem Leibe wie der Seele des Bruders gilt. Der einfältige und kindliche heilige Franz hat diese Unterscheidung, welche Augustin sich stets gegenwärtig hielt, nicht gemacht, jedenfalls gefühlsmäßig nicht. Ob er auf einen kranken Leib oder eine schmerzzerissene Seele stieß — einerlei, er weinte, liebte und half. Anders Augustin. Die Re-

flexion: „Mag der Leib zugrunde gehen, wenn nur die Seele gerettet wird“ bestimmt nicht nur sein Handeln, sondern auch sein Fühlen. Erinnern wir uns an die armen Pächter des Romulus. Der Lebenszweck, in dessen Dienst er all seine Kräfte, sein Denken, aber auch seine Liebe stellte, ist die Ausbreitung, Kräftigung, Reinerhaltung der Kirche, seiner geistlichen Mutter. Indem er liebeglühend für die Kirche eifert, kann es sogar geschehen, daß er vergißt — zu lieben, z. B. bei jener Intercession zugunsten der Donatisten, das heißt in Wirklichkeit allein zugunsten der katholischen Kirche, und auch sonst.

Im Dienste seiner Kirche entwickelte Augustin ein ungewöhnliches bischöfliches Pflicht- und Verantwortungsgefühl. Das Bewußtsein der heiligen Dienstpflicht gegen seine Kirche in Verbindung mit der Königin der Tugenden, der Liebe, hat auf den Charakter Augustins den letzten, bedeutungsvollen Einfluß ausgeübt. Von dorther erhielt sein Charakter den ihm noch fehlenden Zusatz von Metall. Von Pflichtgefühl und Liebe gezwungen, hat er, was er sonst vielleicht nie getan haben würde, gestraft und gerichtet. Es ist bewunderungswürdig zu sehen, wie er immer wieder nicht nur die Schwäche seines Körpers, sondern auch die Bedürfnisse seines Gemütes überwand, vielleicht noch bewunderungswürdiger — vom Standpunkte des Charakters aus betrachtet — wie er die obstinaten Ketzer mit den ihm so unsympathischen Gewaltmitteln in den Schoß der Kirche zwang. Nicht der „alte“ Augustin mit seinem aufbrausenden Temperament ist der Erfinder jener Theorie, deren sich die Inquisition später bediente, sondern der heilige Augustin, in dessen Seele keine andere Stimme laut wird als die der Liebe und der Pflicht. Am bewunderungswürdigsten aber erscheint uns der Bischof von Hippo, der Mann mit der zarten Seele, wie er, um Gottes Ehre und die Schrift- und Kirchenlehre eifernd, siegreich die vorhergewußte Verdammnis des größten

Teils der unglücklichen Menschheit, darunter eine Masse persönlich Unschuldiger, verficht. Das ist Heroismus.

Augustin ist keine Willensnatur, niemals hat er sich die natürliche, spontane Energie des geborenen Herrschers erwerben können. Dennoch hat er als Mann der Liebe und Knecht der Pflicht einen entschiedenen und festen Willen betätigt. Er hat Selbstzucht geübt wie Wenige. Der Mann, dem durch seine Veranlagung die Gefahr des Exzentrischen vielleicht ebenso nahe lag wie dem Hieronymus — auch dann noch, als er die Sinnlichkeit kalt gestellt hatte —, ist ein ungewöhnlich disziplinierter und in gewissem Sinne auch einheitlicher Charakter geworden. Augustin hat die Festigkeit des Willens seiner widerstrebenden Natur abgerungen oder vielmehr ihr aufgezwungen. Mit dem vollendeten Bruch kommt sein sittlicher Charakter zur Vollendung.

Wir haben den Charakter Augustins einen gebrochenen genannt, und die soeben versuchte Analyse desselben wird das Urteil gerechtfertigt haben. Doch damit sind wir noch nicht in die letzte uns erreichbare Tiefe seines Wesens hinabgestiegen. Der Wesenskern des Menschen ist da zu suchen, wo Geist, Gefühl und Wille noch nicht differenziert, noch ungeschieden sind. Ebensowenig wie die formale Struktur des Geistes- und Empfindungslebens kann natürlich dieser nach Abschälung aller Rinden noch übrig bleibende Stamm des Lebens verbogen oder gebrochen werden. Diese Lebensflamme kann hell auflodern, sie kann auch in sich zusammensinken, vielleicht erlöschen — danach fragen wir hier nicht. Est ut est, aut non est. Augustin nennt diesen Wesenskern des Menschen das Trachten, das Trachten nach dem Glück, der Seligkeit, dem höchsten Gut. Nicht Jeder empfindet dies „Trachten" mit derselben Lebhaftigkeit wie er als das innerste Sein. Zum Abschluß der Charakteristik des heiligen Augustin darf die Bemerkung nicht fehlen, daß dies sein innerlichstes Trachten in seinem Gott ein unendlich fernes und doch in jedem Augenblick zu umklammerndes Ziel ge-

funden hat, daß es in Gott einerseits zur Ruhe, andrerseits zum glühendsten Emporflammen gekommen ist. Augustin hat es erfahren, daß die tiefste Ruhe der Seele, die Ruhe in Gott, das intensivste Leben ist. Geborgen in seinem Gott hat er eine Höhe erstiegen, in welcher ihn die drunten auf der Erde tobenden Stürme, das Lust- und Jammergeschrei der Welt, kaum noch erreichte. Mögen ihm, was er ja selbst am wenigsten bestreitet, manche Schwächen anhaften, mag er hier und da, auch in seinem bischöflichen Amte, — wir konnten einige solcher Fälle aufdecken — sich versehen und Fehler gemacht haben; wenn irgend jemand, verdient auch er ein Heiliger genannt zu werden. Er ist dem Ideal eines Bischofs, das ihm schon vor seinem Eintritt in den Klerus vor Augen schwebte, zum mindesten sehr nahe gekommen. —

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

OCT 13 19

JAN 13 1927

OCT 19 1945

1Sep'53ED

FEB 4 1954 LU

30m-6,'14

YB 21803

286389

BR
1720
A9T4

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY